Johanna Sebus.

Drama in 1 Akt

von

Roderich Benedix.

— Aufgeführt in Cleve. —

Cleve, bei F. Char.
1835.

Personen.

Albers, ein reicher Privatmann.
Wittwe Sebus.
Johanna, ihre Tochter.
Frau Richter.
Wilhelm, Friedrich, } Soldaten.
Erster, Zweiter } Fährmann.
Erster, Zweiter } Bauer.
Ein Wirth.
Ein Schmuggler.

Ex Bibliotheca Regia Berolinensi.

Scene 1.

(Wirthshaus. Nacht.)

Wirth. Fährmann. Schmuggler, auf der Bank ſchlafend.

Wirth. Nun, ihr habt jetzt bald gute Zeit.

Fährm. Wie ſo?

Wirth. Wenn das Eis erſt kommt, dann könnt ihr nicht mehr fahren und legt euch auf die Bärenhaut.

Fährm. Schöne Bärenhaut! Als wenn wir nicht flicken müßten an unſrer alten Fähre, was das Jahr über der Rhein zerſpült hat; und dann ſo lange wie es geht, müſſen wir doch fahren; und die paar Tage wo das Eis treibt, will nicht viel ſagen.

Wirth. Wie lange denkt ihr, daß es dauert, eh es kommt?

Fährm. Wir warten jeden Augenblick, daß es bricht. Mein Kamerad iſt auf Wache.

Wirth. Horch! wer kommt denn da?

Scene 2.

Vorige. Wilhelm. Friedrich.

Wilh. Guten Abend! Eine Flaſche Wein!

Wirth. Sollt ihr haben! (Holt ſie)

Friedr. Halte dich nicht lange auf, Bruder, ich muß um jeden Preis noch heute zu Hauſe ſein.

Wilh. Eben darum! Wir wollen noch die müden Maſchinen etwas einſchmieren. Komm, laß die Grillen und erzähle mir aus deinem Leben etwas — das heißt, eh' ich dich kennen lernte, denn von da an haben wir ja unſere Schickſale zuſammen erlebt.

Friedr. Laß uns fort, Bruder, denn ich habe keine Ruhe bis ich mein Mädchen wieder gesehen habe.

Scene 3.

Zweiter Fährmann. Vorige.

2ter Fährm. Na, der Himmel sei uns gnädig! Wenn dasmal Alles gut abgeht, will ich Gott danken.

Wirth. Wie so? was giebt's?

2ter Fährm. Das Wasser ist seit einer Stunde um 18 Zoll gestiegen, und wenn ihr euch an die Thüre verfügen wollt, könnt ihr hören wie das Eis bricht.

Wirth und 1ter Fährmann, (gehen ab.)

Friedr. Seid Ihr der Fährmann?

2ter Fährm. Richtig!

Friedr. Fahrt uns über, rasch, ich gebe Euch viermal, — achtmal das Fährgeld.

2ter Fährm. Und wolltet ihr mir es zwanzig- und hundertmal geben, ich könnte euch doch nicht übersetzen. Horcht nur hinaus — seht euch den Rhein an; man kennt ihn gar nicht mehr. Sonst ist er still und friedlich, jetzt ist er wüthend und grimmig. Mit jeder Sekunde wächst das Wasser, und binnen einer halben Stunde haben wir den Eisgang im vollen Gange. Dazu heult der Sturm und peitscht die Wellen, daß der Teufel selbst — Gott verzeih mir's — keinen Kahn über das Wasser fahren könnte.

Friedr. Aber ich muß, ich muß hinüber. Soll ich hier warten, vielleicht acht tödtlich lange Tage, bis der Eisgang vorüber ist? Ich muß hinüber.

2ter Fährm. Ja wenn ihr nicht hinüber fliegen könnt, mit dem Fahren geht's nicht. Und zum Durchwaten, wenn's euch auch nicht zu kalt wäre, möchten doch eure lahmen Beine nicht taugen.

Scene 4.

Vorige. Wirth, 1ter Fährmann, kommen zurück.

Wirth. Gott bewahre uns; das wird eine Nacht werden!

1ter Fährm. Ja es macht einen tüchtigen Lärm draußen. Das Waſſer brauſt, das Eis kracht, der Wind pfeift, der Regen plätſchert — man kann ſein eig'nes Wort nicht verſtehen. (zum zweiten) Chriſtian, liegt der Kahn ſicher, iſt Alles in Ordnung?

2ter Fährm. Alles, wir können uns ruhig ſchlafen legen.

Friedr. O warum kamen wir nicht einen Tag früher. Hier ſtehe ich, von hier kann ich den Thurm meiner Heimath ſehen — dort ſteht meine Mutter und denkt an ihren fernen Sohn mit Angſt und Sorge und ich kann nicht hinüber. Und meine Geliebte —

Wilh. (der ſchon bei ſeiner erſten Rede ſich zum Weine ſetzte) Aha! Brüderchen, jetzt ſind wir auf der rechten Spur. Deine Geliebte — du haſt dich verſchnappt, jetzt mußt du beichten.

Friedr. (ohne ihn zu hören) Sagt, iſt es nicht möglich, den Rhein zu paſſiren?

2ter Fährm. Auf unſerm Kahne nicht.

1ter Fährm. Wenn ihr ſonſt keinen andern Weg wißt, müßt ihr hier bleiben. (Setzen ſich in den Hintergrund indeſſen und trinken.)

Wirth. Na, Herr Soldat, es wird euch bei mir wohl behagen. Ihr ſollt ein Bette haben, wie Ihr es nur verlangen könnt. Soll ich für Euch zurecht machen?

Wilh. Ja, ja, Herr Wirth. Wir werden doch bleiben müſſen, alſo richtet Euch auf uns ein.

Wirth. Gut, will's beſorgen. (ab.)

Wilh. Na, Brüderchen, tröſte dich, du wirſt hier auch nicht umkommen in den paar Tagen.

Friedr. Ich gäbe einen Napoleon, ja zwei, könnte ich noch heute hinüber!

Schmuggl. (ſteht von ſeiner Bank auf, nähert ſich leiſe und ſagt verſtohlen) Iſt das Euer Ernſt?

Friedr. Gewiß!

Schmuggl. Nun, den Verdienſt kann ich mitnehmen.

Friedr. Wie ſo? wolltet Ihr wagen —

Schmuggl. Was dieſe elenden Kerle ſich nicht getrauen? warum nicht? habe ich doch noch ſchlimmere Fahrten gemacht, als dieſe, und wenn ihr die Courage habt, mir fehlt es nicht daran.

Friedr. Den Muth hab ich — aber wie und wann?

Schmuggl. Na ſeht, ich habe dieſe Nacht noch ſo eine kleine Fahrt vor, von der Niemand Etwas wiſſen darf, am wenigſten die wachſamen Gensd'armen. Ich fahre alſo auf jeden Fall hinüber, und wollt Ihr mit, ſo —

Friedr. Zahle ich dir, was ich verſprach. Freund, Bruder, willſt du mit mir das Wageſtück beſtehen?

Wilh. Haben wir doch ſo viel mit einander durchgemacht, ſo werd' ich doch nicht zurück bleiben, wenn es ein wenig naß werden gilt. Ich fahre mit, das verſteht ſich.

Schmuggl. So haltet Euch fertig. Um vier Uhr, wenn es eben anfängt hell zu werden, geht es fort. Ich will jetzt nachſehen. (ab.)

Wilh. Na, Bruder, jetzt iſt dein Wille erfüllt, du ſollſt noch heute hinüber. Nun ſei vernünftig, ſetze dich zu mir und erzähle mir, was du mir ſchon lange verſprochen haſt.

Friedr. Was ſoll ich dir erzählen? — (Setzt ſich) Meine Kriegsabentheuer kennſt du größtentheils; du warſt dabei, als mir die Kartätſchenkugel das Knie zerſchmetterte, du hiebſt ſelbſt den feindlichen Grenadier nieder, der mir den Bajonettſtich in den Arm gab — du warſt es, mein beſter Freund, der mich vom Schlachtfelde trug, der mir einen Platz in dem Bürgerhauſe verſchaffte und meine Pflege und Heilung ſo ſorgſam betrieb. Wie werde ich dir je danken können?

Wilh. Ach dummes Zeug! was gibt's da zu danken? Hätt' ich den Hundsfott, der mit seinem Bajonett so wüthend um sich stach, nicht zusammen gehauen, so hätte ich am Ende selbst noch einen Stich bekommen, der mir das Nachhausegehn erspart haben würde. Und daß ich für deine Pflege sorgte, war Pflicht des Kameraden; du hättest dasselbe für mich gethan!

Friedr. Gewiß, Freund, gewiß. Und bleibst du deinem Vorsatze getreu, dich bei uns anzusiedeln, so wird sich im Verlaufe der Zeit wohl noch einmal Gelegenheit finden, dir zu vergelten.

Wilh. Versteht sich, will ich bei dir bleiben. Wo soll ich auch hin? Kein Vaterland, keine Freunde, keine Familie — ist mir doch jeder Fleck auf der Erde einerlei, wo ich bleibe, und der der liebste, wo ich Jemand um mich habe, den ich liebe — der mich wieder liebt.

Friedr. Kein Vaterland, keine Freunde! wie ist das? Hast du doch immer vermieden mit mir darüber zu sprechen. Gieb mir Aufschluß über den Zusammenhang deines Lebens.

Wilh. Aufschluß? Hätte ich ihn doch selbst! — Meinen Vater, meine Mutter hab' ich nie gekannt.

Friedr. Bist du denn nicht der Sohn des Korporals Rolier, der vor zwei Jahren an seiner Kopfwunde starb?

Wilh. Gott segne sein Andenken! er war mir ein rechtschaffener Vater, aber dennoch bin ich sein Sohn nicht.

Friedr. Nicht?

Wilh. Hör' an: Du weißt noch, wie wir meinen Vater, denn dafür hielt ich ihn selbst, wie das ganze Regiment, auf dem Schlachtfelde aufsuchten und halb sinnlos bei der Batterie liegen fanden, die wir erstürmt hatten. Wir brachten ihn zurück in das Lazareth und der gute Doctor Bonin sorgte für seinen

Verband. Doch dachte ich an keine Gefahr, denn Vater Rolier war kräftig und gesund und hatte schon 13 Wunden bekommen — aber am andern Morgen, als ich ihn zu besuchen in das Lazareth komme, winkt mir der gute Doctor, bei Seite zu kommen und eröffnet mir (weich) daß mein Vater den Abend nicht erleben werde.

Friedr. Ich weiß, ich weiß! er hatte zu lange ohne Verband gelegen und der starke Blutverlust hatte die letzte Kraft in ihm erschöpft.

Wilh. Nun kannst du dir denken, wie mich des Doctors Reden erschütterten. So lange ich mich besinnen konnte, war ich beim Regimente gewesen. Als kleiner Junge hatte ich auf einem Marketender-Karren alle Feldzüge mitgemacht, und wenn mir etwas fehlte, so war mein guter Vater besorgt um mich. Er nannte mich Sohn, ich nannte ihn Vater, und nie hatte ich eine andere Meinung, als er sei mein rechter Vater. Doch diesen Irrthum benahm er mir. Er rief mich an sein Bette, und sagte mit schwacher Stimme: »Lieber Wilhelm, ich muß sterben. Vorher, ehe ich »aus der Welt gehe, muß ich dir noch ein Geheim»niß eröffnen, was dich sehr nahe angeht. Du bist »nicht mein Sohn.« Es war, als hätte dies Geständniß seine letzte Kraft erschöpft, denn besinnungslos sank er nach diesen Worten auf sein Lager zurück. Endlich kam er wieder zu sich, aber er war unfähig zu sprechen. Mit Heftigkeit in Mienen und Geberden suchte er mir verständlich zu machen, daß ich seine Brieftasche durchsuchen möchte. Ich suchte sie, fand sie endlich, zeigte sie ihm, fragend, ob ich ihn recht verstanden habe. Er nickte befriedigt mit dem Kopfe und verschied. (Hält inne, von der Erinnerung ergriffen.)

Friedr. Wohl entsinne ich mich, wie Alles damals durcheinander ging. Am Abend schon wurde er begraben. Friede seiner Asche!

Wilh. (ihm die Hand drückend) Ja, Frieden seiner

Aſche und Segen ſeinem Andenken! Er war mir mehr als ein Vater.

Friedr. Doch die Brieftaſche«

Wilh. Erſt lange nachher unterſuchte ich ſie, denn ich wollte keinen andern Vater haben, als ihn. Ich fand viele Bankſcheine und dabei dieſes Blatt; lies es ſelbſt.

Friedr. (lieſt) »Es war am 2. Juni 1791, als »wir bei einem Scharmützel in das Dorf Grauen»rode kamen. Die Feinde hatten es bei ihrem Rück»zuge angeſteckt, und wir verfolgten die Fliehenden »durch das brennende Dorf. Da ſah ich plötz»lich dicht vor mir ein Weib am Wege liegen, bei »ihr ein Kind von drei Jahren. Sie war todt, »— denn ein brennender Balken hatte ſie beim »Herabſtürzen getroffen. Gleich neben ihr lag ein »Mann, mit einer tiefen Wunde am Kopfe, gleich»falls todt. Das mochte wol ihr Mann ſein, denn »ſie hatte die rechte Hand an ſeine Schulter gelegt, »gleich als wolle ſie ſich im Fliehen auf ihn ſtützen. »Armes Würmchen, dachte ich, beide Eltern ſind dir »todt, die Nachbarn haben die Flucht genommen, »ſollſt du hier elend umkommen? Mit dieſen Ge»danken hob ich das Kind auf, ſetzte es auf meinen »Torniſter, wickelte es in ein Hemd, ſchnallte es feſt, »und ſetzte die Verfolgung des Feindes mit fort. »Noch denſelben Tag mußten wir aus der Gegend »fort, und ich habe im Gewirre des Krieges nie er»fahren können, wem das Kind eigentlich angehörte. »Später, als es ruhiger geworden war und ich wohl »hätte Nachforſchungen anſtellen können, war mir »der Junge ſo lieb geworden, daß ich ihn für keinen »Preis von mir gegeben hätte. Ich dachte, die El»tern haben ſeinen Verluſt längſt verſchmerzt; warum »ſoll ich mich von ihm trennen? So nahm ich ihn »mit mir in der Welt herum; er ſoll ein tüchtiger »Soldat werden, und wenn ich einmal ſterbe, mein »Erbe ſein.« Hm, ſonderbar! die Geſchichte iſt mir ſo bekannt. Nun, Wilhelm?

Wilh. [gleichsam aus Träumen erwachend] Nun, was ist weiter? Er ist todt, mein guter Vater, und ich habe wie vorher, weder Eltern noch Vaterland.

Friedr. Kein Vaterland? Sollst es bei mir finden, Bruder, denn ich denke, es soll dir schon gefallen bei uns.

Wilh. [gewaltsam lustig] Ach was! der Soldat findet sich überall zurecht. Jetzt will ich anfangen das Leben zu genießen, die Erbschaft meines Vaters — denn das bleibt er mir doch immer — und die Beute die ich mitbringe, machen mich zum reichen Manne, möcht ich sagen, und die Kugel die mir den rechten Arm zerschoß, hat mir Ruhe verwirkt und damit vielleicht Glück. Ich werde doch wol ein hübsches Mädchen bei euch finden, die es nicht verschmäht, einen wackern Soldaten, ist auch sein Bein etwas lahm, zum Manne zu nehmen. Und habe ich erst ein paar rothbäckige Jungen auf dem Schooße, dann möchte ich wissen was mir fehlen sollte.

Friedr. Ich beneide dich in deinem Frohsinn; könnte ich wie du heiter in die Zukunft blicken — aber ich weiß nicht, eine trübe Ahnung hat mich befallen, seit ich das Lager verlassen. Ich freute mich beinahe meiner Wunden, die mich zum Krüppel machten, denn sie entbinden mich einer Pflicht, die mich nur mit Widerwillen erfüllte. War doch so, wenn auch auf schmerzliche Weise, mein dringendster Wunsch erfüllt. Ich war unfähig zum Kriegsdienste, ich konnte zurück in die Heimath, in die ich manche reiche Beute mitbringe — ich nahm mit Freuden meinen Abschied — ohne die ehrenvolle Art nur zu berücksichtigen, mit der ich ihn erhielt; galt mir doch Alles gleich, konnte ich doch zurückeilen in ihre Arme — aber ich weiß nicht, je näher ich der Heimath komme, desto trüber wird mein Sinnen, es lastet mir wie ein Gewicht auf der Brust.

Wilh. In ihre Arme? Aha, also ist doch Eine da, in deren Arme du eilen willst — und darüber hast du mir nie etwas vertraut?

Friedr. Fast weiß ich selbst nicht, warum ich gegen dich geschwiegen — doch mag dies Scham, vielleicht falsche Scham gewesen sein — gleichviel — du mußt es doch erfahren, ich will dir es jetzt mittheilen.

Wilh. Recht so, Bruder, zum Schlafen bist du zu unruhig und ich zu lustig, darum erzähle mir, was von deiner Lebensgeschichte wissenswerth ist.

Friedr. Mein Vater ist ein armer Landmann, ob er noch lebt, weiß ich nicht; seit zwei Jahren habe ich keine Nachricht von Hause. Ich wuchs auf, wie alle Kinder meines Standes; die Mutter hielt mich zur Ordnung und zum Fleiße an, und das wäre meine ganze Erziehung gewesen, hätte nicht ein alter Caplan sich meiner angenommen. Er glaubte in mir besondere Talente zu entdecken, und unterrichtete mich in vielen Dingen, die manche andere Kinder nie erfahren. So wuchs ich herauf und in meiner Brust erwachte die Lust, mehr zu werden als mein Vater. Doch die Ereignisse der Zeit zerrissen meinen Plan — ich mußte ins Feld. Ich kehre jetzt nach drei Jahren zurück, für meine Thätigkeit eröffnen sich jetzt viele Aussichten, denn ich habe manche Kenntnisse — und so weit wäre Alles gut — aber —

Wilh. Wie aber — kommt denn da noch ein Aber? Deine Geliebte, von der ich immer noch nichts erfahren, wird doch kein Aber sein?

Friedr. Und doch. Weiß ich denn, ob sie mich noch liebt? Der Krieg hat mich herumgeworfen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land — doch treu hab' ich im Herzen ihr Bild mir bewahrt. Hat sie es auch gethan: Des Mannes kräftiger Wille gibt seinen Gefühlen Dauer — aber das schwache Weib? Sie war fast noch ein Kind als ich sie verließ, ein gutes, braves Kind, aber liebt sie mich noch? Ich war der Erste, der ihr entgegenkam, ihre Liebe war kindliche Zuneigung — jetzt ist sie Jungfrau, wird ihr Gefühl die Liebe geworden sein, die man braucht, um für ein ganzes Leben damit auszureichen?

Wilh. Sie — Ihr und immer nur Sie. Rede doch einmal wie vernünftige Menschen. Wenn du sie sagst, meinst du ein Frauenzimmer — deren giebt es Gott sei Dank — oder leider Gottes — wie du willst — viele hunderttausende. Welche von diesen vielen ist nun diese Sie; wie heißt sie, und so weiter. Gieb Rechenschaft von ihr, daß ich mit dir spreche von ihr wie ich soll, als Freund.

Friedr. Sie heißt Johanna.

Wilh. Nun etwas näher kommen wir doch der Sache — wir haben doch schon einen Namen — Johanna — und ein hübscher Name — ich habe immer eine Vorliebe für diesen Namen gehabt. Wenn ich von einer Johanna höre, ist es mir immer, als müßte sie mich sehr nahe angehen. Also Johanna! Nun weiter.

Friedr. Was weiter? Sie ist schön, brav, sanft —

Wilh. Tugendhaft, sittsam, fromm, kurz ein Engel. Sieh, Bruder, das brauchst du mir nicht erst zu sagen, das weiß ich schon, denn du bist verliebt. Ich bitte dich, denke dich einmal in die Stelle eines gar nicht verliebten Menschen, in meine Stelle zum Beispiel — der will wissen, wer ihre Eltern sind, und so weiter — wie ihr zusammengekommen seid, und so weiter — was ihr für Hoffnungen habt für die Zukunft und so weiter. Das sind lauter prosaische Fragen — aber ich bin auch prosaisch. — Darum steige herunter von den Flügeln deiner Poesie und gib Rede und Antwort.

Friedr. So höre. Ich mochte fünf Jahre alt sein, als in das Haus meiner Eltern eine Wittwe mit ihrer Tochter zog. Sie bewohnte den andern Theil des Hauses, den meine Eltern nicht benutzten. Was war natürlicher, als daß die Tochter meine Spielgefährtin wurde. Wir wuchsen mit einander auf, wir gingen täglich mit einander um, und so entstand in unsern Herzen eine, wenigstens bei mir unauslöschliche Neigung. So wie der alte, ehrwürdige Caplan auf meine Bildung wirkte, so brachte mein Umgang

mit Johannen daſſelbe hervor. Sie zeichnete ſich, als ſie älter wurde, nicht nur durch Schönheit, ſondern auch durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihren hellen, klaren Verſtand, und ihr offnes, freies Gemüth aus.

Wilh. Sieh, ſieh, Brüderchen, das iſt ja ein ſehr poetiſches Verhältniß. Doch fahre fort.

Friedr. Wie die Jugend iſt — ich hatte weder an meine Zukunft gedacht, noch mich um die Familienverhältniſſe meines Mädchens bekümmert. Doch eines Abends, als ſie mir, der ich von einem Gange über Feld heimkehrte, entgegen gegangen war, und wir im traulichen Geſpräche neben einander dem Dorfe zugingen, fragte ſie mich mit einem leiſen Seufzer, was denn aus uns werden ſolle. Mir war bei dieſer Frage, als würde ein Vorhang vor meiner Zukunft weggezogen, und mir ſchien es unmöglich zu ſein, daß es ein Leben für mich geben könne, wo ſie nicht dabei wäre. Ich antwortete kurz und keck, ſie müſſe meine Frau werden. Ein leiſes Lächeln flog über ihre Geſichtszüge, und ſie entgegnete: »So malt auch meine Hoffnung ſich die ferne Zeit aus — aber wie wird, wie kann das geſchehen! Deine Eltern hinterlaſſen dir kein Vermögen, und ich, die vaterloſe Waiſe, bin arm, ſehr arm.

Wilh. Ich kann mir dein Erſtaunen dabei denken. Nie war dir eingefallen, daß man zum Leben noch etwas anderes brauche, als ſich lieb zu haben.

Friedr. Wohl haſt du Recht, und ich möchte ſagen, es war dies der erſte ernſte Augenblick meines Lebens. Wir ſprachen nun über verſchiedene Pläne für unſer künftiges Leben und kamen ſo auch auf ihre Verhältniſſe zu reden, von denen ich vorher, ſonderbarer Weiſe nie etwas erfahren hatte. Durch ſie zuerſt erfuhr ich, daß ſie nicht in dem Dorfe, wo wir wohnten, geboren war, und ſie erzählte mir mit kurzen Worten ihre Geſchichte. Mein Vater, begann ſie, war ein Weinbauer in Grauenrode.

Wilh. Was ſagſt du? in Grauenrode?

Friedr. So ſagte ich.

Wilh. Sonderbar! Doch weiter.

Friedr. Was fällt dir auf?

Wilh. Iſt das nicht daſſelbe Dorf in dem mein Vater mich gefunden?

Friedr. Jetzt fällt auch mir dies auf. Bei deiner Erzählung habe ich nur halb träumend zugehört — doch höre weiter. Bei einem Gefechte, in dem die feindlichen Truppen das Dorf eroberten, das die Fliehenden in Brand geſteckt hatten, rettete ſich die Mutter meiner Johanna mit ihrem vierjährigen Knaben aus dem brennenden Hauſe. Kaum auf der Straße angelangt, traf den Vater, der ſie führte, und die Tochter Johanna an der andern Hand hielt, eine Kugel, und ſtreckte ihn augenblicklich todt zu Boden. Erſchrocken bleibt die Mutter ſtehen, da fliegt in der Nähe ein Pulver-Karren auf, ein Stück davon trifft ſie, und bewußtlos ſinkt ſie nieder. Die kleine Johanna, zwei Jahre alt, verkriecht ſich in der Angſt in einen Zaun. Da ſieht ſie, wie ſie ſpäter der Mutter erzählt, daß ein Soldat auf die Mutter zukommt und —

Wilh. Ihr das Kind nimmt, nur weiter. — [In der höchſten Spannung.]

Friedr. [ſtaunend] Wie? du weißt?

Wilh. Hab ich dir die Geſchichte nicht ſchon vorhin erzählt? Haſt du ſo ſchlecht meinen Worten zugehört. Es war ja meine Mutter! [faſt weinend] Es muß ja meine Mutter geweſen ſein!

Friedr. Wär's möglich — deine Mutter [Umarmt ihn] Bruder meiner geliebten Johanna — o wie glücklich macht mich dieſe Entdeckung.

Wilh. [drängt ihn ſanft zurück] Laß mich — laß mich — ich kann dir nicht ſagen, welche Gefühle mich beſtürmen, ich hätte eine Mutter, eine Schweſter — ja, ja, du haſt Recht, wir müſſen noch heute über den Fluß, und ſollte es uns das Leben koſten. Mutter — Schwe-

ſter — Vater Rolier, wäreſt du bei mir, könnteſt du meine Freude ſehen, könnten die Meinigen dir vergelten, was du an mir gethan. — Doch iſt denn auch Alles gewiß — täuſche ich mich nicht mit leeren Hoffnungen — nein, nein, es muß wahr ſein — ich bin zu glücklich, als daß mir eine Lüge dieß Gefühl gewähren könnte. [haſtig] Doch wie weiter — fahre fort in deiner Erzählung.

Friedr. Was nun weiter geſchah? Nach und nach wurde es wieder ruhig im Dorfe, die Feinde verlohren ſich und die geflüchteten Dorfbewohner wagten ſich einzeln wieder hervor. Unter ihnen erkannte die am Zaun verſteckte Johanna bekannte Geſichter, ſie rief, kam hervor und erzählte mit kindiſchen Thränen' was ſie geſehen hatte. Man brachte die Mutter wieder zu ſich.

Wilh. Sie lebt — ſie lebt — und Vater Rolier nahm ihr das Kind! — —

Friedr. Sie lebt — Gott ſei es gedankt! — Laß mich hinweg eilen über ihren Jammer, als ſie ihr Kind nicht fand, als ſie ihren Gatten todt zu ihren Füßen liegen ſah. Ihr einziger Troſt war ihre Tochter — aber ſie vermochte nicht in dem Orte zu bleiben, wo ſie ſo glücklich, ſo kurze Zeit glücklich geweſen war; Alles erinnerte ſie an die ſchönen Träume und Ausſichten, die ihnen die Zukunft dargeboten hatte — ſie beſchloß den Ort zu verlaſſen. Bald waren die Grundſtücke und das Wenige, was der zerſtörende Krieg ihnen gelaſſen hatte, verkauft.

Wilh. Arme Mutter!

Friedr. Mit dem kleinen Ertrage dieſes Vermögens wanderte ſie fort — bis zu uns. Hier beſchloß ſie zu bleiben und lebte von dem wenigen Einkommen ihres kleinen Kapitals und ihrer Hände Arbeit.

Wilh. Freue dich Mutter — du haſt noch einen Sohn, einen Sohn, der im Stande iſt, die Sorgen deines Alters zu erleichtern. Jetzt bekommt das Leben einen neuen Reiz für mich. Für Nichts habe

ich das Geld geachtet,, die Papiere, die ich in meinem Torniſter mitbringe, jetzt bekommen ſie Werth für mich. Sie ſollen meiner Mutter das Leben erleichtern, ſie ſollen Heiterkeit und Frohſinn verbreiten, wo bis jetzt Kummer und Sorgen weilten. — Doch fort, fort, ich halte es nicht länger aus.

Friedr. Und meiner gedenkſt du gar nicht in deinen Träumen? Nicht meiner Liebe, meiner Hoffnungen?

Wilh. Deiner nicht denken? [fröhlich das Glas nehmend] Schwager, ſtoß an! Du wirſt meiner Schweſter Gatte, ich will dein Freiwerber ſein, ich will euch verheirathen.

Friedr. Wird ſie meiner noch gedenken? wird ſie mich noch lieben?

Wilh. Potz Grillen und kein Ende! ſie wird dich nicht vergeſſen haben! Stoß an! Bruder, Schwager, Freund — auf eine fröhliche Zukunft. [In dieſem Augenblick ertönt das Läuten einer fernen Glocke.]

Friedr. Hörſt du das Grabgeläute: Auf eine fröhliche Zukunft — ich weiß nicht, welche Ahnung mir die Bruſt beengt — klingt mir doch der Ton dieſes Läutens wie eine Todtenglocke in die Ohren.

Wilh. Ach was! wer wird ſich mit Grillen plagen; laß uns ſehen, was es giebt.

Scene 5.

Der erſte Fährmann hatte ſich bei dem Abgehen des Schmuggelers zum Schlafen auf die Bank geſtreckt, der zweite Fährmann war hinausgegangen und kehrt jetzt zurück. Er weckt den erſten und ſpricht:

2ter Fährm. Hörſt du nicht, wie ſie läuten?

1ter Fährm. [ſchlaftrunken] Was giebt es denn?

2ter Fährm. Drüben läuten ſie die Nothglocke, es muß ein Dorf in Gefahr ſein.

1ter Fährm. Na, wir können doch nicht helfen. Gott tröſte die armen Leute in ihrer Noth.

Scene 6.

Vorige. Schmuggler, kommt leise herein.

Schmuggl. Nehmt eure Sachen, der Morgen graut, wir müssen eilen.

Wilh. Wir sind bereit. (zu Friedrich) Rasch Bruder, wir dürfen nicht säumen.

Frieor. Mit Gott denn, vorwärts.

(Schmuggler, Friedrich und Wilhelm ab.)

Scene 7.

[Die beiden Fährleute.]

1ter Fährm. Merkst du was? der hat wieder einen Streich vor.

2ter Fährm. Laß ihn, er wird's noch so lange machen, bis er dem Todtengräber seine Mühe erspart.

1ter Fährm. Mir könnten sie tausend Gulden bieten, ich möchte nicht in das Wasser.

Scene 8.

Vorige. Der Wirth.

Wirth. Ich bin neugierig, wie lange der Kerl sein Handwerk noch treibt — und verführt da die beiden jungen Kerle mit.

2ter Fährm. Was giebts?

Wirth. Was wirds geben; Die beiden Soldaten kommen in aller Eile heraus, bezahlen ihre Flasche Wein, und eilen dann mit dem Schmuggler davon. Wahrscheinlich wollen sie mit ihm überfahren, denn sie hatten's ja gewaltig nothwendig.

1ter Fährm. [ist ans Fenster getreten] Seht nur hinaus. Hol mich der und jener! da sind sie schon auf dem Wasser. Na, ich wünsche glückliche Fahrt.

2ter Fährm. Der Kerl führt sein Ruder tüchtig — ja, ja, das hat er von seinem seligen Vater gelernt — der ist auch auf der See umgekommen.

1ter Fährm. Auf der See?

2ter Fährm. Beim Härings-Fange — man ſpricht nicht gerne davon — 's war eine eigene Geſchichte — die Mutter iſt in den Brunnen gefallen — zwei Schweſtern ſind im Kohlendampfe erſtickt, die ganze Familie nimmt ein ſchmähliches Ende; und der Kerl erſäuft ſicher auch noch.

1ter Fährm. Dießmal ſcheint es nicht ſo, ſieh, ſieh, wie er um die Scholle herum gekommen iſt. —

2ter Fährm. Richtig, richtig! braver Kerl!

1ter Fährm. Es iſt noch ſo finſter, man kann ſie kaum noch ſehen.

2ter Fährm. Halt, halt! der Kahn ſchlägt um!

1ter Fährm. Nein, er hebt ſich wieder.

2ter Fährm. Komm hinaus, wir müſſen ſehen, ob er glücklich hinüber kommt. [Alle ab.]

Scene 9.

Verwandlung. [Bauernſtube.]

Wittwe Sebus. Frau Richter.

Frau R. Ich wollte doch, daß mein Mann zu Hauſe wäre — es macht mir Angſt, wenn ich höre, wie das Waſſer ſteigt.

Wittwe S. Es hat keine Gefahr, Nachbarin — ſetzt euch. Meine Johanna iſt hinaus, um zu ſehen.

Frau R. 's iſt heute juſt drei Jahre, daß mein Friedrich in die Welt hinaus mußte. Iſt mirs doch immer, als wäre das ein Unglückstag für mich.

Wittwe S. Ey was, Frau Nachbarin, wer wird ſich ſolche Grillen machen, denkt nicht daran! die jungen Leute müſſen heut zu Tage alle in den Krieg und er kann da draußen es zu etwas bringen.

Frau R. Wenn ich nur etwas von ihm wüßte, Seit zwei Jahren ſchreibt er keine Zeile.

Wittwe S. Im Kriege treibt ſich alles durch-

einander, bald ſind ſie hier, bald ſind ſie dort, wer ſoll da ans Schreiben denken?

Frau R. Zu ein paar Zeilen hätte er doch wol Zeit gefunden. Wer weiß aber, vielleicht iſt er längſt ſchon todt, vielleicht iſt er weit von hier in Gefangenſchaft, vielleicht liegt er gar im Lazareth ſchwer verwundet.

Wittwe S. Wer wird immer das Aergſte denken. Vielleicht hat er geſchrieben und der Brief iſt verloren gegangen. Gehen doch die Poſten im Kriege nicht ſo ordentlich.

Frau R. Ihr ſprecht mir immer Muth ein, Nachbarin, und doch iſt der Krieg ſo ſchrecklich.

Wittwe S. Ob er ſchrecklich iſt! — ob ich das weiß! [mit Erinnerung] hat er mir doch Alles geraubt! [leiſe für ſich] Mein Albert, mein Sohn! Lebſt du noch, oder biſt du deinem verblichenen Vater nachgegangen, wo es keine Feinde mehr giebt, wo kein Feuer die friedliche Hütte zerſtört?

Frau R. Was iſt euch? Ich ſehe Thränen in euern Augen.

Wittwe S. Nichts, Nachbarin, nur Erinnerungen. — — Wo mag nur meine Tochter bleiben?

Frau R. Johanna, wo iſt ſie?

Wittwe S. Weiß ich's? Täglich in der Abendſtunde wandelt ſie nach dem Ufer des Rheins, und oft kehrt ſie mit verweinten Augen zurück.

Frau R. Und heute auch?

Wittwe S. Wahrſcheinlich! gewiß! Doch bleibt ſie nie länger aus, als bis dieſe Stunde. [Am Fenſter] Dort kommt ſie.

Scene 10.

Vorige. Johanna.

Johanna. Guten Abend!

Wittwe S. Wo bleibſt du Kind?

Johanna. Der Rhein wächst furchtbar, das Eis droht zu brechen, die Nachbarn fürchten Gefahr — ich ging mich selbst zu überzeugen.

Wittwe S. Nun, wie stehts?

Johanna. Nachbar Veit meint, wenn das Eis zu rechter Zeit bräche, würde es keine Gefahr haben.

Frau R. Gefahr? Gerechter Gott! also spricht man doch von Gefahr. Und mein Mann ist nicht zu Hause.

Johanna. Beruhigt euch, Nachbarin. Der Deich ist stark und fest, und wenn der nur hält, wird es keine Noth haben.

Frau R. Gebe es Gott! Morgen erst kommt mein Mann zurück, wenn nur bis dahin alles glücklich abgeht.

Wittwe S. Seid ohne Sorge, Nachbarin, kann euer Mann doch noch zurück kommen, ihr dürft ihn doch noch erwarten, [seufzend und abgewandt] mein Franz kommt niemals wieder.

Frau R. Nun ich will ruhig sein, ich will mich zu Bette legen. Gute Nacht. [ab.]

Scene 11.

Johanna. Wittwe Sebus.

Wittwe S. Wo warst du, Johanna?

Johanna. Wo ich war, Mutter? [seufzt] Ich war am Ufer des Rheines — habe ich dir es noch nicht gesagt?

Wittwe S. Was ist dir, Kind, bist du doch seit langer Zeit so trüb, so verschlossen.

Johanna. [gewaltsam] Was soll mir fehlen, Mutter? Du irrst dich, mir ist wohl.

Wittwe S. Täusche mich nicht, Kind — deine abendlichen Spaziergänge, deine roth geweinten Augen, dein träumerisches Wesen — ich will dein Vertrauen dir nicht abzwingen — doch bedenke, deine erste Freundin ist deine Mutter. [Ab in die Kammer.]

Scene 12.

Johanna, allein.

Dir soll ich mich vertrauen? Ach Mutter, du kannst mich doch nicht verstehen. Niemand, niemand wird mich verstehen. Was mir fehlet? Fehlt mir doch alles! Drei Jahre — eine lange Zeit — drei Jahre ist er fort — und die Mutter fragt noch, was mir fehlet? Friedrich! mein Friedrich! lebst du noch? Schon so lange weiß ich nichts von dir, schon so lange harr' ich vergebens auf eine Nachricht von dir. Mit freudiger Hoffnung begrüße ich den Tag, er soll mir bringen, wonach mein Herz so sehnlich verlangt — aber er geht vorüber, die Sonne sinkt und meine Hoffnung bleibt unerfüllt. Ich lege mich nieder, und: »Morgen, morgen« ist der einzige Gedanke, mit dem ich einschlafe. Ach, es ist schon oft Morgen geworden, und noch immer ist mein sehnlichstes Hoffen nicht erfüllt. Und nicht ein freundlicher Traum bringt mir sein Bild vor die Seele, unruhig ist mein Schlaf und geängstet stehe ich auf, wie ich mich niederlegte. Viele, viele Tage sind schon vergangen, jeden Abend führte mich mein Weg nach der Gegend, wo er hinging — ich sah immer nach ihm hin, in jedem Wanderer glaubte ich ihn zu erblicken, aber sie kamen näher und er war es nicht.

[Singt, während sie sich auszukleiden anfängt.]

Volkslied.

Es stand auf grüner Haide,
Die bleiche Braut allein.
Die Sonne wollte scheiden,
Mit ihrem blassen Schein.
Sonne noch einmal blicke zurück.

Schon viele, viele Tage,
Sahn mich hier trauernd stehn;
O Sonne, Sonne sage
Hast du ihn nicht gesehn?
Sonne noch einmal blicke zurück.

Und wenn er wiederkehrt, liebt er mich noch? Hat er noch gedacht an die arme Johanna, die seinet-

wegen in Kummer vergeht? Kein Schwur der Treue bindet ihn an mich, kein Pfand der Liebe hat er mir zurückgelaſſen. Lebt mein Bild noch in ſeiner Seele? hat es je darin gelebt? — O marternde Zweifel! Doch ich will, ich muß mich faſſen. Ich muß meine Thränen vor der liebenden Mutter verbergen — ach, ſie könnte mich doch nicht verſtehen.

Scene 13.

Johanna. Wittwe Sebus.

Wittwe S. Wo bleibſt du, Johanna? es iſt ſpät.

Johanna. Mutter, ich komme, — aber hörſt du nichts?

Wittwe S. Nein, der Wind rauſcht, der Regen plätſchert, das Wetter iſt ſtürmiſch.

Johanna. Legt euch zur Ruhe, Mutter, laßt mich noch hier — ich weiß nicht, welche Angſt, welche Unruhe mich drückt — laßt mich noch einen Augenblick hier.

Wittwe S. Was willſt du denn noch? Komm, komm doch.

Johanna. Das Waſſer droht Gefahr; laß mich wachen, gute Mutter, ſchlafe du ruhig, deine Tochter wird deinen Schlummer bewahren.

Wittwe S. Ich gebe nach. Doch komm bald. [Ab.]

Scene 14.

Johanna, allein.

Ich ſollte ſchlafen? O warum? Alle Menſchen freuen ſich des Schlafes — nur ich nicht, denn er raubt mir das liebſte, was ich habe, das einzige, was mir lieb — die Gedanken an ihn. [Setzt ſich zum Spinnen. Singt]

Volkslied.

So viel Blumen, als da ſtehen,
So viel Stern am Himmel gehen,
So viel Seufzer ſchickſt du mir.

So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel Seufzer ſchick' ich dir!

[Die Muſik geht über in ein Adagio, ſie entſchläft. Traum. Friedrich erſcheint und deutet auf das Grabmal, er geht darnach hin, nimmt eine Palme, winkt ihr damit, und kniet dabei nieder.]

Johanna. [träumend] Friedrich! — mein Friedrich! — — Wie biſt du bleich! Biſt du krank geweſen? Antworteſt du nicht? Was ſoll mir die Palme? Friedrich! mein Friedrich — laß mich nicht wieder allein!

[Gegen das Ende der Muſik ſtarkes Läuten.]

Johanna. [erwacht, ſteht auf und ſieht ſich um] Es war nur Traum. Aber was für ein Traum? Wie war er ſo bleich? — und die Palme? — und der Stein? — war mirs doch, als hätte ich meinen Namen darauf geleſen. Doch, was bedeutet das Läuten — es iſt ſchon Morgen — die Frühglocke iſt es — der erſte Strahl des Tages bricht ſchon durch die Scheiben — ich habe lange geſchlafen — und geträumt — ſo deutlich habe ich ihn geſehen, ſo deutlich wie ſein Bild in meiner Seele lebte. Ach, daß es nur Traum war!

[Eine zweite Glocke, doch ferner, wird hörbar.]

Doch was iſt das? das iſt keine Morgenglocke — horch, eine zweite — es iſt die von Griethauſen. — Heiliger Gott, das iſt das Nothzeichen — das Waſſer! [Stürzt ans Fenſter] Wie hab' ich mich getäuſcht, ich wähnte, Stille der Nacht umgebe mich und draußen iſt Leben, nur zu viel Leben! Die Menſchen laufen durcheinander, es muß Gefahr ſein, und Keiner kommt uns zu wecken. Ich muß Gewißheit haben. [ab]

[Das Läuten dauert durch die ganze Scene fort, hie und da auch verworrene Menſchenſtimmen.]

Scene 15.

Frau Richter, tritt ein.

Gerechter Gott! was bedeutet der Lärm — und

Alles ſchläft hier noch. [An der Seitenthüre] Frau Nachbarin! Frau Nachbarin!

Scene 16.

Vorige. Wittwe Sebus.

Wittwe S. Was giebt es?

Frau R. Könnt ihr ſchlafen bei dem Lärmen?

Wittwe S. Was iſt?

Frau R. Hört ihr die Nothglocken nicht, wie ſie ſtürmen, ſchon ſeit einer halben Stunde. Anfangs meinte ich, es wäre die Frühglocke — aber es iſt das Nothzeichen.

Wittwe S. Wo iſt meine Tochter?

Frau R. Iſt ſie nicht bei euch in der Kammer?

Wittwe S. Ihr Bett iſt unberührt — heiliger Gott! wo iſt mein Kind?

Scene 17.

Vorige. Johanna.

Johanna. Mutter, Mutter, raſch — der Deich läßt Waſſer durch, bald muß er brechen, ſagen die Nachbarn — kommt, verlaßt das Haus, hierher wirft ſich die erſte Gewalt des Waſſers.

Frau R. [geht ab.]

Wittwe S. Gut, gut, wir wollen fliehen, doch laß uns erſt die Wäſche mitnehmen.

Johanna. Zu ſpät, Mutter, zu ſpät, ſchon geht man bis an die Knie im Waſſer, und mit jedem Augenblicke wächſt die Gefahr.

Wittwe S. Wie ſoll ich durchkommen? Wie mich finden? Meine alten ſchwachen Glieder tragen mich nicht mehr.

Johanna. So trage ich euch. Süßes Amt der Tochter, die Mutter zu retten — Doch eilt, eh' es zu ſpät wird.

Scene 18.

Vorige. Frau Richter.

Frau R. Himmel, was soll aus uns werden? das Wasser dringt heran, schon steht es drei Fuß hoch, ich wage mich nicht durch.

Johanna. (faßt die Mutter bei der Hand) Rasch, Mutter, keine Zeit verloren. (zu Frau Richter) Ich komme wieder! (zieht ihre Mutter mit fort)

Scene 19.

Frau Richter, allein.

Johanna! Johanna! Mein Gott! sie lassen mich allein, ich muß elend umkommen. (Tritt ans Fenster) Wackere Dirne! sie trägt die Mutter mit kräftigem Arm durch das Wasser. O mein Sohn, Friedrich! wärst du da, du würdest deine Mutter nicht verlassen! Ist Niemand der mich rettet? Hülfe! Hülfe! — Ich komme wieder! sagte nicht Johanna so? Ich will vertrauen. [Sinkt betend auf die Knie. Pause. Sie erhebt sich, sieht zum Fenster hinaus] das Wasser wächst höher! Noch keine Rettung! Ha, was sehe ich — da kehrt sie zurück — Johanna! — Johanna! — das wackere Mädchen kommt — sie arbeitet sich mit Mühe durch die Fluth —

Stimmen von außen. Der Deich ist gebrochen!

Frau R. Herr Gott! der Deich gebrochen, ich bin verloren! (fällt bestimmungslos in einen Stuhl)

Scene 20.

Johanna, erschöpft, mit aufgelöstem Haare und bleich, kommt herein.

Mutter meines Friedrich! wo seid ihr?
(Bemerkt sie nicht und stützt sich athemlos auf den Tisch.)

Melodram.

Ich kann nicht mehr, meine Kräfte sind erschöpft. — Ich muß mein Grab in den Fluthen finden. — Sollte ich sie verlassen, die meinen Friedrich gebar? — Sollte

mein Traum in Erfüllung gehen! — Es war ein ſchöner Traum! — Mein Friedrich! — Und die Palme — und der offene Himmel! — Mein Friedrich! wir werden vereint, — nimm deine Johanna auf.

Frau R. [kommt zu ſich] Johanna! biſt du da? kommſt du mich zu retten?

Johanna. Mutter, da ſeid ihr, ich hatte euch nicht geſehen.

Frau R. Wie iſt es, mein Kind, können wir uns noch retten?

Johanna. (beinahe abweſend mit Lächeln) Retten? [kömmt zu ſich] Ha, Mutter! ich muß euch retten, ich hab' es meinem Friedrich verſprochen. Kommt, kommt, ich rette euch.

Frau R. [am Fenſter] Es iſt zu ſpät, das Waſſer iſt zu hoch.

Johanna. [begeiſtert]

Melodram.

Das Waſſer rauſcht — das Wetter tobt — es heult der Wind — laß es toben — ich rette euch — mein Friedrich winkt — ich hab' es ihm geſchworen — kommt Mutter! — Fort, fort, faßt Muth! — Auf meinen Armen ſeid ihr ſicher! — Ich biete den Fluthen Trotz, — Friedrich, bete für mich. — Ich komme!

[Führt Frau Richter raſch und halb gewaltſam fort. Wenn die Muſik endet: Verwandlung. Freie Gegend, der Theil eines Deichs. Das Läuten dauert, aber ganz in der Ferne, fort.]

Scene 21.

Zwei Bauern, begegnen ſich.

1ter Bauer. Nun, wie ſtehts?

2ter Bauer. Das Waſſer wächſt nicht mehr, doch hat es ſchon Schaden genug gethan, und noch dauert die Gefahr fort.

1ter Bauer. Ja ja, der Deich iſt gänzlich durchgebrochen, und mit furchtbarer Wuth ſtrömt das Waſſer in das Dorf hinab.

2ter Bauer. Sind viele verunglückt?

1ter Bauer. Noch weiß man nichts, aber das Mädchen iſt noch in Gefahr.

2ter Bauer. Welches Mädchen?

1ter Bauer. Die Tochter der Wittwe Sebus.

2ter Bauer. Was iſt mit der?

1ter Bauer. Die Mutter hat ſie auf den Schultern heraus getragen — aber noch einmal iſt ſie zurückgekehrt, eine Frau zu holen, die noch im Hauſe war.

2ter Bauer. Und hat ſie ſie gerettet?

1ter Bauer. Noch iſt ſie nicht zurück. — Sieh dort unten, du kannſt von hier das Haus ſehen! Alles wartet mit Angſt auf ihre Rückkehr, es iſt die größte Gefahr — das Haus droht jeden Augenblick einzuſtürzen.

2ter Bauer. Sieh, ſieh dort hinten — wer kommt denn da?

1ter Bauer. Es iſt der lange Chriſtian, der verwegenſte Kerl, den du dir denken kannſt.

Scene 22.

Vorige. Schmuggler.

1ter Bauer. Wo kommſt du her?

Schmuggl. Von Emmerich, über den Rhein.

1ter Bauer. Bei dem Waſſer?

Schmuggl. Iſt mir auch ſchlecht genug gegangen.

1ter Bauer. Wie ſo? erzähle!

Schmuggl. Eine Scholle hat mir den Nachen zertrümmert, meine beiden Gefährten ſind ertrunken. Ich habe mich durch Schwimmen gerettet.

1ter Bauer. Deine Gefährten?

Schmuggl. Ja, zwei Soldaten, die es nicht erwarten konnten, über das Waſſer zu kommen. Sie wollten mit Gewalt mit — nun haben ſie keine Fähre mehr nöthig.

2ter Bauer. Die armen Teufel! ſind dem Kriege glücklich entkommen, und müſſen im Waſſer ihren Tod finden.

Schmuggl. Schon ſeit vier Stunden fiſche ich heraus von meinen Waaren, was ich fiſchen kann, jetzt will ich meinen Karren holen, um meine Habſeligkeiten heim zu fahren. Lebt wohl! (ab)

2ter Bauer. Ja, ja, der Rhein muß alljährlich ſeine Opfer haben. Gebe Gott, das ſie die Einzigen ſind.

1ter Bauer. Sieh dort kommt Herr Albers.

2ter Bauer. Was iſt das für ein Mann eigentlich, man wird nicht klug aus ihm.

1ter Bauer. Ein tüchtiger Mann iſt er — lebt auf ſeinem Landgute von ſeinen Zinſen, und thut Gutes wo er kann.

Scene 23.

Vorige. Albers.

Albers. Es iſt nichts mehr zu thun, Niemand vermag gegen die Wuth des Waſſers anzukämpfen — doch, Gott ſei Dank! der Rhein wächſt nicht mehr.

2ter Bauer. Hat aber doch Schaden genug angerichtet.

Albers. Soviel ich ſehen kann, ſind 14 Häuſer ruinirt.

2ter Bauer. Und die Kirche ganz und gar.

Albers. Nun, mit Gottes Hülfe wird ſich wohl ein Theil des Schadens erſetzen laſſen. Nur ein Menſchenleben läßt ſich nicht wiedergeben. Wüßte ich nur das wackere Mädchen gerettet.

1ter Bauer. Seht, seht da kommt sie.

2ter Bauer. Sie trägt die alte Richter.

Albers. Heiliger Gott — die Fluth ist zu stark — sie kann nicht dagegen ankommen.

1ter Bauer. Dort nach dem Sandhügel. [ruft laut und winkt mit den Händen. Pause.]

2ter Bauer. Sie hat es gehört, dankend nickt sie mit dem Kopfe.

Albers. Sie nimmt ihren Weg dahin. Die arme Dirne, wie erschöpft sie ist.

1ter Bauer. Seht, seht! sie hat den Hügel erreicht.

2ter Bauer. Jetzt ist sie auf dem Trockenen! Gelobt sei Gott!

Albers. Freut euch nicht zu früh, sie ist noch nicht gerettet. Der Sandberg ist ein Ueberrest von der letzten Ueberschwemmung; er ist nur locker vom Wasser angehäuft — und seht ihr wohl, wie die ganze Kraft des Wassers sich auf ihn zuwälzt.

1ter Bauer. Barmherziger Himmel! ihr habt Recht — Seht — da spült das Wasser ein großes Stück hinweg.

2ter Bauer. Die Fluth wird stärker, der Deich muß weiter zerrissen sein.

Albers. [lautschreiend] Ha!

1ter Bauer. Was gibt's?

Albers. Sie ist verloren, das war ein Stoß! — die Hälfte des Sandhügels ist zusammengestürzt.

2ter Bauer. Sie scheint es zu ahnen, daß es keine Rettung für sie gibt.

1ter Bauer. Sie kniet nieder und betet.

Albers. Armes Mädchen, du stirbst einen gräßlichen, und doch schönen Tod.

1ter Bauer. Sieh, sieh, die Armen, sie verhüllen den Kopf.

Albers. Sie wollen nicht ſehen, wie der drohende Tod ihnen naht. [Pauſe] Noch einen ſolchen Stoß, und von dem Hügel iſt nichts mehr zu ſehen. (Pauſe.)

2ter Bauer. Das war das Letzte. (Pauſe.)

Alle drei. (mit einem Schrei) Ach! (ſtarren ängſtlich hin) Sie hat geendet. (knien nieder.)

Albers. Gott ſei ihrer Seele gnädig. Sie ſtarb den ſchönſten Tod. Muthig erfüllte ſie die Pflicht der Nächſtenliebe, gottergeben iſt ſie hinüber gegangen, wo die Engel Gottes ihr die Palme bringen werden. Bewahrt das Andenken an ihre That in eurem Herzen, überliefert ſie euren Kindern und Enkeln, die Nachwelt wird ihrer mit dankbarer Achtung gedenken.

(Während der letzten Rede ein Adagio im Orcheſter, dann Verwandlung. Die Muſik repetirt. Das Grabmal der Johanna zeigt ſich in ſchöner Beleuchtung.)

Ende.

Cleve, gedruckt in der Kochſchen Buchdruckerei.

Gedenkbuch

für das Leben

von

Roderich Benedix.

Mit Randzeichnungen von Levi Elkan.

Wesel.

Druck und Verlag von J. Bagel.

Gedenkbuch.

Gedenkbuch.

Druck und Verlag von I. Bagel in Wesel. Herausgegeben von Roderich Benedix.

Entworfen u. auf Stein gravirt von D. Levy Elkan & Cohn

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Was du als Kind gemeint, was in der Jugend
Du hast gefühlt, was später Du gedacht,
Was Du getban in jedem Lebensalter,
Gewöhne Dich, Dir alles aufzuzeichnen,
Damit Du nichts aus dem Gedächtniß schwinde.
Du Dich gewöhnst, stets über Dich zu denken,
Dich selbst nie aus den Augen zu verlieren

Das Leben iſt des Lebens beſte Schule.

Es leben Viele die es nie bedacht,
Warum ſie leben, denen der Gedanke
Ich bin, nie vor die Seele klar getreten,
Die aus dem regen Treiben nie der Welt
Ihr eignes Selbſt herausgefunden haben.
Ich bin, ein unermeßlicher Gedanke,
An den die ganze Ewigkeit ſich knüpft.
Von ihm aus forſcht der Geiſt nach rückwärts, fragend
Was iſt das Sein, und, Wie iſt es entſtanden?

Und vom Vergang'nen blickt er wieder vorwärts:
Iſt denn ein Ende dieſes Seins und wann?
Und keine Antwort gibt es auf die Fragen,
Verhüllt iſt unſerm Blick der Anfang und
Die Zukunft: nicht begreifen läßt ſich jener —
Und dieſe können wir nur glaubend ahnen!
Und weiter fragt der Geiſt, warum wir leben,
Und ob das Leben ſelbſt des Lebens Zweck.
Der Glaube findet jenſeits dieſen Zweck!
Dort wird erfüllt, was hier ſich vorbereitet,
Hier iſt der Anfang — die Vollendung dort,
Was hier geſchieht, das wirket jenſeits fort
In dieſem Glauben tritt das Selbſt hervor
Nicht Theil von einem Ganzen iſt der Menſch,
Nicht Bürger eines Staates iſt er nur,
Nicht eines Volkes mitgezähltes Glied —
Dort iſt er ſelbſt ein Ganzes — hat er hier
Für Andre nur gelebt — dort ſteht er ſelbſt,
Für ſich allein, und ihm gehört ſein Leben,
Was er gedacht, gethan, gehört ihm eigen,
Und Rede wird er ſtehen um ſein Leben.
Tritt der Gedanke klar Dir vor die Seele,
So fällt Dir auf, wie wichtig ſei Dein Leben,
Wie wichtig ſei, daß immer Du bedenkſt,
Warum Du biſt, und daß im regen Treiben
Der Welt du aus dem Auge nie verlierſt
Dein innres Selbſt und Deines Daſeins Zweck.
Du ſuchteſt dann nach Rath in alten Büchern

Und hörst auf weiser Männer gute Lehren,
Dann Rath und Stütze Du gewinnst und lernst,
Wie Du am besten lebest, um den Zweck
Des Lebens wol am besten zu erreichen!

Schön ist das Wort aus weiser Männer Munde,
Schön sind die Lehren, die Jahrhunderte
Sich fortgereicht vom Vater auf den Enkel —
Doch sind sie todtes Wort, wenn Du nicht selbst
Lebendig sie durch eignes Denken machst.
Erfahrung Anderer hilft Dir nie etwas,
Nur, was Du selbst erfahrst ist Dir von Nutzen.

Darum gewöhne Dich, Dir Rechenschaft
Zu geben, was Du denkst und willst und strebst.
Das Leben ist des Lebens beste Schule.

Vergiß nicht, was Du einst gethan und denke
Zurück an das, was Du gewollt, und ob
Du es erreicht. Verliere aus den Augen
Nie die Vergangenheit; vergleiche sie
Mit Deiner Gegenwart, damit Du siehst,
Ob vorwärts Du geschritten, oder ob
Zurück Du bliebst, ob Du ein Ziel erstrebt,
Ob Du's verfehlt, — so wirst Du Aufschluß finden,
Was Du zu thun noch weiter übrig bleibt,
Und denke an die Zukunft und erwäge,
Was Du erreichen willst und ob dazu
Die rechten Mittel Du erwählet oder
Ob Du auf falschem Wege Dich befindest.

Denn im Zuſammenhange ſteht das Leben.
Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft,
Sie greifen eine in die andre ein.
Was Du als Knabe thateſt, trägt Dir Früchte,
Biſt Du zum Jüngling einſt herangereift. —
Was Du als Jüngling haſt verſäumt, Du wirſt
Es ſchwer vermiſſen, biſt Du Mann geworden. —
Und Deines Alters Glück hängt davon ab,
Ob Du zufrieden kannſt nach rückwärts ſchauen,
Ob Reue die Vergangenheit Dir trübt.
Bedenke dies, gewöhne Dich, was Dir
Begegnet, in Zuſammenhang zu bringen
Mit dem, was Du gethan, was Du gewollt.
Dein eignes Selbſt verliere nie im Leben,
Denk', was Du warſt und was Du werden wirſt,
Den kleinſten Umſtand wahr' Dir im Gedächtniß,
Nach Jahren erſt vielleicht bringt er Dir Folgen.
So lernſt Du leben aus dem Leben ſelbſt:
Das Leben iſt des Lebens beſte Schule. A.

Das Kind.

Das Kind tritt weinend in das
Leben ein.
Und dieses Weinen ist die flehende Bitte,
Die kund gibt, daß es gänzlich hulf-
los sei,
Und daß es Liebe braucht, um zu
gedeihen.
Um Liebe also bitten seine Thränen,
Um eine Liebe, die sich selbst vergessen
Und viele Opfer bringen muß, will sie
Erfüllen, was die Bitte von ihr heischt
Und diese Liebe wird dem Neugebornen,
Im reichsten Maße wird sie ihm zu
Theil.

Zum ersten Male an der Mutter Brust
Schlägt dann das Kind die Augen auf und lächelt.
Das Lächeln aber sagt: „ich will Dir's danken,
„Mein Leben lang, was Du für mich gethan;
„Die Sorgen soll einst Freude dir belohnen;
„Und bin ich längst in's Leben eingetreten,
„Wird mich die Welt mit andern Namen nennen —
„Dir bleib' ich stets Dein Kind." Die Mutter fühlt,
Was dieses Lächeln sagt und glaubt und hofft
Auf die Erfüllung dieses stummen Worts.
Und diese Hoffnung gibt sie niemals auf.
Ist sie ermattet von durchwachten Nächten, —
Der Glaube und die Hoffnung stärkt sie wieder:
Wenn schwere Sorge ihren Geist bedrückt, —
An dieser Hoffnung hebt sie sich empor.
Die Thränen, die sie um ihr Kind geweint,
Nur diese Hoffnung macht sie sanfter fließen.

Wenn diese Worte Du einst lieseſt, bist
Du längst nicht mehr ein Kind. Erinnre Dich
Dann Deiner Thränen, Deines ersten Lächelns.
Erinnre Dich, wie hülflos Du gewesen,
Wie Du geathmet, ohne es zu wissen,
Wie Du geschlummert, ohne es zu ahnen.

Daß fromme Sorgen Deinen Schlaf bewacht,
Wie Du gelitten, ohne es zu wissen,
Daß treue Pflege Deinen Schmerz gelindert,
Wie tausend Dinge Du berührtest, ohne
Zu fühlen, wer Dir das Bedürfniß stillte.
Erinnre Deines ersten Weinens Dich,
Denn nicht umsonst war Deine flehende Bitte.
Erinnre Deines ersten Lächelns Dich.
Es mahnet Dich an eine heil'ge Schuld,
Die voll Du nie bezahlen kannst. Und ist
Recht lebhaft die Erinnrung Dir geworden,
Erfüllt Dein Herz sich ganz mit Liebe für
Die treuen Aeltern, — wohl — dann strebe ernstlich,
Mit Dank zu lohnen und es wahr zu machen,
Was Deine Mutter las aus Deinem Lächeln.
Bist einst Du Gatte oder Gattin, hast
Du selbst einst Kinder, hast Du eine Stellung
Im Leben Dir errungen, noch so hoch —
Mag Dich die Welt mit andern Namen nennen.
So bleibe Deinen Eltern stets ihr Kind,
Ihr treues Kind, das dankbar sich erinnnert
Der großen unbezahlten Schuld an sie.
Dann wird in herrliche Erfüllung gehen,
Was Deine Eltern liebend stets gehofft.

An Deine Kindheit denke oft zurück,
Und zeichne auf, was Dir noch im Gedächtniß
Grünnre Dich, was Deine Aeltern Dir
Erzählt von Deines Lebens ersten Tagen,
Was Du von ihnen weißt und über sie,
Und das Verhältniß ihres Lebens. Zeichne
Das alles sorglich auf; unwichtig ist
Der kleinste Umstand nicht und alles ist
Des Merkens werth, denn alles hat Bezug
Auf Dich, Dein Leben, auf Dein innres Selbst. A.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt man das geliebte Kind
Auf seines Lebens ersstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;

Ihm ruhen noch im Zeitenschoose
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen.

Sch

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund.
Und in das fluthende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb.
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken.
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre und ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

Sch.

Haſt du den Jüngling geſehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, ſchlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenſchaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtſeins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Haſt du die Mutter geſehn, wenn ſie ihrem Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende ſorgt,
Mit dem eignen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?

Glücklicher Säugling, dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege:
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt! Nick

Glücklich iſt das Kind! Ihm blüht nur Zukunft
Und Vergangenheit kennt es noch nicht!
Glücklich iſt das Kind! Sein Blick iſt vorwärts
Nur gerichtet, hinter ihm liegt nichts —
Kein Verluſt und kein verfehltes Streben,
Keine Reu', kein unerfüllter Wunſch!
Glücklich iſt das Kind! Ihm winkt nur Hoffnung
Und kein Frühling iſt ihm noch verblüht!

Wohl uns, es knüpft des Weltenlenkers Hand,
Wie an dem Pappelstamm die Glockenwinden,
Uns an der Mutterliebe zartes Band,
Eh' wir den Sturm des Schicksals noch empfinden.

Von allen Wesen das hülflosseste
Erscheinet dir das neugeborne Kind.
Doch wer ist reicher, als das Kind durch Liebe
Der Mutter, durch der Menschen schönen Bund?
Das Bettchen liegt ihm fertig und das Kleidchen
Schon lange, eh' der kleine Gast erschien.
Und treuer, wie des Nachts die Mutter einst
Mit leisem Lied des Lieben Schlaf bewacht,
Wacht über ihn der gute Geist dort oben

L. S.

Lieblicher Knabe, ich wiege
Singend dich ein in Schlummer;
Ob du die Aeuglein schließest,
Ob du die Händchen streckest,
Knabe, lächle noch einmal.

Sang' ich dich nicht an meinem
Klopfenden Mutterherzen?
Wenn du der Mutter lächelst,
Wird dich der Vater lieben
Knabe, lächle noch einmal!

Sey

Der Knabe, das Mädchen.

Als ihr der Mutter Schoos verließt und lerntet
Die eignen Glieder brauchen, geh'n und laufen,
Als euch gelang, aus Schreien und aus Lallen
Das erste Wort zu bilden, als ihr sprechen
Gelernt, da trat zuerst des Lebens Ernst
Euch nahe in Gestalt der Pflicht. Zwar ist
Die ganze Pflicht, die zu erfüllen euch
Obliegt, noch in ein einziges Wort zu fassen:

Gehorsam gegen eure Aeltern heißt
Das Wort. Erfüllt ihr diese Pflicht, so seid
Ihr keinem andern Anspruch unterworfen.
Das eben ist das Glück des Jugendalters,
Daß es nur einer Stimme hat zu folgen,
Und daß es keinen Kampf ihm noch verursacht,
Die jetzt noch leichten Pflichten zu erfüllen.
Noch unberührt von Sorgen und von Kummer
Und von den Kämpfen, die das Leben bringt,
Schaut ihr vom sichern Vaterhause in
Die Welt, geschützt von eurer Aeltern Liebe,
Und freundlich lacht euch jetzt noch alles an.
So ist denn Freude eurer Jugend Loos.
Genießt, genießt in vollen Zügen sie!
Froh tummelt euch herum auf grünem Plan,
Laßt eure Drachen steigen, werft den Ball,
Erfreut euch, eure Puppen anzukleiden,
Von Laub und Wiesenblumen windet Kränze,
Und jauchzt in heller Lust aus frohem Herzen, —
So reine Freude kehrt euch niemals wieder,
Und noch in spätem Alter werdet ihr
Der Jugend Lust euch froh und gern erinnern!
Doch ohne Schatten gibt es auch kein Licht,
Und ohne Ernst ist auch die Freude nichts.
Darum ist eure Jugend auch bestimmt,
Den Grund zu legen eures künftigen Wissens,

Die Kräfte auszubilden, die Natur
Euch gab, mit einem Wort, etwas zu lernen.
So ſtrebt denn, einen guten Grund zu legen,
Damit ihr künftig wacker kennt d'rauf bauen
Und nichts verſäumet, was ihr lernen könntet,
Und achtet nichts für unnütz und gering.
In welche Stellung euch das Leben bringt,
Welch ein Beruf euch ſpäter wird erwählt, —
Ihr könnt nichts lernen, was euch unnütz wäre,
Denn niemand kann ja wiſſen oder ſagen:
„Das bin ich heut', das will ich morgen ſein."
Das Leben iſt dem Wechſel unterworfen,
Und bringt uns dahin, wo wir's nicht gedacht.
Unwiederbringlich iſt Vergangenes,
Unwiederbringlich iſt die Jugendzeit.
Was ihr erworben, Können oder Wiſſen,
Es lehnt ſich ſicher einſt in ſpätern Jahren
Was zu erwerben ihr verſäumt, vergebens.
Ihr holt es ſpäter nie und nimmer nach!
Das Glück, das ihr in ſpätrer Zeit erwartet,
Es wurzelt nur in wohlgenützter Jugend.
Denn in der Jugend iſt die Zeit des Säens,
Und jeder Samen, den ihr ausgeſtreut,
Er trägt vereinſt euch ſichre Frucht; d'rum nützt
Die Zeit; laßt Ernſt mit Freude wechſeln,
Merkt und bewahret euch die guten Worte.

Die ihr aus weiser Männer Munde hört,
Gewöhnt euch an die Pflicht, da sie noch leicht,
Ihr lernt, dereinst die schwere auch erfüllen.

Weil nun im Leben eins in's andre greift,
So ist nichts ohne Wichtigkeit, was euch
Begegnet. Darum zeichnet alles auf,
Was eben nur des Merkens scheinet werth.
Gewöhnt euch, des Vergangnen zu gedenken,
Und mit der Gegenwart es zu vergleichen,
Daß den Zusammenhang ihr lernt beachten,
Daß euer [illegible] ihr verstehen lernt.

Mit heran in den Tanz,
Wer den jugendlichen Kranz
Auf dem Scheitel noch bewahret!

Mit heran! Wir verfleh'n
In dem Reigen uns zu dreh'n,
Wie er mischt und trennt und paaret.

F

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Nacht

Ferne schnell besorgen,
Ta du noch munter bist. 6

Morgen, morgen nur nicht heute,
Sprechen immer trägе Leute.
Morgen, heute will ich ruhen.
Morgen jene Lehre faſſen,
Morgen dieſen Fehler laſſen,
Morgen dies und jenes thun. H.

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt

Wohl denn, morgen, so wie heute
Sieh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That

Wer nicht fortgeht, geht zurücke.
Unsre schnellen Augenblicke
Gehen vor sich, nicht hinter sich.

Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze —
Die ich hoffe, ist die für mich?

ff

Thue nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andre wird sich von selber machen. 6.

Nimm wahr der Zeit, sie eilet sich
Und kommt nicht wieder ewiglich. 6.

Im Morgenglanz bethauter Felder,
Mit wachem Muth,
Im Mittagsschatten dichter Wälder,
Voll Lebensgluth;

Beim letzten Abschiedskuß der Sonne,
Im Abendschein,
O Kindlichkeit, durchbebt von Wonne,
Gedenk' ich dein:

An Knaben Steckenpferdchenstrauchseln,
An Brethalanz,
An Blindekuh, und Lindenschaukeln,
Und Mädchentanz

R.

Am Wohlgefallen ſieht der Herr
Wie Blumen Kinder blühen.

Mit Wohlgefallen ſieht auch Er
Des Mannes Sterne glühen. Ny

Was du gelernt, begleitet dich zeitlebens,
Wohin du gehst, wie ein begabter Freund! G. S.

Der Zeiten sei verständig, um viel eher
Ein Mensch zu sein, auf rechtem gutem Wege!
Am Lebenseingang, in der Jugend irrt
Der Mensch am schädlichsten, am größten, längsten. L. A.

Es gibt ein immer kleines Menſchenvolk,
Das unter ſich, mit ſich wie Genien lebt,
Unſäglich froh, das nichts vom Tode weiß,
Von Sorge nichts, von Müh' und Arbeit nichts,
Dem Tag und Nacht und alle Jahreszeiten
Nur eine Zeit ſind, eine Ewigkeit,
Dem die bewegte Welt ein ſtehend Haus iſt
Ein Götterſaal für lauter Lieb' und Freude,
Unſterblich lebt, es lebt ein Volk von Kindern,
Das Aelternliebende, das Aelternliebe. L. S

Mein Kind, du bist schon lang' der Mutter aus der Wiegen,
Die Flügel wuchsen dir, gebrauche sie zum Fliegen
Mein Kind, du bist schon lang' der Mutter aus der Wiegen,
Greif' an die Schwierigkeit, so wirst du sie besiegen.

Mein Kind, wenn du dich hast vergangen, büß' es gleich,
Denn des Vergehens harrt früh oder spät der Streich!
Wie aber büßest du's? Dadurch, daß du bereuest
Und dich des sicheren Gefühls der Besserung freuest.

In Worten nichts, in Werken viel,
Bringt am geschwindesten zum Ziel. Gm.

Nie ſtille ſteht die Zeit, der Augenblick entſchwebt,
Und den du nicht benutzt, den haſt du nicht gelebt.
Und du auch ſelbſt nie ſtill, der Gleiche biſt du nimmer,
Und wer nicht beſſer wird, iſt ſchon geworden ſchlimmer! R.

Auf andrer Menſchen Schimpf und Spott,
Und wär' es bitterer als Wermuth, achte nicht.
Thu' aber redlich deine Pflicht,
Das andere thut Gott.

Ein

Erscheine von allem Heuchelschein,
Sei jedem Auge, was du bist.

Man muß in Aller Augen sein,
Was man in Gottes Augen ist. Lm

Was dich ängſtt, das klage Keinem
Als dem Einen,
Der dir helfen kann.

Sam

Sende nicht Worte mit fliegender Eile.
Zürnende Worte sind brennende Pfeile.
Tödten die Ruhe der Seele so schnell.
Schwer ist's zu heilen, doch leicht zu verwunden. Uhland

Glaube nicht alles, was du hörst,
Rede nicht alles, was du weißt,
Liebe nicht alles, was du siehst,
Thue nicht alles, was du willst.

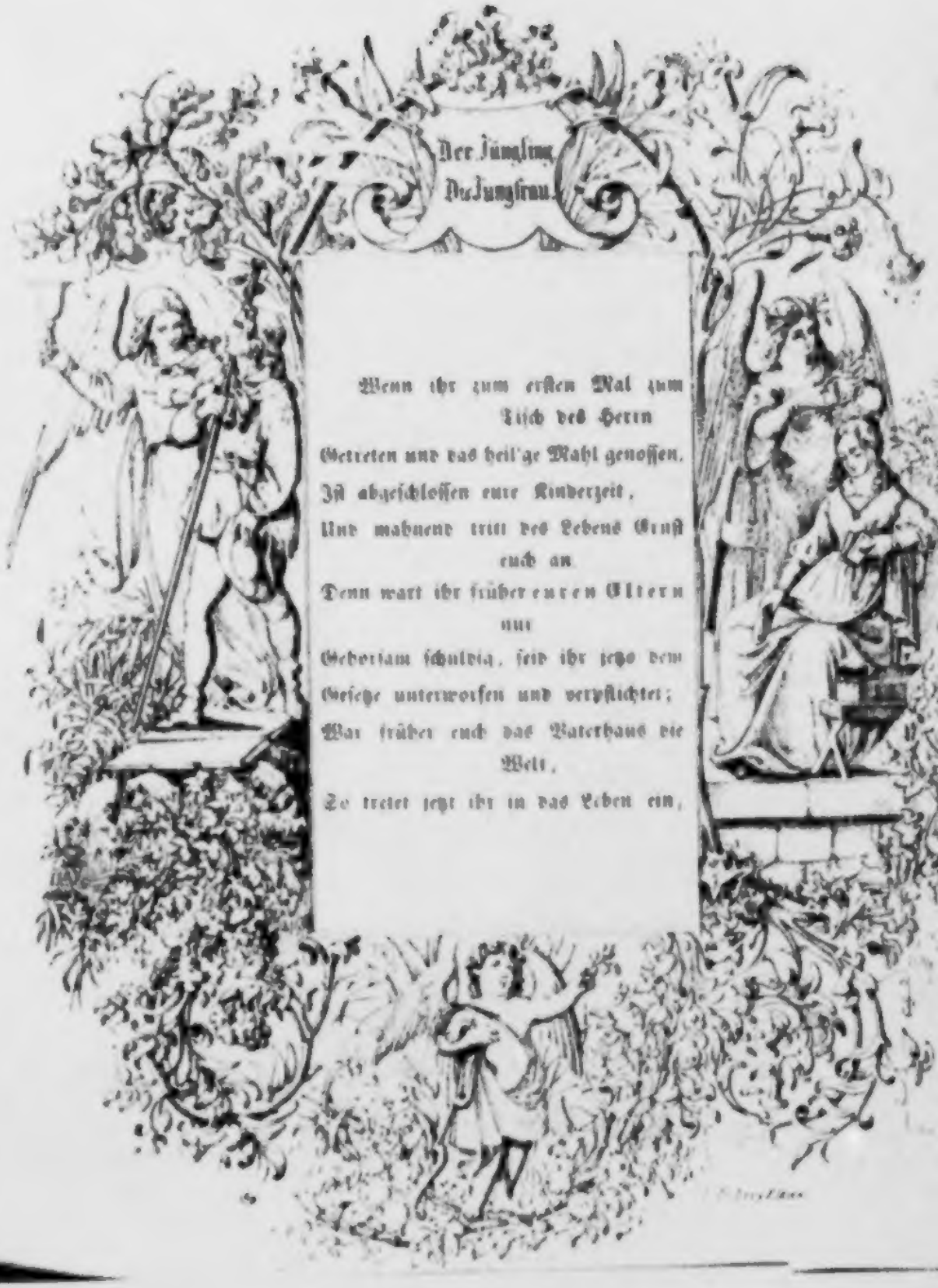
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie betracht, was er vollbringt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung seh'n. Seh

Edler Geist des Genusses voll
Euch in Jünglingsherzen senken

Jede still und andachtsvoll
Ihren heil'gen Kraft gedenken!

Die Sonne geht und kehret wieder,
Kommt Mond und ſinkt die Nacht hernieder,
Die Stunden, die Wochen abwärts leiten,
Die Wochen bringen die Jahreszeiten.
Von außen nichts ſich je erneut,
In dir trägſt du die wechſelnde Zeit,
In dir nur Glück und Begebenheit. F.



Wenn ihr zum erſten Mal zum Tiſch des Herrn
Getreten und das heil'ge Mahl genoſſen,
Iſt abgeſchloſſen eure Kinderzeit,
Und mahnend tritt des Lebens Ernſt euch an.
Denn wart ihr früher euren Eltern nur
Gehorſam ſchuldig, ſeid ihr jetzo dem
Geſetze unterworfen und verpflichtet;
War früher euch das Vaterhaus die Welt,
So tretet jetzt ihr in das Leben ein,

Die große, menſchliche Geſellſchaft macht
Gerechten Anſpruch, daß ihr etwas leiſtet
Daß eure Kraft ihr braucht und Nutzen bringt
Bisher genoßt ihr nur, was Andre für
Euch ſchufen, jetzo ſollt ihr ſelber ſchaffen.
Der Knabe iſt zum Jüngling jetzt geworden
Und ſcheidet aus dem lieben Vaterhaus,
Für den Beruf ſich ernſtlich auszubilden
Zur Jungfrau reift das Mädchen jetzt heran
Und lernt des Lebens ernſte Pflichten kennen
Wenn Knab' und Mädchen ſich zuſammen froh
Herumgetummelt, iſt der Jüngling von
Der Jungfrau durch das Leben jetzt geſchieden,
Und jedes gehet ſeine eigne Bahn.
Doch einen Führer nehmet beide mit,
Verliert ihn niemals aus den Augen, denn
Er leitet ſicher euch den Pfad des Lebens.
Es iſt das Wort des Herrn, der heilge Glaube,
Von dem ihr eben Zeugniß abgelegt
In Gottes Haus, zu feierlicher Stunde.
Der Glaube iſt der Stern, der vor euch leuchtet
Daß ihr das Ziel erkennt, nach dem ihr gehet.
Der Glaube iſt der Troſt, der euch erquickt,
Wenn Schmerz und Kummer eure Bruſt beklemmt.
Der Glaube iſt die Kraft, die ſtählt und ſtärkt,
Wird euch des Lebens ernſte Pflicht zu ſchwer.
Ihn haltet feſt, ihn laßt euch niemals rauben
Bewahret ihn als euer beſtes Gut,
Als eure Ausrüſtung zur Lebensreiſe
Denn was ihr ſonſt noch mitnehmt, iſt nicht viel

Was man vom Leben euch gesagt, das hilft
Euch wenig, wird euch nicht bewahren vor
Getäuschter Hoffnung und vor Irrthum, dem
Noch Jeder unterlegen, der gelebt.
Die Klugheit müßt ihr aus Erfahrung lernen.
Müßt tragen lernen, daß das fehl euch schlägt,
Was ihr gewünscht, nach dem ihr heiß gestrebt;
Müßt lernen, daß das Leben anders ist,
Als eure Phantasie es sich gedacht,
Müßt lernen, daß die Menschen immer an
Ihr eignes Wohl nur denken, daß sie sich
Um euer Glück und Unglück wenig kümmern.
Doch ist die Erde drum kein Jammerthal,
Die Menschen sind darum noch nicht verderbt.
Solch Urtheil ist so lieblos als auch falsch.
Als Gott die Erde schuf, hat er den Samen
Der Freude reichlich ausgestreut, versteht
Es nur, daraus die Erndte zu gewinnen.
So ist es Undank gegen Gott, zu sagen,
Die Erde sei ein Jammerthal und so
Mit frechem Wort zu schmähen seine Schöpfung.
Und wenn ihr meint, es sei die Welt verdorben,
So denkt, ihr seid ja selbst ein Theil der Welt,
Euch selber mit trifft das Verdammungsurtheil.
Vor solchem falschen Urtheil wahret euch,
Es ist das Schlimmste, denn es führet stets
Zur Unzufriedenheit, und wahres Glück
Besteht in frohem und zufriedenem Sinn.

Die Jahre ſchwinden und ihr reift heran:
Ihr werdet jetzt die Liebe kennen lernen.
Die Liebe iſt des Menſchen ird'ſcher Zweck,
Die Liebe iſt des Menſchen ird'ſches Glück,
Die Liebe iſt das Siegel Gottes, das
Der Menſchen Stirn er freundlich aufgedrückt,
Zu zeichnen ſeiner Schöpfung liebſtes Kind'
Die Lieb' iſt Pflicht, die Liebe iſt Gebot,
Die Liebe iſt die Quelle wahren Wohls.
Das denket und entweiht ſie nicht durch Mißbrauch
Der Jüngling hüte ſich, der Wolluſt zu
Verfallen, denn er wiſcht das Siegel von
Der Stirn, das ihn vom Thiere unterſcheidet.
Die Jungfrau hüte ſich, zu ſpielen mit
Empfindungen, und Liebe zu erwecken,
Die zu erwiedern ſie nicht willens iſt.
Sie hüte ſich vor thörichter Gefallſucht,
Vor Mißbrauch eines heiligen Gefühls.
Das haltet feſt, das Andre wird ſich finden;
Den Sinn für's Schöne bildet emſig aus,
Erlahmt im Streben nicht, wenn euch mißlingt,
Was ihr gewollt, denn jedem winkt das Ziel,
Und jeder kann's erreichen, braucht er recht
Die Kraft, die gütig ihm Natur verliehen.

Ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke!
Und ob Alles in ewigem Wechſel kreiſt —
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt. Sch.

Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben;
Und sollt' er auch straucheln überall —
Er kann nach der göttlichen streben.
Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth'

Ko.

Es iſt ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchſtrahlt die Nacht und dringt durch Zweifel ſich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit und hebt uns über uns empor! *Id.*

Ja, du haſt recht geahnet, frommes Herz,
Im Herzen kündet ſich die Gottheit an,
So ſtill, ſo leis, ſo heimlich, wie ein Geiſt.
Sie führt dich ſanft zu ſchöner Sittlichkeit,
Sie thut das Auge deiner Seele auf
Und prägt allmälig Handlungen ſich ein.
Sie wird in dir Gedanke, wird der Inhalt
Des Guten, Wahren und des Schönen allen,
Was heimlich, wie ein Saatkorn in dir ſelbſt
Nun aufgegangen, und was außer dir
Davon in dieſer großen Welt erſcheint,
Was rings das menſchliche Geſchlecht bewegt. L. S.

An Gott gedenken bildet dich zum Menſchen L. S.
Bei ganz ein Menſch, nicht mehr, doch auch nicht minder. L. S.

Aller Weſen Stimm' erhebet:
„Gott iſt Gott," in hellem Chor.
Wo ein Staub ſich regt und lebet,
Alles ſtrebet
In der Geiſter Wonn' empor! 8.

Ich hebe mein Auge auf und seh,
Und siehe, der Herr ist überall!
Sonnen, euch, und o Sirius, euch Monde der Erde,
Erfüllet rings um mich der Unendlichen Gegenwart.

Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschüttert, Gott, mich! Sanfter erhebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daß du auch hier, wo ich weine, Gott, bist.
Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen.

K

Dein Innres ist's, was dich zu Gott erhebt
Und zur Gemeinschaft reiner Geister führt:
Im Herzen nur trifft deine Seligkeit;
Nur diese Welt, die sich um dich bewegt,
Sie trägt die Farbe deines innern Sinns.

Zur Höhe mußt du frommen Blickes ſchauen,
Wenn Nacht und Grauen deinen Pfad umhüllt;
An's Vaterherz mußt du dich kindlich wenden,
Wenn tiefer Kummer deine Bruſt erfüllt;
Nur Gott allein kann jedes Leiden enden
Und jede Klage wird von ihm geſtillt.
Drum, ob es Nacht ſei, ob der Morgen tage,
Das Aug' empor in Wonne und in Plage!

Arbo

Noch schöner als Sonnen hochstrahlendes Bild
ewiger Religion, so entzückend, so mild,
Erleuchtet dem Erdenbewohner den Pfad
Durch weise Belehrung, Erquickung und Rath

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau' er zu jenem blauen Himmel auf
Und sprich: „das will ich thun!“ O schau' es du,
Und segn' es du,“ der still da droben herrschet!“
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf Zeitlebens in Erinnerung.

L.

Ein Wunsch, der still für uns und andre fleht,
Ein Seufzer, der vom Herzen leis' entweht,
Den keine Lippe spricht — ist ein Gebet.
Die Freude, die in unsrer Brust erklang,
Die neu sich fühlt mit Jubel und mit Dank,
Zum Himmel steigt sie auf und wird Gesang. Ehr.

Recht thun auf ungerechte Art ist Unrecht.
Recht nehmen auf unrechte Art ist Unrecht:
Schwer ist das Unrecht: drückend Recht behalten.
Hart, frech den Irrthum lösen ist auch Irrthum. L. S

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln,
Daß du, wenn der Vater niederblickt,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Daß dein Denken sei, wie Duft der Rose,
Daß dein Leben sei, wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

L. S.

Verſäume keine Pflicht, und übernimm
Nicht eine neue, bis du allen alten
Genug gethan! Was ſich mit dieſen nicht verträgt,
Das weiſe von dir: ſonſt verwickelſt
Du dich in Dornen, die du nicht mehr loſeſt. L. S.

Der Andern Gutes, o verschweig es nicht,
Das Gute was sie thun und was sie sind,
Das Schöne, was sie sind und was sie schaffen. L. S.

Vermeide ſtreng, Unlöbliches zu hören,
Ungöttlich iſt's und darum iſt's unmenſchlich.
Nichts macht dich feiger, als um Böſes wiſſen,
Erfüllt mit Scham dich, daß du auch ein Menſch biſt,
Und ſchlägt den Muth dir nieder, frei zu ſtreben *f. S.*

Verlier', o Jüngling, nur Geduld und Hoffnung nicht,
Richt' auf die Welt Vertrauen, auf Gott die Zuversicht
An dich die Forderung, zu kämpfen als ein Mann
Und freue dich am Kampf, wenn dir der Sieg entrann.
Wenn er dir oft entrann, wird er nicht stets entrinnen,
Nur wer noch nichts gewann, hat alles zu gewinnen.

Wohl dem Jüngling, der im Kreise
Wilder Freuden, unbethört,
Wachend über sich die Leite,
Stimme seines Herzens hört,

Der in Dämmerlauben still
Auf das Lied der Musen achtet,
Nach dem Lob der Edeln trachtet
Und zum Guten nur das Schöne will'

Seh ich die Werke der Meister an
Se sieh ich das, was sie gethan.

Betracht ich meine Siebensachen
Seh ich, was ich hätt sollen machen.

4.

Gutes üben ist leicht und Großes leisten noch leichter,
Eines ist noth und schwer: standhaft das Böse verschmäh'n. Kon.

Dürst' nicht nach Rache und nach Blut
Vergeben wäre wol so gut. C.

Aus nichts wird nichts, das merke wohl,
Wenn aus dir etwas werden soll. R.

Für was du Gutes hier gethan
Nimm keinen Lohn von Menschen an.

Hau deinen Götzen muthig um,
Er sei Geld, Verlust oder Ruhm.

Hang an die große Glocke nicht,
Was jemand im Vertrauen spricht.

Merk auf die Stimme tief in dir,
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

C.

Das Herz muß an etwas hangen,
Muß fremde Luft und fremden Schmerz verſteh'n.
Es muß ein Weſen heiß umfangen,
Sonſt muß es in ſich ſelbſt vergeh'n.

Für's Göttliche, das Wahre, Schöne, Gute
Mit Gott vertrautem, unbeugtem Muthe
Zu kämpfen für die Ewigkeit
Ist engelgroß
Des Kämpfers Loos
Am Ziel ist Himmelseligkeit
Durch alle Ewigkeit.

K.

Vielen theile deine Freuden,
Allen Munterkeit und Scherz,
Wenig Oren deine Leiden,
Auserwählten nur dein Herz. 8

Was Glück iſt die Liebe, die Lieb' iſt das Glück,
Ich hab' es gefagt und nehm's nicht zurück 6 8

Die Freundschaft ist die heiligste der Gaben,
Nichts Heiligeres kennt uns ein Gott verleihen.
Sie würzt die Freud' und mildert jede Pein,
Und einen Freund kann jeder haben.
Der selbst versteht ein Freund zu sein —
Wer Engel sucht in dieses Landes Gründen
Der findet nie, was ihm genügt,
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.

Schiller

Genieße mäßig Füll' und Segen:
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.

Dann ist Vergangenheit beständig
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit. 6

Aus der Tugend sticht der wahre Friede,
Wollust ekelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blendet nicht immer,
Tugend fehlt nimmer. ■

Wer nicht neidet und nicht leidet,
Und ein gut Gewissen hat,
Sich bescheidet und sich weidet.

Ruh' hat auf der Ruhestatt,
Der wird heim bei sich nicht bangen
Und nicht böse Grillen fangen. ■

Schon ist die Erde blüthenvoll das Leben,
Mit tausend Reizen schmückt sich die Natur,
Der Hoffnung goldne Traumgebilde schweben
Vor Geisterblicken auf der irdschen Flur.
An theure Menschen fetten Geistesbande
Das freie Herz, das Ideal hat gefunden,
Doch denke stets, nur was vom Himmelslande
Entspringt, verschafft uns selge Stunden.

Aeka.

Das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet,
Wo ſich Verwandtes zu Verwandtem findet
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl,
Es teilt der Menſch nicht was der Himmel bindet

Viel beſſer iſt's, jung, kräftig, kühn,
Im Arm der Liebe ſterben
Als ungeliebt und liebelos
In dumpfer Freuden mattem Schoos
Veralten und verderben. Kn.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Ich möcht nur wissen, wohin ich sollt' gehen.
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe,
Und wissen möcht ich, wohin ich sollt' gehen.

Daß ich nicht bei dir bliebe'
Du bist überall, überall,
Wo Sonnenlicht und Windeshall,
Und wo sie nicht sind, da bist du.

A

Wer nun des Weibes Gottheit, holde Scham,
Schamhaftigkeit antastet, gottlos spottend
Belächelt, höhnt, verwünscht und launisch meint,
Das Weib zu tadeln, wenn es sie verscheucht,
Der hat des Weibes Namen frech zerrissen
Und über den weint still der alte Vater.

L. A.

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.

Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Rückert.

Nur ein Mal bringt das Jahr uns Frühlingslieder;
Die Rose blüht nur ein Mal düfteschwer
Und kommt sie auch im [illegible] Sommer wieder,
Die schöne Blume ist sie doch nicht mehr. Kl

Das Wort: wir sind zufrieden,
Mach' unsre Weisheit aus.
Wir seufzen doch hienieden
Vom Glück nicht viel heraus. Hy.

Suchst du in Hülle des Freundes, so suche mit heiterem Gesicht sie,
Leichter gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden Einem vertrau'n,
Geh zum heiter'n, er ist auch der barmherzige Mann. M.

Der Knabe macht Pläne für die Zukunft.
Der Jüngling trug das Material zu sammen,
Der Mann beginnt den Bau und soll ihn vollenden
Was er erbaut, ist seines Lebens Glück
So tritt die ernste Pflicht ihm selbst entgegen
Und keiner Mahnung an den Mann bedarf es.
Das Weib ist die Gefährtin ihres Mannes
Was er erbaut, das soll sie lieblich schmücken.

Er sorgt für feste Mauern, sie für Zierde,
Er schafft den Nutzen, sie die Anwendung;
So geht sie immer Hand in Hand mit ihm,
Und ist die zweite Hälfte seines Lebens.

Der Kreis der Pflichten eines Mannes ist weit,
Und mannichfach sind die Beziehungen,
In die die Stellung ihn im Leben bringt.
Der Mann ist Bürger. Anspruch macht auf ihn
Der Staat, daß er ein nützlich Mitglied sei,
Und wirke für des Ganzen Wohl, so weit
Er es vermag. Gehorsam dem Gesetz,
In diesem Wort liegt seine Bürgerpflicht,
So acht' er das Gesetz, nicht weil der Staat
Die Uebertretung straft, weil es besteht,
Und weil es Pflicht, Bestehendes zu achten.

Beruf, so heißt des Mannes zweite Pflicht.
Hat er ein Amt, er füll' es redlich aus,
Treibt er Gewerbe, treibe er es recht,
Ein Jeder thu' auf seiner Stelle, was
Er kann, er thut es für sein eignes Wohl
Und nützt dabei dem Ganzen eben auch.
Und so er Herr ist, sei er mild und gütig,
Denn Dienen ist ein schweres Loos, und Pflicht
Ist's jedem Herrn, das Schwere zu erleichtern.

Der Mann sei Gatte. Nicht den Namen Mann
Verdient, wer nicht ein Weib sein eigen nennt,
(Es sei denn, das Gesetz verhindre ihn.)
Der Mann sei Gatte, Vater seines Hauses,

Denn so gebietet das Naturgesetz.
Und Achtung schafft ein wohlbegründet Haus.
Der Kreis der Pflichten einer Frau ist enger
Sie lebt nur für ihr Haus, nicht für die Welt.
Im Worte „Gattin" liegen ihre Pflichten.
Der Name: „Hausfrau" ist ihr Ehrentitel. —
Nie überschreite sie die Grenzen ihrer Pflicht.
Das Vaterland verehre sie im Herzen,
Und liebe nicht den Tand der fremden Länder —
Doch um die Händel dieser Welt bekümmre
Sich nicht die Frau, das ist der Männer Sache.
Sie nehme liebend Theil an ihres Mannes
Beruf, und freue des Gelingens sich
Und traure, wenn ihn Mißgeschick betrifft.
Doch gebe sie nie unbegehrten Rath,
Und treffe nicht den Mann mit bitterm Wort,
Wenn ihm das Mißgeschick den Muth gebeugt.
Im Hause aber führ' sie gute Zucht.
Um ihres Gatten Wohl sei liebend sie
Bemüht, und von der Stirne glätte sie
Die Falten weg, die Sorgen ihm gezogen.
Sie lebe für das Haus und für den Gatten
Ihr bestes Gut ist ihres Gatten Liebe,
Und Achtung bringt ein wohlgeordnet Haus
Ist so der Kreis der Frauenpflichten kleiner,
So sind sie eben darum glücklicher,
Weil sie sie ganz erfüllen können und
Zufrieden sich in dem Bewußtsein fühlen
Dies aber ist dem Manne nicht gegönnt,

Sein Streben ist ein nie befriedigtes
Und sich genügen wird er niemals können.
Dem Mann geziemt die Kraft, der Frau die Liebe,
Die Strenge ziemt dem Mann, der Frau die Milde.
Der Mann ist stark, wo es zu handeln gilt,
Das stille Dulden ist des Weibes Stärke.
Nicht Sitte macht den Unterschied und nicht
Herkommen, — die Natur schied das Geschlecht.
Weil Mann und Weib zusammen erst den Zweck
Erfüllen können, den das Leben hat,
Gab sie dem Einen, was dem Andern fehlt,
Damit sie gegenseitig sich ergänzen.
Und sind sich Mann und Weib nicht gleich, so sind
Sie doch von der Natur mit gleicher Liebe,
Wenn auch verschieden ausgerüstet, so daß kein
Geschlecht mit Grund sich wol beklagen kann.
Wenn man die Jugend nun ermahnen muß,
Daß um die Heiterkeit den Ernst sie nicht
Vergesse, und daß klug die Zeit sie nütze, —
So soll der Mann nicht um den Ernst der Pflicht
Verzichten auf des Lebens Heiterkeit,
Und nie vergessen, daß der Herr die Welt
So schön geschaffen zu der Menschen Freude,
Und daß die wahre, herzensinn'ge Freude
Das schönste Dankesopfer für ihn ist.

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Muß pflanzen und schaffen,
Erfinden, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Im Hause waltet
Die züchtige Hausfrau,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Wem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesinnung Mark entsog,
Dem steht ein stolzes Wort wol an,
Das Heldenwort: ich bin ein Mann.
Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und sieht um nichts, denn er gebeut,
Und dennoch schaut, wo er sich zeigt,
O schaut, wie sich ihm alles neigt.

B.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand. Sch.

Jedem wohnet die Kraft
In der Tiefe der Bruſt;
Dem nur gehorcht ſie,
Der oft und herrſchend ihr ruft.
Weichlingen ſchwindet die Kraft
Bald im Schlummer dahin,
Dann im Kampfe —
Sinken ſie, heben ſich nicht!
Nur es irren die Schatten,
Von den Heroen gelohnet
Traurig und öd' am dunkeln Strom.

Die Kunst sei noch so groß, die dein Verstand besitzt,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nichts nützt.
„Verdient," ruft ein Pedant, „mein Fleiß denn keinen Dank?"
Nein, denn er hilft nichts mehr, als Andrer Müßiggang. *Gell.*

Was hilft ein Glück, das niemand mit mir theilt?
Ein einsam Glück ist eine schwere Last. *Gre.*

Feige Sterbliche nur und aberwitzige Schwärmer
Schrei'n von den Dächern ihr Weh', Mitleid erbettelnd vom Volk.
Klage geziemt nicht dem Starken! Im Kampf mit dem eisernen Schicksal
Siegt nur die tüchtige That — Worte sind Beute des Sturms.
Schlägt ihm ein ähnliches Herz, so geb' er sich ganz und auf ewig.
Ward ihm dies Kleinod versagt, werd' er sich selber die Welt!

H.

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen,
Leben gilt' es, oder Tod!
Laß die Woge donnernd branden,
Nur bleib' immer, maast du landen
Oder scheitern, selbst Pilot

Uh.

Männlich zu leiden, kraftvoll zu meiden,
Ruhn zu verachten, bleib' unser Trachten.
Bleib unser Kämpfen! In ehrner Brust
Uns des unsträflichen Willens bewußt. 11.

Früchte bringet das Leben dem Mann, doch dauern sie selten
Roth und saftig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt. 6.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Trag' deine Tugend nicht zur Schau
Und ehr' und liebe deine Frau.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.
Recht hatte heilig bis zum Tod
So bleibt ein Freund nur in der Not.

Das Unser Vater iſt ein ſchön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen. —
Wenn einer auch Vater unser ſteht,
In Gottes Namen laßt ihn beten.

Kämpf und erkämpf dir eignen Werth,
Hausbacken Brod am beſten nährt.

Welche Frau hat einen guten Mann
Der sieht man's am Gewicht net an
Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. 4.

Wehl unglückſelig iſt der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht,
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht. 6

Mann mit zugeknöpften Taſchen,
Dir thut niemand was zu Lieb'.
Hand wird nur von Hand gewaſchen.
Wenn du nehmen willſt, ſo gib. 6

Jedes Ding im weiten Leben
Hat zwei Seiten, bös' und gut,
Stets die gute vorzuheben
Iſt Geſetz dem heitern Muth.
Warum klagen? Was beſchieden,
Aendert nicht das leere Wort,

Nur der Muthige geht in Frieden
Durch des Lebens Wechſel fort.
Nach des Kummers Finſterniſſen
Heitert oft ſich bald die Bahn,
Und wo hier ein Band zerriſſen
Knüpft ſich dort ein andres an.

L. H.

Ländliche Ruhe, Freundschaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude! Freiheit gibt uns
Mannsinn, aber göttlich zu leben ist das
Einige, Größte.

Herz

Der Trieb, der Gott in jedem schuf
Ist sein natürlicher Beruf.

Lw

Wer iſt ein Mann? Der beten kann,
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wenn alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? Der glauben kann
Inbrünstig, wahr und fest,
Denn viele Wehr bricht nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.

Wer iſt ein Mann? Der lieben kann
Von Herzen fromm und warm,
Die heil'ge Gluth gibt hohen Muth,
Und ſtärkt mit Stahl den Arm.

Ein rechter Mann hat zwei Geſichter, die er hält
Das eine auf ſein Haus, das andere auf die Welt.
Das freundliche Geſicht, das wendet er in's Haus,
Das ernſte aber kehrt er in die Welt hinaus.

Nur gut ſein, ohne Groll, iſt höchſtes Gut des Manns,
Weil gut ſein jeder ſoll und wer es will, der kann's.

Ein jeder Glaube hält sich für den ewig wahren
Und seine Kraft kann er auch so nur offenbaren
Der einzig wahre nur ist er an seinem Ort,
Nicht minder aber wahr sind andre hier und dort.
Sohn, halt an deinem Ort an deinem Glaubenswert
Und laß am übrigen die anderen halten dort.

Vieles iſt freundlich und ſchön,
Doch dünkt mir das Schönſte des Lebens
Ein gebildetes Weib, wie es den Gatten beglückt.
Denn es kehrt mit ihr die Segensfülle der Götter
In das glückliche Haus, Himmel und Erde zugleich.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer,
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch ſchlimmer;
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und vergeß
Es iſt ihm ſelbſt nicht wohl, ſonſt thät' er dir nicht weh
Und kränkt die Liebe dich, ſei dir's zur Lieb' ein Sporn,
Daß du die Roſe haſt, das merkſt du erſt am Dorn. R

Viel leichter ist andächtig schwärmen, als
Gut handeln, schwärmt doch gern der schlafste Mensch
Andächtig, um nur, — ist er auch zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt, —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen. L. S.

Suchst du Glück im Erdenleben,
In der Ehe Heiligthum,
O, so präge dein Bestreben
In der Einfalt Adel um.

Häuslichkeit sei deine Zierde,
Reinlichkeit sei deine Pracht,
Stille Tugend deine Würde,
Sanfte Liebe deine Macht.

Dienen lerne bei Zeiten das Weib, nach ihrer Beſtimmung.
Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
Zu der wohlverdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehört.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh, ihr dienet den Aeltern,
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Geben und Nehmen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein ſcheint,
Daß ſie ſich vergißt und leben mag nur in Andern.

Kannſt du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk.
Mach' es Wenigen recht. Vielen gefallen iſt ſchlimm.
Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an. N. 4

Verzehrt dich ein Gram, so hebe seine
Ursache erst, dann wird dein Gram verschwinden.
Vergangnes nur läßt keine Hülfe zu.
Dem gegenwärtgen Uebel gibt es immer
Noch einen Arzt; darum, so lang' du leidest,
So lang' auch hoffe noch! Das größte Glück
Der Sterblichen bleibt immer Hoffnung, Hoffnung! L. S.

Was sehen meine Augen deutlich, sehen's
Unwiderleglich an dem Lauf der Welt:
Was Unglück sei, und was es soll! Es ist
Das dunkle Labyrinth, worein ein Gott
Den Menschen gnädig führt, damit ein Jeder
Sein Leben prüfe, daß der Böse dann
Sein Böses kennen und es abthun lerne —
Und daß der Gute seine ganze Seele
Erst recht erfahre und genieße. Denn
Wir sehn den Bösen besser aus dem Unglück
Hervorgehn und den Guten freundlicher!
Wen aber hätt' ein Gott nicht einmal doch
Geprüft? Denn welches seiner Kinder hätt'
Er nicht geliebt? Das denk' Unglücklicher.

H. S

Begegne jedem Bösen zart und sanft!
Begegn' ihm hülfreich, denn du kannst kaum denken,
Welch schmählich Sein er trägt, wie viel er Kraft
Verschwendet, um sich aufrecht in der Fülle
Der Gluten zu halten. Sei dem Herben
Und Mürrischen recht mild, du weißt es nicht,
Welch schwere, jahrelange Leiden nur
Als leises Murren auf die Lipp' ihm treten,
Wie seine ganze schwere Zukunft nur
Als düsres Antlitz dir erscheint — und du
Vermöchtest herber ihm zu sein, als er dir?

L. S.

Der, wen des Lebens beste Güter hat,
Begehrt nicht die kleinen auch zugleich.
Im Großen und im Ganzen freuet ihn
Ja Gott, und macht die Sonn ihm hellen Tag.
Was soll ihm aller kleinen Kerzen Schein? L. S

Die Vernunft ist gerecht bei allen Schlüssen,
Das nebst du freilich nicht bei allen Fällen ein,
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest du, was Gott ist, sein.

Wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast,
Dann lob' ich dich, weil Alle noch nicht gut sind.
Dir müssen Feind sein: die die Knechtschaft wollen!
Die müssen Feind sein: die die Wahrheit fürchten!
Die müssen Feind sein: die das Recht verdrehen!
Der müssen Feind sein: die von Ehre weichen!
Stark ertrage
Der Schlechten Feindschaft! Sie ist schwach und nichtig! L. A.

Das Mittel gegen Unverbesserlichkeit
Ist: fühle nie im Herzen dich beleidigt!
Das ist so leicht, bist du ein echter Mensch
Ja, nur von Ärgheit fern und hohem Stolz. L. S.

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Seestürmen rang?
So ist ein Herz mit seinen Wunden
Mehr werth, als eins, das niemals litt. Fr.

Wenn du gesprochen das Wort, so wirst du von selbem beherrschet,
Herrscher des ungesprochenen Worts, ist Sklave des gesagten. Gr.

Hoffnung wohnt bei Sterblichen hienieden
Und bei Todten wohnt im Grabe Frieden.
Sage nicht, wie auch das Loos dir falle,
Immer ist dir, was du brauchst beschieden.

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr, als sein Glück bedenkt.

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen,
Denn was ein guter Mensch erreichen kann
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen. 6.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren,
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz. 8.4

Eifersucht ist eine Leidenschaft,
Die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Allen zu gefallen ist nicht möglich;
Einem zu gefallen ziemlich kläglich;
Keinem zu gefallen unerträglich.
Doch wünsch' ich lieber einem Freund als keinem
Lieber keinem Freund, als Allen zu gefallen.

Wohl dem liebenden Gemüthe,
Das sein Vertrauen rein bewahrt,
Und, wenn Gefühl es noch so zart,
Nie zweifelt an des Guten Güte
Noch an der Menschen Art.

Aus unſrer Jugend bringen wir eine Schuld
Wir, eine große unbezahlte Schuld
Mit uns es iſt die Pflicht der Dankbarkeit
Für unſre Eltern Nimmer können wir
Sie tilgen, denn die Liebe einer Mutter
Nur ihre ſorgenvoll durchwachten Nächte,
Die unermüdet, nimmer ruh'nde Pflege,
Die jahrelange, fortgeſetzte Sorgfalt,
Die Thränen ihrer Angſt und ihrer Schmerzen,

Die jede Mutter weinet um ihr Kind, —
Die Sorgen und die Opfer eines Vaters,
Der kräft'ge Schutz des elterlichen Hauses,
Das läßt sich dankbar fühlen — doch nicht lohnen.
Und eine unbezahlte Schuld mit Recht
Heißt Undankbarkeit für treue Elternliebe.
An euren Kindern zahlet diese Schuld.
Was ihr an ihnen thut, ihr habt es schon
Voraus empfangen von den eignen Eltern.
Die wärmste Liebe und die treuste Sorge
Für eure Kinder ist nur heil'ge Pflicht,
Ist die Bezahlung einer alten Schuld.
Der Freuden viel gewähren gute Kinder,
Des Kummers viel bereiten schlecht gerathne.
Wer nun die Freude zieht dem Kummer vor,
Der wache treulich über die Erziehung,
Und meine nicht, es habe schon genug
Gethan, wenn er für Kleider, wie für Nahrung
Und Obdach seiner Kinder Sorge trage.
Bei der Erziehung aber ist Bedacht
Auf dreierlei zu nehmen. Erstens auf
Gesundheit; denn es wohnt ein kräft'ger Geist
In einem kräftigen, gesunden Körper.
Bei dem gesunden Menschen kommt der Unmuth
Die böse Laune, Unzufriedenheit,
Die Quellen vieler Leiden nicht zum Vorschein,
Leicht sind des Lebens Pflichten zu erfüllen

Bei einem kräft'gen und gesunden Körper.
Ein solcher ist ein ehrenvolles Zeugniß
Von treuer Muttersorge, und das Kind
Wird lebenslang euch dankbar dafür sein.
So hütet vor Verweichlichung die Kinder,
Daß sie des Wetters Wechsel stark ertragen,
Und nicht vor jedem Schmerze gleich erzittern;
Belegt die muntern Spiele nicht mit Zwang,
Daß ihrer Glieder Kraft sich frei entwickle.

Zum Zweiten traget Sorge für des Kinds
Gemüth. — Bekämpft mit Strenge und Ernst die Lüge.
Wahrhaftigkeit ist einzige Bedingung
Jedweder Tugend, doch die Lüge ist
Der Grund der Niederträchtigkeit, des Lasters.
Seid unerbittlich gegen Fehler, die
Charakterfehler sind und werden können,
Uebt Nachsicht aber gegen kindische
Versehn. — Unwiderruflich sei das Wort,
Das ihr gesprochen, denn an eurem Beispiel
Entnehmen sich die Kinder ihr Betragen. —
Nie straft im Zorn, damit ihr Richter stets,
Nicht Rächer eures eignen Unmuths seid.
Gehorsam fordert streng von euren Kindern,
Doch brecht des Willens freie Regung nicht,
Ihr schafft sonst eine knechtische Gesinnung,
Die keinem freien Menschen ziemlich ist. —
Lehrt sie das Vaterland, das deutsche lieben,
Und sich nicht fügen fremder Anmaßung.

Daß sie den Werth des Deutschen fühlen lernen,
Und kühn begegnen fremdem Uebermuth.
Zum Dritten tragt für ihres Geistes Bildung,
So weit ihr könnt, die allertreu'ste Sorge.
Lehrt sie die Geisteskräfte früh gebrauchen,
Und selber denken; lehrt sie aufmerksam
Auf die Natur und Alles sein, was sie
Umgibt, und unverdrossen gebet Antwort
Auf ihre kind'schen Fragen. Sorgt dafür,
Daß sie des eignen Denkens Kräfte bilden,
Das nützet mehr, als viel Gelehrsamkeit,
Die im Gedächtniß todtes Wissen bleibt. —
Anbilden läßt sich einem Menschen nichts,
Ausbilden nur die Fähigkeiten, die
Natur ihm gab. Darum verlanget nichts,
Was eurer Kinder Fähigkeiten nicht
Entspricht. So setzt auch ihrer Neigung für
Den künftigen Beruf nicht Widerstand
Entgegen; ungern treibt der Mensch, was er
Gezwungen treibt, und also treibt er's schlecht.
Gesund an Leib und Seele heißt das Wort
Das der Erziehung ganzen Zweck enthält.
Erreicht ihr ihn, so zahlt ihr eure Schuld
Und eurer Kinder Dank wird es euch lohnen.

Des Lebens edle Güter erben nicht
Sich wie gemeine Güter fort. Was einſt
Die Mutterlieb' an uns, dem Kind, gethan,
Der Mutter können wir es nicht vergelten:
Sie iſt ſchon groß, ſelbſtändig; unſrer Hülfe
Kaum mehr bedürftig, fähig, ſtirbt ſie uns.
Doch daß der Gott die Dankbarkeit dem guten
Geſchlecht erhalte, gibt er uns ein Kind
Und dieſes pflegend, liebend, lieben wir
Nun jene' Dankbar und beglückt zugleich,
Den Dank uns gründend in dem Enkel, der
Uns wieder gleicht, uns wieder pflegt. So göttlich
Nur konnt' ein Gott Dank, Lieb' und Glück der Menſchen
Mit Glück und Dauer ſeiner Welt verflechten. *L. S.*

Mutterherz, o Mutterherz!
Ach, wer senkte diese Regung,
Diese fluthende Bewegung
Diese Wonne, diesen Schmerz,
Süß und schauervoll in dich!
Gott, der Herzenbilder,
Sprach zur rothen Fluth
In den Adern: Milder
Fließe, still und gut!
Und da strömten Flammen
Alle himmelwärts
In der Brust zusammen:
Und es ward ein Mutterherz. Schaub.

Sie fühlt's, es iſt ihr Sohn! Mit Thränen inn'ger Luſt
Gebadet, drückt ſie ihn an Wange, Mund und Bruſt,
Und kann nicht ſatt ſich an dem Knaben ſehen:
Auch ſcheint der Knabe ſchon die Mutter zu verſtehen.
Er ſchaut aus ſeinen großen Augen
Sie ja ſo ſprechend an

O, des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergötzt! ꝛc.

Mutterliebe, Muttertreue,
Gibt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe,
Lehrt den ungewissen Blick
Erst umher und dann zum blauen,
Hochgewölbten Himmel schauen.

Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust,
Sei der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust,
Hören unter Donnerschlägen
Nur der Mutterliebe Segen.

Fremd auf diesem Erdenrunde,
Heimisch auf der Mutter Schoos,
Hängt das Kind an ihrem Munde,
Wird der Knabe spielend groß
Klagen darf er, bitten, hoffen
Mutterhand ist immer offen.

Will dein Glaube jemals wanken
Wenn, im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid im Gedanken
Sich der Mensch dem Menschen naht,
So ermanne dich, so freue
Dich der mütterlichen Treue.

Gott segnet keuscher Ehe Zucht
Mit wahrer Liebe Süße.
Die Mutter liebt des Schmerzes Frucht,
Belohnt durch seine Küsse. Sig

Nur die da saugt, nur die sie liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt,
Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

Du schaust mich an und lächelst dazu,
Du lieber, lieber Engel du,
An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Gedenk des Tages, da er dir geboren,
Da du ihn aufnahmst an die Vaterbrust,
Und riefst, ein Knabe ist's, es ist ein Knabe!
Gedenk des frohen Taumels deiner Lust,
Aus seinen Blicken
Sprang dir ein Born von Freude und Entzücken,
Da war kein Stern, der dir zu ferne schien,
Mit Licht und Glanz sein Leben auszuschmücken! u.

Der höchsten Liebe Bild, die Henne sieh, die brüter,
Wie mit der Flügel Schild sie ihre Brut behüter.
Sie hat der Küchlein viel, doch keins ist gezählt,
Und ruhig ist sie nicht, wenn ihr nur eines fehlt.
Versammeln unter sich wird sie den ganzen Haufen,
Wie weit auch sich von ihr die einzelnen verlaufen.

Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz.
Schön ist der Mutter liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft.
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniß zu sehen. Sch

Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt
Schließet die Mutter den Kreis des Schönen.
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.

Sch.

Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron.
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn. &c.

Drei Sterne weiß ich, weiße Licht
Den letzten Nächten spenden,
Sie leuchten still, sie prahlen nicht,
Sie sind kein eitel Blenden.

Das Dunkel saßet tief und schwer,
Was hindert deine Scheue?
Die Sonn' erleicht, doch nimmermehr
Der Stern der Mutterreue.

Am Abgrund trifft du, siehst ihn nicht,
Von Finsternis verborgen.
Wer hat ihn dir? Aus Wolken bricht
Der Stern von Mutterſorgen.

Wenn alle Welt den Armen läßt,
Und wenn kein Herz ihm bliebe,
Am ew'gen Himmel fehlt du fest,
Stern heil'ger Mutterliebe.

O Mutterliebe, Sorg' und Treu'
Nie ausgeschöpfte Güte!
Und immer alt und immer neu,
Daß dich die Allmacht hüte.

Frühzeitig ehr dein Kind, halt's wie den Vogel,
Zertritt es eine seiner schönen Blumen,
Bestraf es, wie man Kinder straft, um Mord.
Hat es den Rosenstock verdorren lassen,
Die arme Mutter vieler armen Kinder,
Verweigre ihm den Becher klaren Wassers.
Hat es der jungen Vögel Nest zerstört,
Laß es auf harter Erde hungrig schlafen,
Von Mutter, Vater und Geschwistern fern. L. S.

Ein Kind iſt nur ein Kind, das, Aeltern, ſtets bedenkt,
Ob haarelt kindiſch ſtets, weil es nur kindiſch denkt.
Drum fordert nicht vom Kind, was nur ein Mann vermag
Und tadelt nicht, was nur an ſeinem Alter lag.

An Kindern strafe Kinderfehler nicht,
Die Hast, das Laufen, Fallen, Lachen, Weinen,
Zerbrechen, Ueberlust an Riegenossinnen,
Den langen Schlaf, die Unvorsichtigkeit,
Denn solche Fehler bringt die Kindheit mit
Und solche Fehler wachsen Kinder aus. L. S

Zu seinem Kinde sagt: „Liebes Kind,
Du bist des Gottes Kind, dem dort der Himmel
Der ew'ge, dem die Erde hier gehört;
Bei mir auch bist du sein, denn ich gehöre
Ihm selbst auch, wie du mich hier siehst und liebst.
Bei ihm war ich zuvor, eh' ich dich sah,
Bei ihm auch werde ich sein, wenn du vereinst
Mich nicht mehr siehst.“ L. S.

Zu weit getrieben,
Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks,
Und allzustraff gespannt zerspringt der Bogen. A. A

Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben,
Nur die gezähmte Kraft kehret zur Anmuth zurück. Sch.

Wird dir zu laut die Freude deiner Kinder,
So denk' du lärmtest einſt als Kind nicht minder.
Der Jugend munt're, laute Luſt ſollſt du nicht ſtören,
Und willſt du Vater ſein, ſo lern' auch Lärmen hören.

Was Kinder sehen, ahmen gern sie nach.
Drum sorge, daß sie stets nur Gutes sehen.
Was Kinder hören, sprechen gern sie nach.
Drum sorge, daß sie nie was Böses hören.
Dein eigenes Beispiel ist die beste Lehre,
Und nützet mehr als Bücher und als Schule.

Weiche Seide zerschneidet das scharfeinhauende Schwert nicht.
Stärker als alle Gewalt ist ein nachgebender Geist.
Güte bezwang die Welt. Mit sanften, freundlichen Worten
Magst du den Elephanten leiten am einzigen Haar. M.

Wer Entsagung der regen Kraft gebeut,
Gebeut umsonst. Sie bricht sich selbst die Bahn
Aus eignem Trieb, und wird das Gute ihr
Versagt, so wählt sie sich die böse That.

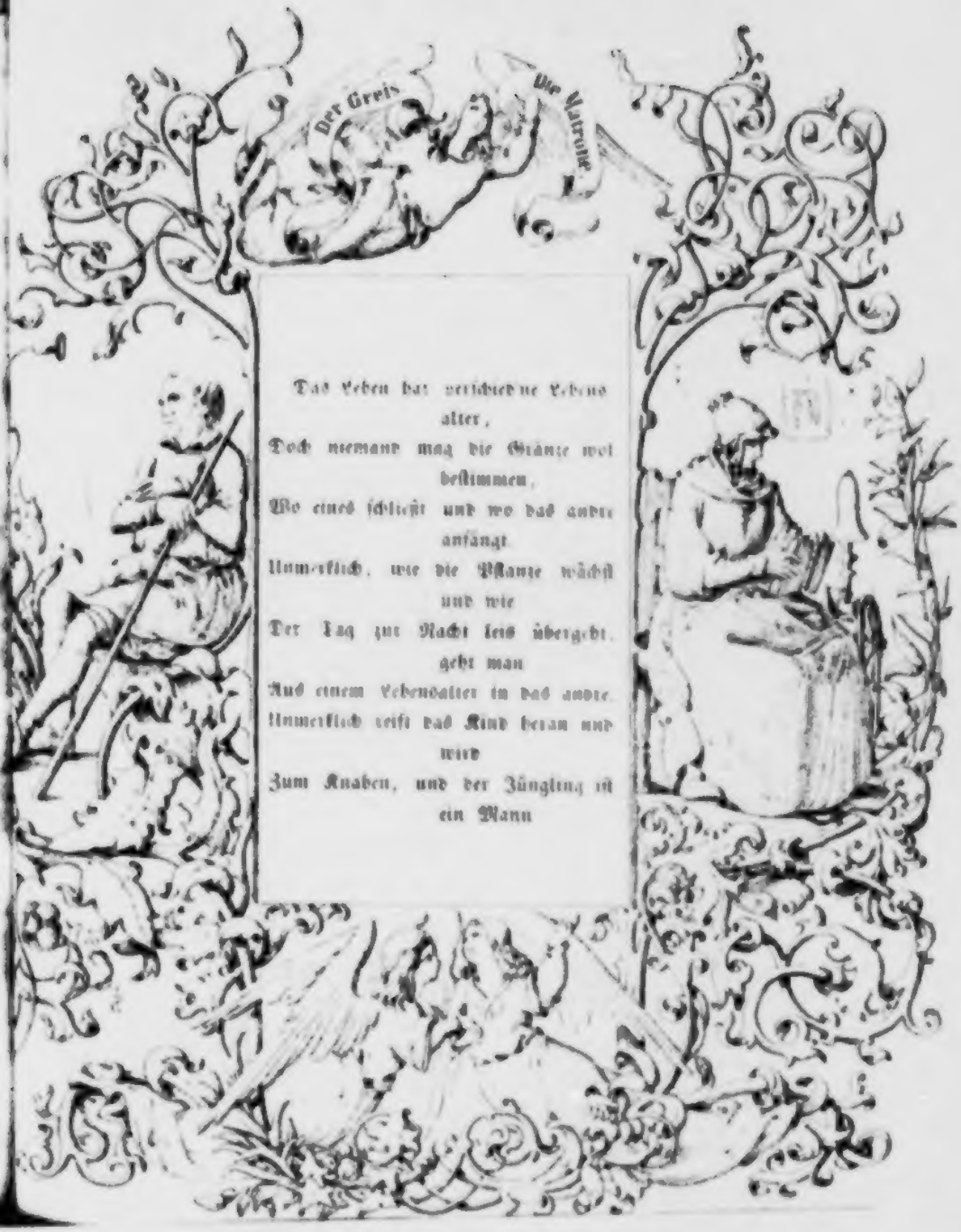
Versprich dem Kinde nichts, was du nicht halten willst.
Und drohe nie etwas, das du nicht auch erfüllst.
Das Kind muß unbedingt an deine Worte glauben.
Darum sollst du das Vertrauen auf sie nicht selbst ihm rauben.

Verbiete streng, die Kinder einzuschüchtern,
Durch Furcht sie zum Gehorsam zu bewegen,
Durch Furcht vor Dingen, die nicht wirklich sind,
Wie unverständige Kindermägde thun.
Ein schlechter Grund ist Furcht zu jeder Handlung,
Und eine gute selbst verliert den Werth,
Ist sie aus Furcht gethan. Noch schlimmer
Ist, daß durch Furcht der Muth gebrochen wird,
Denn ohne Muth ist man im Leben nichts
Nicht Muth zur Sünde und nicht Muth zur Tugend,
Ist der Charakter aller schwachen Menschen,
Die weder Lob noch Tadel je verdienten.

Verzeihen kannſt du mancherlei Vergehen
Und manchen Fehler magſt du überſehen
Doch keine Nachſicht gegen Lügen übe,
Daß ſpäter nicht dein Kind dich mehr betrübe.
Denn aller Laſter Quelle iſt das Lügen
Und nimmer kannſt du es zu ſtrenge rügen.

Wer nicht die Kindlein und ihr Weben liebt,
In seinem Herzen wohnt die Einfalt nicht,
Der Freude nicht; für ihn verhallt umsonst
Des Lebens schönster Laut; nie tönet ihm, —
Er hört es nicht — der Sphären Harmonie. K.

Den Trotz an deinem Kinde brich, doch nie
Den Willen. Gegen das Gesetz erhebt sich
Der Trotz und also werde er gebrochen,
Denn dem Gesetz gebühret stets Gehorsam.
Der Wille aber unterwirft sich nicht
Der Willkür, darum laß ihn kräftig werden.
Denn Willkür soll kein edler Mensch ertragen
Doch unterscheide wohl und gut, daß du
Nicht bösen Trotz für kräftgen Willen nimmst



Das Leben hat verschiedne Lebensalter,
Doch niemand mag die Gränze wol bestimmen,
Wo eines schließt und wo das andre anfängt.
Unmerklich, wie die Pflanze wächst und wie
Der Tag zur Nacht leis übergeht, geht man
Aus einem Lebensalter in das andre.
Unmerklich reift das Kind heran und wird
Zum Knaben, und der Jüngling ist ein Mann

Geworden, eh er's selbst noch weiß und fühlt.
So ist das Alter bei dem Menschen da,
Eh man es ahnt, eh' man's zugeben will —
Aus Schwarz wird Grau und endlich Silberweiß.
Doch nützlich ist, sich selber nicht zu täuschen,
Sich zu gestehen, daß die Zeit der Kraft
Vorüber ist, sich zu gewöhnen, daß
Ansprüche man zu machen aufhört, die
Der muntern Jugend ziemen, nicht dem Alter.
Für die entschwindne Kraft gab die Natur
Zwiefach Ersatz dem Greise, der Matrone
Erinnerung an die vergangnen Jahre —
Und dann die nahgerückte Hoffnung auf
Ein andres Leben nach dem irdischen Tode.
Erinnerung ist schön in allen Fällen,
Mag man der froh durchlebten Stunden denken,
Denkt man der Thränen, die man einst geweint.
Noch ein Mal lebst Du Deine Freuden durch,
Wenn Du Dich der Vergangenheit erinnerst,
Der überstand'nen Leiden freust Du Dich,
Und Dich erhebet der Gedank an sie,
Weil Du der Prüfung Zweck jetzt wohl begreifst
An Einem nur ist die Erinn'rung trübe —
Es ist die Schuld, es ist gethanes Unrecht!
Wohl dem, der sein Bewußtsein rein bewahrt,
Und dem nicht Reue trübt des Alters Stunden.

Die Hoffnung aber hält im Alter feil.
Mach Dich vertraut mit dem Gedanken an
Den Tod, er ist das allgemeine Loos
Der Menschen, keiner ist ihm noch entgangen
Doch denke nicht, der Tod sei die Erlösung
Vom Erdenübel, das ist undankbar,
Denn nur zur Freude schuf der Herr die Welt,
Die Leiden aber brachten selbst die Menschen
Nur sagst Du es auch, Du glaubst's doch nicht
Denn keinen gibt's, der gern gestorben wäre
Denk', daß der Tod der letzte Schritt sei zur
Vollendung, besser wirst Du also denken
Wie man von einem Weisen wol verlangt.
Machst Du mit dem Gedanken Dich vertraut
Bist Du zu jeder Stunde dann bereit,
So wird es Dich nicht überraschen, kommt
Die ernste Stunde wirklich, und Du wirst
Mit Ruhe scheiden von der schönen Erde,
Wirst wohlgeordnet Alles hinterlassen,
Dein Leben wirst zum reinen Abschluß Du
Gebracht dann haben und Dein Name wird
Dein Wirken fort noch leben lange Zeit,
Und späte Enkel werden Dein gedenken
Mit Achtung und mit liebender Verehrung.

Doch laß den Ernſt die Heiterkeit nicht trüben
Und wie die Sonne, wenn ſie von der Erde ſcheidet,
Noch freundlich ihre letzten Strahlen wirft,
So leuchte Freundlichkeit aus deinem Auge
Und wohne Heiterkeit auf deiner Stirn
Ein heitrer Greis iſt eine herrliche
Erſcheinung, jeder drängt ſich zu ihm hin,
Und gern umſpielen Enkel ſeine Knie,
Der Dinge lauſchend, die ſein Mund erzählt
Ein heitres Alter iſt der ſchönſte Schlußſtein
Des wohlgeführten, langen Erdenlebens

Das Alter iſt ein höflicher Mann,
Einmal über's andre klopft er an.
Aber nun ſagt niemand: herein!
Und vor der Thüre will er nicht ſein.
Da klinkt er auf, tritt ein ſo ſchnell,
Und nun heißt's: er ſei ein arger Geſell.

Kühn blickt der Mann und muthig in Gefahren,
Den seiner Seele Würde hebt.
Er schreitet fest, wenn feig der Weichling bebt:
Die Tugend rüstet in Winterjahren
Ihn noch mit Kraft auch unter grauen Haaren,
Wenn keiner mehr der Zeitgenossen lebt.

Die Unschuld bringt der guten, frohen Alten
Den Schwarm der Enkel um das Knie
Sie sieht und küßt und lehrt und segnet sie,
Wenn sie sich fester an sie halten,
Und Freude glänzt aus allen ihren Falten,
Und jedes Wort ist reinste Sympathie.

Neu

Freundliche Jugend, du fliehst! Bevor es der Schwärmer gewahrte,
Fliehst du, Vielgewünschte, mit deinen strahlenden Rosen,
Deinen duftenden Blüthen, gebadet vom blitzenden Frühthau,
Deinen Freuden und Schmerzen und heißausbrechenden Thränen,
Deinem herrischen Muth und deiner ergreifenden Liebe —
Heiterer Morgen, begeisternde Frische, für immer entfliehst du. K.

Süßer Wehmuth Gefährtin, Erinnerung,
Wenn jene die Wimper ſinnend ſenkt
Hebſt du deinen Schleier und lächelſt
Mit rückwärts gewandtem Geſicht.

Deine dämmernden Bilder ſind lieblich,
Wie thauender Duft im Abendroth,
Deine Stimme iſt ſanft, wie der Flöte
Im Echo entſchwindender Hall.

Oftmals zeigſt du in duftiger Ferne
Mir freundlich der Jugend Lenzgefild,
Oft erſcheinſt du mir, lächelnd durch Thränen
Und koſeſt mit mir, vertraut und lang.

Mir willkommen im Schleier der Trauer,
Willkommen im heiteren Silberkleid, —
Naſch entflieht der Gegenwart Freude,
Du, ſinnende Tröſterin, weilſt'

Das Alter braucht der Jugend Muth
Kraft, Thätigkeit und Feuer abzuborgen.
Doch leiht es ihr dafür die Kunst, voraus zu sehen
Erfahrung, Klugheit, kaltes Blut.

Gemildert zeigt Dämmerung das Leben
In wehmutsvollem, aber ruhigen Lichte,
Wie hell und Dunkel in einander schweben

Wir haben immer, was wir hatten.
Des Lebens Tag versinkt in leise Dämmerung.
Durch dieses Zwielicht geht ein holder Schatten.
O, das bist du, Erinnerung.
Wie himmlisch sanft erscheinst du der verwaisten Treue,
Begehst mit ihr auf's Neu' und immerdar auf's Neue
Ein stilles Auferstehungsfest.

Ed

Erinnerung, mit deinem zarten Munde,
Du sprichst mit mir von einer Welt,
Die nicht mehr diese Sonne erhellt.
Die Male jeder Seelenwunde
Getrennter Herzen deckst du
Mit Bildern schöner Tage zu. Id.

Sagt nicht mehr guten Morgen, guten Tag,
Sagt immer guten Abend, gute Nacht!
Denn Abend ist es um mich und die Nacht
Ist nahe mir; o wäre sie schon da!

Vergänglich iſt der Menſch, vergänglich iſt
Was er vollbringet, was er ſchafft und übt,
Doch daß er kam und ſchuf und liebt und lebte,
Selbſt daß er wieder ging, das iſt ein Zeichen.
Er ſtamme von den blauen Himmelshöhen,
Indeß die Erde bleibt und bleibt und bleibt.
Denn das Vergängliche iſt erſt das Höchſte,
Es iſt ein göttlich Lebendes, was nicht
Vergeht, das lebte nicht und lebt nicht weiter.

L. S

Nie lebt der glücklich, der den Tod noch fürchtet,
Doch auch ihn gar nicht scheuen ist nicht menschlich' L. S

O hoffe nicht zu wenig von dem Tode.
Dem die Natur ihr Schönstes ruhig opfert.
Vielleicht auch freudig, wie Natur sich freut
Und leidet still. So freu' auch du dich still. L. S.

Weil an den Gräbern nur und pflanzt Rosenhecken,
So denkst du an den Tod und er wird dich nicht schrecken.
Wenn dir ein lieber Freund hinweg gestorben ist,
Denk eine Tagereis' ist dieses Lebens Frist,
Nun, dein Gefährte ging ein Stündchen dir voraus,
Und um so früher ist er angelangt zu Haus.
Was klagest du, daß ihn die Herberg' aufgenommen?
Geh nur des Wegs getrost, bald bist du nachgekommen.

R

Die Blumen ſterben ruhig von den Blumen,
Die Blüthen ſchneien ruhig auf die Erde,
Die Blätter weh'n von Blättern ruhig nieder,
Kein Ach zum Baum hinauf, wo ſie geläutet.
Was braucht es Abſchied auf der Erde? Alles
Geht doch an einen guten Ort. A. S.

Ich fühle mehr und mehr die Kräfte ſchwinden.
Das iſt der Tod, der mir am Herzen nagt.
Ich weiß es ſchon, und was ihr immer ſagt,
Ihr werdet mir die Augen nicht verbinden.
Ich werde müd' und müder ſo mich winden,
Bis endlich der verhängte Morgen tagt,
Dann ſinkt der Abend, und wer nach mir fragt,
Der wird nur einen ſtillen Mann noch finden. ‹‹

Himmel und Erde vergeh'n'
Nimmer vergehet das Ich'

Ha, wenn das Ich verginge,
Was wäre das nichtige Sein?' Kn.

Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit,
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich sein nach einem kurzen Leben. Ka

Auf unſerm Leben ſchwimmt wie Schaum
Ein wenig Müh' und Kummer,
Das Leben iſt ein Morgentraum,
Der Tod ein kurzer Schlummer.
Wir ſinken freudig in den Staub,
Der unſre Väter deket
Und nennen Würmern ihren Raub,
Weil Gott uns auferwecket.

Ag.

O gebenedeites
Heiliges Getön,
Wann des Grabgeläutes
Dumpfe Halle weh'n'

Matt vom Weltgetümmel
Sehn' ich mich zu ruh'n,
Bald, o Gott im Himmel,
Gib mir was zu thun. V

Das arme Herz hienieden,
Von manchem Sturm bewegt,
Gelangt zum wahren Frieden
Erst, wenn es nicht mehr schlägt.

Vieles bleibt uns noch viel zu verrichten,
Viel auch des Guten iſt noch nicht gethan.
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beſchattet das Ende der Bahn. 1812.

Nur dort oben wohnt ein reiner Friede,
Schon die Andacht hebt das müde Herz,
Schwingt es sich im frohen Liede,
Zu den Sternen himmelwärts.
Fest den Blick emporgewandt!
Dort ist unser Vaterland!

Sig.

Ewig wechselnd im Gebiet der Stunden,
Rauscht der Strom des Lebens durch die Zeit
Und sein Ziel ist die Unendlichkeit.

B.

Wo ist das Leben, ja? Die Nacht, sie folgt dem Tage,
Erwachen folgt der Nacht, in Wonne oder Qual;
Ein Heer von Bildern füllt heiteren Sinn beim Gelage,
Doch mancher Platz wird leer und vor dem Stundenschlage,
Geht manch Geladner aus dem Saal.

Adam

Dem dunkeln Schoos der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde,
Zum Segen, nach des Himmels Rath'
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zum schönern Loos.

Als wie der Schwan, der rein auf seinen Flügen schwimmt
Im Himmel unter sich sein Ebenbild vernimmt,
Und wenn er lang im See gesonnen seine Kreise,
Taucht unter und zurück läßt keine Spur der Reise. —
Glückselig, wer so rein sich auf der Welt bewahret,
Und Abschied also nimmt, daß niemand es gewahret.

Erklärung der Namenschiffern.

A. — Arndt, E. M.
Al. — Alxinger.
B. — Baggesen.
Br. — Bürger.
C. — Claudius.
Ch. — Chamisso.
Co. — Collin.
E. — Engel.
G. — Göthe.
Gll. — Gellert.
Gm. — Gleim.
Gr. — Grabbe.
H. — Haller.
Hm. — Halm, Fr.
Hr. — Herder.
Hy. — Hölty.
J. — Jacobi.
Im. — Immermann.
K. — Klopstock.
Kl. — Kleist.
Kr. — Krummacher.
Kn. — Körner.
L. — Lessing.
Lw. — Ludwig.
L. Br. — Louise Brachmann.
L. S. — Friedrich Schlegel.
M. — Matthisson.
Mn. — Matthisson.
N. — Novalis.
P. — Platen.
R. — Rückert.
S. — Salis.
Sch. — Schiller.
Schr. — Schleiermacher.
Schu. — Schulze, G.
Schub. — Schubart.
Schw. — Gustav Schwab.
Sm. — Simrock.
Stg. — Stolberg.
T. — Tieck.
Td. — Uhland.
U. — Uhland.
Us. — Us, P.
V. — Voß.
W. — Wieland.
Wd. — Wieland.
X. — Der Herausgeber.

Nachwort.

Der Zweck dieses Buches bedarf wol keiner Erklärung. Daß die, zum Aufzeichnen merkenswerther Lebensmomente bestimmten weißen Blätter mit Sentenzen deutscher Dichter versehen sind, wird hoffentlich dem Buche zum Schmucke gereichen. Auf die ernste Seite des Lebens aufmerksam zu machen, soll der Zweck der Einleitungen jeder Lebensperiode und der Zweck der ausgewählten Sentenzen sein, weshalb der Ernst durchaus vorherrschend ist.

Sollte jemand Gründe finden, die Auswahl der Sentenzen zu tadeln, so möge man bedenken, daß die deutsche Literatur unendlich reich an Schönheiten ist, die hierher gepaßt hätten, und daß die Wahl zwischen Schön und Schön sehr schwierig ist.

Wenn sich mehrere Sentenzen des Herausgebers unter den ausgewählten Stellen finden, so wollte dieser damit sich nicht in die Reihe der anerkannten Dichter drängen, sondern es fehlten ihm eben Stellen, die ihm für diesen Ort passend schienen, und es fehlte ihm an Gelegenheit, so lange zu suchen, bis er dergleichen gefunden hätte.

Möge dies Buch Manchem Freude gewähren, das ist der Wunsch

des Herausgebers.

Deutsche Sagen.

Herausgegeben

von

Roderich Benedix.

Taschenbuch

deutscher Sagen

für 1844.

Herausgegeben

von

Roderich Benedix.

Wesel und Leipzig.

Druck und Verlag von Ed. Klonne.

Taſchenbuch

deutſcher Sagen

für 1844.

Herausgegeben

von

Roderich Benedix.

Weſel und Leipzig.

Druck und Verlag von Ed. Klonne.

Des
Die
Die
Isolde,

Inhalt.

	Seite
Goldes Fluch, von Roderich Benedix.	1
Pfalz, von Roderich Benedix. . . .	163
Nelkerin von Blankenstein. Eine Idylle aus dem Ruhrthal, von Mathilde, verehel. gew. von Tabouillot, geb. Giesler. . . .	127
, von Agnes Franz.	169

s Goldes Fluch.

Von

Roderich Benedix.

1.

Unter einem Baume, an den Ufern des Rheins, unweit der alten Stadt Boppard lag ein junger Geſell und ließ ſich von der warmen Maiſonne beſcheinen, indem er ſeinen Gedanken nachhing. Dieſe Gedanken gingen aber darauf hin, daß es ihm angenehm wäre, in Saus und Braus zu leben, und dabei wenig zu arbeiten. So lieblich es ihm auch vorkam, auf dem weichen Raſen zu liegen, ſich von der Sonne durchwärmen zu laſſen und behaglich den grünen Wellen des Rheins zuzuſchauen, die zu ſeinen Füßen dahin ſtrömten, ſo meinte er doch, es wäre noch weit lieblicher, im prunkenden Saale auf weichem Lotterbette ſich auszuſtrecken, ſtatt der Wellen Gemurmel zartes Saitenſpiel zu hören und ſtatt von den goldenen Sonnenſtrahlen ſich von dem goldenen Weine des Rheingaues erwärmen zu laſſen.

In diesem Sinnen störte ihn der Zuruf eines wandernden Gesellen, der ihn mit: „Gelobt sei Jesus Christ" begrüßte und sich neben ihm niederließ, seine Wandertasche vor sich legend. „Woher des Weges und wohin" fragte der Erstere den Angekommenen. Dieser lachte und erwiderte: „ich komme von Ueberall und gehe nach Nirgends." „Hoho, Geselle," fragte verwundert der Erstere, indem er sich halb aufrichtete, „das ist eine seltsame Rede, die Du mir erklären mußt, wenn ich sie verstehen soll." „He nun," meinte der Andere, „das ist mit wenigen Worten zu thun. Ich heiße Jobst Zagtrauner und bin im Thüringer Lande geboren. Mein Vater war ein Schneider und nach dem Erbrecht im lieben Römischen Reiche bin ich dann auch ein Schneider. Mein Vater hatte mir nun nichts zu vererben, als seine Kunden und da er dies nicht gut früher thun konnte, als bis er gestorben war, wozu er sich bis jetzt noch nicht zu entschließen vermocht hat, so war einer von uns beiden zu viel in dem kleinen Orte, das an einem Schneider schon um die Hälfte zu viel hatte. Da meinte mein Vater, einer von uns beiden müsse wandern, und dies würde meinen jüngern Beinen besser zusagen, als seinen alten. Das war mir denn just recht,

und mit fröhlichem Muthe nahm ich Abſchied. Mir hatte das Stillſitzen und Ausflicken von jeher nicht ſonderlich gefallen, ich hatte einmal Ritter und Reiſige vorbeireiten ſehen und mir erſchien ſo ein Reiterleben ganz anders als das Schneiderleben, wenn ſich auch beides reimt. So dachte ich denn, wenn ich in die Welt hinauszöge, wollte ich bald die Nadel bei Seite legen und mein Glück anderweitig ſuchen. Ich bin aber weit herumgewandert im ganzen Reiche und habe nichts vom Glücke gefunden, weßhalb ich auch ſchier alle Hoffnung aufgegeben habe. Und ſo komme ich dann von Ueberall her, denn ich habe eigentlich keine Heimath mehr und gehe nach Nirgends, denn das Glück, das ich ſuche, wird eben wohl nirgends ſein." Darauf erwiderte der Erſte: „da ſind wir eigentlich gute Geſellen, denn auch ich trachte darnach, mein Glück zu machen, Nur haben wir verſchiedene Wege eingeſchlagen. Du haſt das Glück geſucht und nicht gefunden, ich habe mich vom Glücke ſuchen laſſen, bin aber nicht gefunden worden." „Hm, ich wüßte wohl ein Mittel", ſagte Jobſt Zagtrauner, „wenn nur — doch ſtill, da kommt jemand."

Die beiden Geſellen richteten ſich auf und ſchauten ſich um. Des Weges daher kam ein

Wanderburſche mit Reiſetaſche und Knotenſtock, ſeine Kleider waren beſtaubt und ſeine Augen ſchauten nach einem Ruheplätzchen um. Als er den Baum und den weichen Raſen bemerkte, auf welchem die beiden Geſellen lagen, wandte er ſeine Schritte dahin, grüßte mit trauriger Miene und ließ ſich neben ihnen nieder.

Gilgen Schlompeter, ſo hieß der erſtere der beiden Geſellen, lachte hell auf und ſprach: „Dein Gruß klingt ſo traurig wie das Todtenlied des Pfaffen, und ſiehſt du ſchier aus, als hätteſt Du eben Dein Liebchen begraben.“ Ein tiefer Seufzer kam aus der Bruſt des Neuangekommenen und er entgegnete: „begraben und nicht haben iſt wohl daſſelbe.

Jobſt Zagtrauner ſah ihn näher an und ſprach: „mich dünkt, ich habe Dich ſchon irgendwo geſehen, Geſelle? Iſt Dein Name nicht Heinz Mehlblatt? Warſt Du nicht dabei, als in Münſter die Gewerke einen Aufruhr erhoben gegen ihren Biſchof, wo es tüchtige Schläge ſetzte in dem Handgemenge mit den Reiſigen? Willkommen, Kamerad, an den Ufern des Rheins, wir haben damals wacker zuſammengehalten.“

Heinz Mehlblatt erwiderte trübſelig: „wer ſagt, daß ich noch bin, der ich war? Ich war

ein munterer Burſche, jetzt bin ich nur noch mein eigener Schatten.“

Gilgen gähnte laut und ſprach: „ich wette, Du biſt verliebt. Das mag ein Unglück ſein, wiewohl ich es nicht weiß, aber es iſt ſicher höchſt langweilig. Sag' an, Du wandelnder Schatten eines muntern Burſchen, wo ſitzt Dir denn das Unglück? Will Dich Dein Mädchen nicht oder hat ſie einen grimmigen Vater, deſſen Zorn Dich zum Schatten verbannt hat?“

„Was kümmert Euch mein Geſchick,“ antwortete Heinz griesgrämig, „meint Ihr, ich ſoll Eure Lachluſt kitzeln, wenn ich Euch mein Trübſal erzähle?“

Indem die drei Geſellen alſo mit einander verkehrten, erſchollen plötzlich Jagdhörner und Rüdengebell hinter ihnen, in der Stadt aber antworteten Trompeten und von allen Seiten erhob ſich großer Lärm. „Was hat das zu bedeuten?“ fragte Jobſt verwundert. Gilgen erwiderte: „die Fürſten kehren von der Jagd zurück. Ihr ſollt nämlich wiſſen, daß juſt ein großer Fürſtentag in unſerer Stadt Boppard gehalten wird, und ſind gekommen Herzöge und Grafen, Biſchöfe und Aebte aus Franken und Thüringen, aus Schwaben und Friesland und wer weiß wo ſonſt noch

her. Gebt Acht, da kommt ſchon der Zug zurück.“ Und alſo war es. Vorüber an den Geſellen ſprengte ein Zug reiſiger Knechte, dann kamen Jäger und Knappen und endlich die Fürſten ſelbſt. Es war ein prächtiger Anblick, denn ein Fürſt ſuchte den andern im Prunk zu überbieten. Die herrlichen Pferde waren mit prächtigen Decken behangen und das Geſchirr mit Gold und Perlen beſetzt; die Fürſten ſelbſt waren angethan mit ſammetnen und ſeidenen Kleidern, mit koſtbarem Pelzwerk verbrämt; auf ihren Hüten wehten ſtolze Federn, gehalten von koſtbaren Schnallen. Auch einige edle Damen waren in dem Zuge, getragen von ſchönen weißen Zeltern, und jede hatte einen Falken auf der Fauſt. Laut und fröhlich ſprengte der Zug vorüber, die Jagdhörner bliesen muntere Weiſen, und die Zinken in der Stadt begrüßten ſchmetternd die fürſtlichen Gäſte. Und als der Zug vorüber war, als die Landſtraße öde und leer lag und nur die Wellen des Rheins eintönig murmelten, war es den drei Geſellen, als wäre Alles nur ein Traum geweſen und als wären ſie eben aus einem Mittagsſchlafe erwacht.

Gilgen Schlompeter nahm zuerſt das Wort und ſagte: „ſiehſt Du, Jobſt, die haben was du ſuchſt und was mich nicht finden kann: Gold in

Ueberfluß, Wein und Wohlleben in Hülle und Fülle, und was ihr Herz begehrt, wird geschafft. Das ist es was ich meine.“ Jobst Zagtrauner nickte zustimmend, Heinz Mehlblatt aber sagte wehmüthig: „ach hätte ich einen Theil des Ueberflußes, der sich hoffärtig vor unseren Augen bläht, wie wäre ich glücklich! O Catharina, du süße Maid, warum bin ich ein armer Teufel, und mußte es dulden, daß mir dein Vater höhnisch die Thüre wies, da ich um dich warb und mir sagte: komm wieder, wenn du so viel Goldgulden hast, als meiner Tochter Leinwand Ellen zählt, die zu ihrer Aussteuer bereit liegt!“ „Da wär es ja heraus, was den Heinz drückt,“ sagte lachend Jobst, „und im Grunde haben wir alle drei die gleiche Krankheit. Wir sind arme Teufel und streben heraus aus unserer Armuth zum wahren Genuß des Lebens. Hört, Gesellen, als sie da vorbeiritten in ihrer Pracht und Herrlichkeit, da hat mir das Herz geschlagen mit gewaltigem Pochen und wüßte ich ein Mittel, Gold zu erwerben, ich würde nicht lange ängstlich fragen, ob es sich mit der Ehrlichkeit vertrüge.“ „Was Ehrlichkeit,“ rief Gilgen aus, „zum Teufel mit der Ehrlichkeit. Ist es ehrlich, daß der Eine Alles hat und der Andere nichts! Warum ist der ein

Ritter, der auf dem Apfelschimmel eben vorbei ritt und so hoch seine Nase in die Luft reckte und hat Schlösser und Güter in Menge, und warum sind wir arme Teufel? Ha, wo steckt da die Ehrlichkeit? Steht es auf der Traube geschrieben: mich soll der und der keltern? Oder laufen die Hirsche mit dem Namen dessen umher, der sie schießen und essen soll? Die Sonne scheint für alle, und Wasser und Luft ist Gemeingut, warum nicht auch die Erde, mit Allem, was sie hervorbringt, und was auf ihr herumläuft? Das hat mir mein Tag nicht zu Sinne gewollt, und so frage ich nach der Ehrlichkeit nicht so viel! Aber beim Stehlen kömmt nichts heraus als Mühe und Sorge, denn die Mauern und Riegel sind fest und am Ende der lichte Galgen!" Heinz schüttelte den Kopf und meinte: die Ehrlichkeit dürfe man nie aus den Augen setzen, denn die Hauptsache im Leben sei doch ein gutes Gewissen, Jobst aber sprach: „hallo, Ihr Gesellen, wie wir uns hier zusammen gefunden haben zu guter Stunde, so wollen wir zusammen halten. Sechs Augen sehen mehr als zwei und sechs Hände greifen mehr als zwei, was der Eine nicht weiß, weiß der Andere, und so laßt uns treue Brüder sein

in Noth und Tod.“ Die beiden Andern ſchlugen ein, und gaben ſeiner Rede Beifall.

Mittlerweile war es Abend geworden und die Sonne begann ſich zu neigen, daß die Burſchen aufbrechen und nach der Herberge umſchauen wollten. Da hielt ſie Gilgen Schlompeter zurück und ſagte, in der Stadt gäbe es kein Unterkommen für ſie; jedes Winkelchen wäre beſetzt von den fremden Fürſten und ihren Leuten, ja ein Theil von dieſen müßte auf Markt und Straße bleiben. Die beiden Fremden ſchauten verdrießlich darein, Gilgen aber verſprach ihnen eine Herberge zu verſchaffen und hieß ſie mit ihm gehen. Darauf führte er ſie an den Rhein, ſetzte mit ihnen über und lenkte ſeine Schritte in die Berge hinein.

2.

Unweit Boppard am rechten Ufer des Rheins, in einem engen, wilden Thale, wohnte ein alter Waldhüter. Er war in seiner Jugend Landsknecht gewesen, hatte viele Fehden mitgemacht im Deutschen Reiche, war jenseits der Alpen gewesen im sonnigen Welschland und hatte als eine Art Gnadengeschenk die Waldhüterhütte bekommen. Denn den Forst begehen und den Wald hüten konnte er nicht mehr. Sein Körper war ein herrlicher Wetteranzeiger geworden, und wenn das Wetter umschlagen wollte, fühlte er es mehrere Tage vorher in seinen alten Wunden. War aber sein Leib hinfällig, so war sein Geist noch frisch. Er hatte mancherlei erfahren auf seinen Kriegszügen, hatte manche geheime Kunst gelernt und konnte aus allerlei Kräutern heilsame Tränke bereiten. So hatte er sich in der Umgegend den

Ruf und den Namen eines klugen Mannes erworben und viele kamen, ſich bei ihm Raths zu erholen in allerlei Fällen.

Gilgen Schlompeter war ein genauer Bekannter des alten Dornhauers, er half ihm oft Kräuter ſuchen und that ihm ſonſtige Gefälligkeiten, denn ihm ſagte eine herumſchlendernde Thätigkeit, die keine eigentliche Arbeit war, beſonders zu. Zu dieſem alten Kriegsknecht führte er jetzt auch die neugewonnenen Freunde.

Der Alte nahm ſie gaſtlich auf und ließ ſich bereitwillig finden, ihnen eine Nachtherberge zu gewähren. Die Geſellen machten es ſich bequem und ihr Wirth trug ihnen zum Abendſchmaus einen Wildbraten auf, den er vermuthlich vom Wildhüter geſchenkt bekommen hatte, denn daß er ſelbſt auf eigne Hand ſich die Küche mit Wild verſehen ſollte, konnte man einem alten Kriegsknecht nicht wohl zutrauen. Nachdem das Nachtmahl verzehrt war und ein Becher guten Weines die Runde gemacht hatte, begannen die Geſellen ihr Geſpräch wieder da aufzunehmen, wo ſie es unter dem Baume geendet hatten. Allerhand Pläne und Luftſchlöſſer wurden gemacht, und alle drei waren unerſchöpflich im Ausmalen der goldenen Zukunft. Lange hörte der alte Dornhauer

ruhig zu, endlich nahm er das Wort und sprach: „sollte man es glauben, da stehen drei junge Kerle von eisenfester Gesundheit und verlangen nach Geld und Wohlleben, keiner aber kann den Weg ausfindig machen, es zu erlangen! He, oder seid Ihr zu faul, die Beine zu rühren, oder zu hasenherzig einem blanken Spieße gegenüber zu stehen?" „Was wäre denn das für ein Weg", fragte gähnend Schlompeter. „Der Krieg ist es, mein Bursche," rief kräftig der alte Landsknecht, „der Krieg ist es! da giebt es Leute aller Art im Ueberfluß!" „Und Schläge, Beulen und Wunden," fiel Schlompeter wieder ein. „O Du armseliger Schlucker," sagte der Alte verächtlich, „fürchtest Dich vor Stößen, wo Du wieder stoßen kannst? Geh, geh, zieh ein Mieder an und laß Dich als Kuhmagd vermiethen, denn Du bist nicht werth ein Wams zu tragen." „Nun Ihr habt auch kein sonderliches Glück gemacht und die Beute, die Ihr im Kriege erworben, braucht Ihr nicht vor Dieben zu verstecken," entgegnete ärgerlich der faule Gilgen.

Da ward der Alte plötzlich ernst und sprach: „Du spottest meiner Armuth, weißt Du denn, daß ich arm bin? Du spottest meines Glückes, weißt Du denn, was Glück ist? Du glaubst, wenn Du

Geld haſt und kannſt dann alle Deine Wünſche befriedigen, kannſt in Saus und Braus ein faules Leben führen, dann biſt Du glücklich? Ich habe Gold gehabt in Ueberfluß und habe es weggeſchenkt, ich habe des Lebens Freuden im Uebermaße genoſſen und meinſt Du, ich ſei damals glücklicher geweſen? Du biſt 20 Jahre alt, ich 70, und anders denkt man im Alter, anders in der Jugend. Ich habe das Geld verachten gelernt, denn es iſt ein Fluch, der auf der Menſchheit ruht. Du begreifſt das freilich nicht, und ich will Dir meine Erfahrung nicht aufdringen, denn jedem nützen nur ſeine eigenen, er lernt nie etwas von fremden. Ich ſage Dir aber: Gold iſt ein Fluch und richtet nur Unheil an in der Welt und will ich Euch eine Geſchichte erzählen, wo Ihr es klar erkennen ſollt.“ Die Geſellen rückten zuſammen und der Alte begann, wie folgt:

Im Lande Weſtphalen, am Fuß des Ebbegebirges, fließt ein Flüßchen, die Bigge geheißen und daſelbſt liegt eine kleine Stadt, mit Namen Attendorn. Von da aus zog dereinſt ein junger Menſch in die Welt hinaus, um ſein Glück zu machen, und er dachte auch juſt wie Ihr, das Glück beſtände in Reichthum und Wohlleben. Dabei war er aber ſo klug, in der Jugend erwerben zu

wollen und im Alter zu genießen, und so war er sparsam und fleißig und erwarb sich Geld und Gut. Er hatte sich aber dem Handel ergeben und trieb seine Geschäfte in Holland. Da er nun ein wohlhabender Mann geworden war, gedachte er nach seiner Heimath zurückzukehren, und dort sein Leben in Ruhe zu beschließen. Er gab also nach und nach seine Geschäfte auf, wie er dies ohne Nachtheil thun konnte. Weil er aber überaus vorsichtig war, so überlegte er auch sorgsam, wie er sein Vermögen glücklich nach Attendorn bringen könnte. Das Land war unsicher von Räubern, die die Wagen auf den Heerstraßen und die Schiffe auf dem Rheine plünderten. Nun hatte er noch eine alte Mutter am Leben, die daheim ihr kleines Hauswesen führte. Dieser hatte er oftmals schöne Geschenke geschickt, daß sie keine Noth litt und ihren Sohn segnete.

Er beschloß daher, sein ganzes Vermögen seiner Mutter zu übersenden, denn er rechnete sehr richtig, daß Diebe und Räuber bei armen Leuten nichts zu stehlen suchen. Zu dem Ende verkaufte er Alles, was er besaß gegen Gold und ließ dasselbe in 3 Platten einschmelzen. Diesen wußte er einen schwarzen, unscheinbaren Anstrich zu geben, daß sie aussahen, wie altes, gebrauchtes Eisen,

und ſo ſchickte er ſie mit andern, werthloſen Kleinigkeiten nach ſeiner Heimath. Selbſt ſeine Mutter unterrichtete er nicht von dem Werthe der unſcheinbaren Platten, denn er bedachte mit großer Vorſicht, ſie würde ängſtlich werden, wenn ſie einen ſo großen Schatz zu hüten bekäme und würde ſich in ihrer Aengſtlichkeit verrathen. Das war Alles ſehr klug berechnet und der ſchlaue Handelsmann brachte den Ueberreſt ſeiner Angelegenheiten mit vollkommener Ruhe in Ordnung, denn er dachte Alles wohl gemacht zu haben und bei ſeiner Heimkehr einen reichen Schatz, die Frucht ſeiner Arbeit und Mühe, vorzufinden.

In derſelben Zeit hatten ſie in Attendorn eine neue Kirche gebaut und die Gemeinde wollte auch eine Glocke haben. Allein ſie war arm und der Kirchenbau hatte alle Mittel erſchöpft. So hielten ſie denn einen Umgang bei allen Gemeindegliedern und wer altes Kupfer und ſonſtiges Erz hatte, gab es hin, damit eine neue Glocke gegoſſen würde. Als ſie zu der Mutter jenes Kaufmanns kamen, fielen dieſer die alten eiſernen Platten ein, welche ihr Sohn geſchickt hatte und da ſie juſt nichts anderes hatte, gab ſie dieſelben hin zu dem Glockenguß.

In Attendorn weilte eben ein tüchtiger Glok-

fengießer, der im Lande umher zog, um seine Kunst auszuüben und der versprochen hatte, die neue Glocke zu fertigen. Alsbald gab er sich an die Arbeit, bereitete die Form und den Kessel zum Guße. Ehe er aber Alles vollenden konnte, erhielt er eine Botschaft von Arnsberg, daß er dorthin käme, um auch daselbst neue Glocken zu gießen. Damit ihm nun dieses Geschäft nicht aus der Hand gehe, reiste er also gleich dort hin, um die nöthigen Verabredungen zu treffen, und wollte dann zurückkehren, sein Werk zu Ende zu bringen. In Attendorn ließ er seinen Gesellen zurück, dem er streng befahl, nicht weiter fort zu arbeiten, denn er war eifersüchtig auf seinen Ruhm und wollte Alles selbst gemacht haben. Der Geselle aber war ein leichtes Blut, der meinte, er könne auch auf eigene Hand einmal eine Glocke gießen. Die Form war fertig, er wußte Bescheid mit Allem und so gab er sich daran, zündete das Feuer an und schmelzte die Glockenspeise. Das brodelte und kochte nach Herzenslust und blitzte mit rothem Schein aus dem Kessel, daß dem Gesellen das Herz aufging vor lauter Lust, und wenn er auch anfänglich noch zaghaft gewesen war, dem Gebote seines strengen Meisters entgegen zu handeln, so vergaß er jetzt alle Furcht und da die Masse

fertig war, öffnete er den Hahn und ließ den glühenden Strom in die Form laufen. Und siehe da, der Guß war gelungen, als man die Form zerbrach, stand die Glocke makellos und fertig. Da war großer Jubel in Attendorn und mit vielen Feierlichkeiten ward die Glocke in den Thurm gebracht. Der Geselle empfing reichen Lohn und dachte nun gen Arnsberg zu ziehen, und dem Meister zu sagen: bleibet hier, in Attendorn ist alles beendet. Als er sich nun zum Aufbruch rüstete, begleiteten ihn die Burschen des Ortes und er bat noch darum, man möchte die Glocke läuten, so lange als er sie hören könne. Seiner Bitte ward willfahrt, und fröhlich unter munterem Geläute zogen sie aus dem Thore. Als sie aber an die Brücke kamen, die über die Bigge führt, trat ihnen der Meister entgegen, der just von Arnsberg zurückkehrte. Er hatte schon von Weitem den herrlichen Klang der Glocke vernommen, so herrlich, wie er ihn noch nie gehört und zornig trat er auf den Gesellen zu mit den Worten: „was tönt da in meine Ohren? Was ist das für eine Glocke, die sie läuten zu Attendorn? Der Geselle aber, lustig vom Abschiedstrunke, entgegnete: „ei Meister, kehrt nur wieder um! Die Glocke, die Ihr an-

gefangen, habe ich vollendet, und Ihr hört wohl, sie ist gelungen!" Da ergrimmte der Meister in seinem Herzen, zog sein Messer und stieß es dem Gesellen in die Brust, daß er zusammensank und dahinging ohne Beichte und Absolution. Dann eilte er flugs in die Stadt und trat vor den ehrbaren Rath mit den Worten: „mein Geselle hat die Glocke ohne mein Vorwissen fertig gemacht, aber ihr Klang ist unrein. Solches soll man nicht von meinem Werke sagen und so erbiete ich mich, die Glocke von Neuem zu gießen. So treffe denn Anstalt, daß sie herunter genommen werde." Während er noch sprach, ertönte plötzlich Geschrei in der Stadt, die Begleiter brachten den Leichnam des Erschlagenen und riefen: „Mord! Mord! Wehe über den Thäter! Sie trugen die Leiche hierauf vor den Rath der Stadt und begehrten Gericht über den Mörder.

Starres Entsetzen ergriff die Väter der Stadt, als sie den jungen Gesellen, der ob seiner Munterkeit allgemein beliebt gewesen, den sie vor kaum einer Stunde mit Glückwünschen entlassen hatten, todt und blutig da liegen sahen, und die Kunde erhielten, sein eigner Meister sei der Mörder. Dieser schaute finster und zitternd auf das Opfer seines Grimmes. Jetzt erst schwand

ſein Zorn und er ſah ſich in einen gefährlichen Handel verwickelt. Des Rathes Aelteſter nahm das Wort und fragte ernſt: „was beweg Dich, gottloſer Meiſter, den Knaben zu erſchlagen, der Dir und uns ſo treu gedient?“ Der Meiſter antwortete dumpf: „er hat mir mein Werk verdorben, die Glocke iſt unrein; als ich ihren Klang hörte, riß mich der Zorn hin. Der Aelteſte ſprach weiter: „das lügſt Du Meiſter, ich bin weit und breit herum geweſen im Reiche, habe viele Glocken gehört und mein Ohr verſteht ſich auf die Reinheit des Tones, nie aber habe ich eine Glocke gehört, die einen ſo lieblichen Klang gehabt hätte, als die der arme Knabe gegoſſen hat.“ „Das glaube ich wohl,“ fuhr der Meiſter heraus und verſtummte. Weil er nun nichts weiter ſagen wollte, wurden ihm Feſſeln angelegt und er ward in den Kerker geworfen. Am andern Tage hielten ſie Gericht und ſprachen ihm das Leben ab.

Jetzt ging der Meiſter in ſich, bereuete und bereitete ſich zum Tode. Als er nun zum Richtplatz geführt wurde, gerichtet zu werden, hielt er an und ſprach zu dem verſammelten Volke: „ich ſterbe einen ſchmählichen Tod, ich ſterbe ihn aber gerecht. Vorher will ich Euch nun bekennen,

was mich zu dem Morde veranlaßt hat. Wohl gibt es im ganzen Deutschen Reiche keine andere Glocke, die einen so lieblichen und reinen Ton hätte, als die auf Eurem Thurme hängt, denn wißt, es muß zum zehnten Theile Gold in derselben sein. Wie es hinein gekommen ist, weiß ich nicht, allein mein Ohr kennt den Ton von jeglichem Erz und weiß jede Mischung zu berechnen und zu unterscheiden. Und so sage ich Euch auf mein Meisterwort, in der Glocke ist zum zehnten Theile Gold. Als ich von Arnsberg daher kam, erstaunte ich, als ich die Glocke hörte, und je näher ich kam, desto deutlicher vernahm ich den Klang des Goldes. Da überfiel mich der Geist der Habgier und des Geizes und ich dachte, wie ich das Gold gewinnen könnte, und fluchte heimlich meinem Gesellen, der meine Befehle verachtet und nicht gewartet hatte, denn ich hätte das Gold entdeckt, ehe es zum Gusse kam und wohl bei Seite gebracht. Je länger aber der goldene Ton in mein Ohr drang, desto mehr stieg meine Gier und mein Zorn und da ich dem Gesellen begegnete, stieß ich ihn nieder, denn der böse Geist war mächtig in mir, und eilte hierher, mit dem Erbieten, die Glocke umzugießen. Das ist der Fluch des Goldes, daß es lockt und

glänzt zu böſer That, und daß ſein Klang alle böſen Gelüſte des Herzens aufregt. Möchte mein Tod eine Warnung ſein für alle, die mich hören.“ Als der Meiſter ſchwieg, ſahen ſich alle verwundert an und hegten Zweifel an ſeinen Worten, denn niemand mochte begreifen, wo ſo viel Geld nach Attendorn gekommen wäre und wer es hergegeben hätte. Da trat ein Mann in fremder Kleidung vor und ſprach: „der Meiſter redet die Wahrheit.“ Es war der Kaufmann, der am Abend vorher aus Holland gekommen war und der jetzt offenbarte, wie ſich Alles zugetragen hatte. Und er ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „ich erkenne den Fluch des Goldes! Zehn Jahre meiner Jugend habe ich gedarbt und geſammelt, um mir Schätze zu erringen, und da ich ſie ſicher zu haben glaubte, verrinnen ſie vor meinen Augen. Wehe über das leidige Gold, das jetzt zweien Menſchen das Leben koſtet. Und ſo mag es in der Glocke bleiben zum ewigen Angedenken, ich verlange nicht mehr nach Reichthum und will meine Tage in ſtiller Thätigkeit hinbringen.“ Darauf ward dem Meiſter der Kopf abgeſchlagen, denn Blut verlangt wieder Blut, alles Volk aber ging nach Hauſe und ſie hatten hinführo keine Freude mehr an der goldenen Glocke.“

Der alte Kriegsmann ſchwieg, Heinz Mehlblatt aber nahm das Wort und ſprach: „es iſt wahr, alſo hat es ſich zugetragen in Attendorn, ich habe es öft in der Gegend erzählen hören. Die Leute daſelbſt aber haben immer ein Grauen gehabt, wenn die Glocke geläutet worden iſt, und iſt keine rechte Andacht in der Kirche geweſen, wenn ſie wiederum zum Segen angezogen wurde. Zehn Jahre nachher aber, am Jahrestage von des Meiſters Hinrichtung hat der Blitz in die Kirche geſchlagen und ſie iſt bis auf den Grund niedergebrannt. An demſelben Tage iſt auch jener Kaufmann aus Holland geſtorben. Unter dem Schutt der Kirche haben ſie die zerſchmolzene Glocke gefunden; und haben ſo vieles Geld für das goldhaltige Erz bekommen, daß ſie eine neue, ſchönere und größere Kirche aufbauen konnten.“

Die Geſellen ſchwiegen nach dieſer Erzählung eine Zeit lang. Der Gedanke, daß Gold nicht glücklich mache, wollte ihnen gar nicht zu Sinne, und endlich begann Jobſt Zagtrauner viele Worte zu machen und bemühte ſich auseinanderzuſetzen, daß Geld, wenn man es nur recht zu gebrauchen verſtände, dem Menſchen wohl zum Glücke verhelfen könnte. Die andern beiden, vorzüglich der faule Gilgen ſtimmten damit überein. Spö-

tisch lächelnd hatte ihnen der alte Kriegsknecht zugehört, endlich nahm er das Wort und sprach: „glaubt Ihr denn, ich habe gehofft, Euch durch meine Erzählung von Eurer Thorheit zu bekehren? Ei dann müßte ich ein eben so großer Thor sein, als Ihr selbst. Jeder muß seine Erfahrungen selbst machen im Leben und die schönsten Lehren der Weisheit würden bei Euch nicht anschlagen. Den rechten Gebrauch vom Gelde machen? Das sind Redensarten. Jeder glaubt das und jeder meint, er sei der Mann, der den rechten Gebrauch schon machen werde. Das aber ist eben der Fluch des Geldes, daß es die Sinne und das Herz bethört und so die Weisheit des rechten Gebrauchs vernichtet. Strebt Ihr nach Gold, so erfaßt Euch Geiz und Habgier, Haben und Gewinnen ist Euer Trachten und bald seid Ihr nicht mehr wählerisch in den Mitteln, die zu einem Zwecke führen; habt Ihr das Gold im Ueberflusse, so beschleicht Euch der Geist des Hochmuths, des Uebermuths, der Genuß sucht und die guten Vorsätze verschwinden wie die Spreu vor dem Winde. So ist es Tausenden ergangen, so wird es Euch auch ergehen. Geht hin, Ihr Thoren, und macht an Euch selbst die Erfahrung. Je früher Ihr sie macht, desto

beſſer! Was ich dazu beitragen kann, ſoll geſchehen! „Ihr könntet?“ fragten alle Drei wie aus einem Munde. „Schaut dieſen alten Schädel an,“ antwortete faſt zornig der Alte, „meint Ihr die Jahre ſeien umſonſt darüber hingegangen und hätten ſeine Haare gebleicht? Ich weiß manches, wovon ſich die Weisheit der Welt nichts träumen läßt, ich kann Euch alle reich machen.“ „Geſchwind, ſprecht, wie,“ tönte es durcheinander aus dem Munde der Geſellen. „Hei, wie eifrig die Narren ſind, in ihr Verderben zu rennen,“ rief der Alte, „wie ſie zittern vor Ungeduld, den Fluch auf ſich zu laden. Gut, Ihr ſollt ihn haben; ſeid Ihr Kerle, die etwas werth ſind, ſo werdet Ihr klüger dadurch werden und zu rechter Zeit zur Vernunft kommen, geht Ihr aber darüber zu Grunde, ſo war't Ihr nichts Anderes werth und es iſt ohnehin an mir nichts gelegen. Für heute aber iſt es zu ſpät, mich verlangt nach Ruhe. Legt Euch hin auf die Streu, ſo ich Euch bereitet, wir wollen morgen weiter davon reden.“ Vergebens baten die Geſellen den Alten, ihnen gleich zu ſagen, was er wüßte, er war unerbittlich, und ſie mußten ſich mit ungeſtillter Neugierde zur Ruhe legen. Lange warfen ſie ſich unruhig hin und her, ehe ſie zum Schlafe

gelangen konnten, und dann ſchwirrten ihnen wirre Träume durch die Köpfe.

3.

Am andern Morgen waren die Gesellen nicht zu früh bei der Hand, sie schliefen recht ordentlich in den Tag hinein. Als sie endlich erwachten, war von ihrem Wirthe nichts zu sehen. Er hatte ihnen einen Morgenimbiß zurecht gestellt und war dann seinem Tagewerke nachgegangen. Sie erwarteten mit Ungeduld seine Rückkehr zum Mittag. Er kam, brachte ein Stück Wildpret mit und bereitete es zum Mittagessen. Vergebens war aber vorher und nachher das Bitten der Gesellen, daß er reden und ihnen sagen möchte, was er versprochen, er vertröstete sie bis zum Abend und sie mußten warten.

Der Abend kam, der Alte hielt sein Wort. Als sie wieder, wie am Tag vorher, zusammensaßen, hub er an, wie folgt: „Ihr verlangt nach Geld und Ueberfluß, Ihr sollt Euren Willen haben.

Ihr seid just drei und ich will jedem von Euch ein Mittel an die Hand geben. Habt Ihr nie reden hören von der Speinzwurzel? „he, ja," rief Jobst, „das ist eine Wurzel, die verborgene Schätze anzeigt und sie graben hilft!" „Und wie erlangt man sie?" fragte der Alte. Niemand wußte es. „Ich werde es Euch sagen," fuhr dieser fort; „habt Ihr gehört von dem Aloaun? Von dem Galgenmännlein?" Die Gesellen wußten nichts davon, Heinz Mehlblatt aber bemerkte: „mit Vergunst, Herr Dornhauer, das sind Mittel, welche in die Schlingen des bösen Feindes führen; an so etwas darf ein guter Christ nicht denken!" Der Alte schaute pfiffig d'rein und sprach: „recht mein Söhnchen, Du scheust Dich vor dem leibhaftigen Teufel, fürchtest aber nicht Dein eigenes böses Gelüste? Meinst Du, der Teufel werde Dich sicherer in seine Klauen bekommen, wenn Du die geheimen Kräfte der Natur, oder die Zaubermittel, wie das Volk sie nennt, benutzest, als wenn Du Dich den bösen Begierden Deines Herzens hingibst? Sei unbesorgt, der Teufel ist nicht so schlimm wie Du meinst; er versteht zuweilen auch Spaß und wenn Du sonst reines Herzens bist und bleibst, magst Du immer eins der Mittel erwählen, die ich Euch sagen werde:

„Possen mit dem Gottseibeiuns," fiel der faule Gilgen ein, „wenn Du es pfiffig machst, kannst Du ihm leicht ein Schnippchen schlagen, und solltest Du ihm schon halb verfallen sein. Horcht auf, ich will Euch eine Mähr erzählen, die Eure Angst niederschlagen soll." Darauf nahm er einen Schluck aus der Weinkanne und begann wie folgt:

Dereinst wollten die Frankfurter eine Brücke nach Sachsenhausen bauen; Sachsenhausen aber, müßt Ihr wissen, ist ein Theil von Frankfurt, der auf dem andern, dem linken Ufer des Mains liegt. Bisher war keine Brücke über den Main gewesen, was zu großer Unbequemlichkeit gereichte. Nun sollte der Kaiser bald nach Frankfurt kommen und die Bürger wollten bis dahin die Brücke fertig haben, daß der Kaiser einen prächtigen Einzug halten könnte, wie er es that in andern Städten des Reiches. Deßhalb fragten sie alle Baumeister der Reihe nach, ob sie die Brücke bauen wollten, allein keiner mochte sich dazu entschließen, denn die Frist war zu kurz. Da trat endlich ein junger kecker Meister hervor, erbot sich, den Bau zu übernehmen, und schloß mit den Rathsherren einen förmlichen Vertrag. Darauf gab er sich lustig an's Bauen und bald stiegen die Pfeiler aus dem Wasser empor, und begannen die Bogen sich zu

wölben. Allein ſo raſch der Bau auch fortſchritt, ſo raſch verfloß auch die Zeit und immer kürzer ward die Friſt, binnen welcher die Brücke fertig ſein ſollte. Täglich kamen die Rathsherren und ſchauten nach den Arbeiten und täglich mahnten ſie den Baumeiſter und trieben ihn an. Dieſer ward endlich ungeduldig und rief: „laßt das ewige Mahnen, mit dem Ihr mich überlauft und mir die Launen verderbt, ich werde die Brücke fertig bringen, und wäre es mit des Teufels Hülfe, darauf verlaßt Euch.“ Die Rathsherrn bekreuzten ſich ob dieſer Rede, der Aelteſte von ihnen aber antwortete: „wir mögen ſolche ruchloſe Reden nicht hören; baut die Brücke, wie Ihr könnt und mögt, erinnert Euch aber, daß Ihr nach dem Vertrage das Meiſterrecht in der Stadt verliert und mit geſchorenem Haupte hinausgejagt werdet, wenn die Brücke nicht fertig iſt, ſo daß der Kaiſer ſeinen Einzug halten kann, denn die Stadt will nicht umſonſt die großen Vorbereitungen getroffen haben zum Empfange kaiſerlicher Majeſtät, und iſt die Strafe noch ſehr gelind, ſo Ihr leichtſinnig verſprochen habt, was Ihr nicht halten könnt.“ Damit gingen die Rathsherren weg und kamen nicht wieder, den Bau anzuſehen. Von dem Augenblicke an aber gerieth derſelbe in's Stocken und wollte nicht mehr recht vorwärts.

Das Waſſer wuchs zu ungewöhnlicher Höhe und hinderte die Arbeiter, Pfeiler und Bogen, die doch feſt gemauert waren, ſtürzten über Nacht zuſammen und man ſah kein Fortſchreiten des Werkes. Der Baumeiſter ſah ſich in ſeinen Berechnungen betrogen, denn er hatte vergeſſen, Unglücksfälle, wie ſie immer vorkommen können, mit darin aufzunehmen, wie es ein vorſichtiger Meiſter thun ſoll. So lief die Friſt bis auf drei Tage zu Ende und noch waren die beiden mittelſten Bogen nicht fertig. Trübſinnig wandelte der Meiſter am Abend über die Bauſtätte, ſah, was noch zu thun war und berechnete die Möglichkeit. „Es geht nicht mit Menſchenhänden," rief er endlich aus, „und wollte ich auch doppelt ſo viel Arbeiter nehmen!" Da ſagte plötzlich eine Stimme in ſeiner Nähe; „Ihr wolltet es ja im Nothfalle mit anderer Hülfe verſuchen; ſo thut es doch, der Nothfall iſt da." Der Meiſter blickte auf und gewahrte einen Mann in ſchwarzer Kleidung, der auf dem Brückengeländer ſaß. „Wer heißt Euch meine Worte mir nachſpotten, die ich im Unmuth geſprochen," rief er ihm zu, „hebet Euch von dannen, Ihr habt hier nichts zu ſuchen." Der fremde Mann zog höflich ſein Barett vom Kopfe, machte eine Verbeugung und ging weg. Am an-

dern Abende war der Bau nicht viel weiter gediehen und noch sorgenvoller wandelte der Meister auf der halb fertigen Brücke umher. „Noch einen Tag," sprach er für sich selbst, „und ich bringe es doch nicht fertig. O mein Leichtsinn, der mich in das Verderben stürzt!" Bei diesen Worten blickte er auf und gewahrte wiederum den schwarzen Mann vom vorigen Abend, der höflich näher trat und die Worte sprach: „guter Rath kommt über Nacht; was man gestern zu thun versäumte, kann man heute noch thun." Der Meister schüttelte mit dem Kopfe und deutete dem Fremden stumm mit der Hand, er solle gehen. Dieser entfernte sich langsam. Der Meister rechnete und rechnete, aber es half ihm nichts, die Brücke ward nicht fertig, und er wandelte hoffnungslos am dritten, am letzten Abende auf der Baustätte umher. Der schwarze Fremde war wiederum zugegen, redete aber den Meister nicht an. Lange wandelte dieser hin und her, endlich näherte er sich dem Fremden und begrüßte ihn. Dieser dankte lächelnd. Der Meister faßte sich ein Herz und eröffnete ihm seine Noth. Der Fremde verwies ihn wiederum auf des Satans Hülfe. Der Meister schauderte und fragte endlich: „was wohl der Preis dieser Hülfe sein möchte. Da ward der

Fremde freundlich und zuthunlich und sprach: „o nur wenig; Euch soll es keinen Schaden bringen. Ihr dürft nur das erste lebende Wesen, so über die Brücke geht, dem Satan weihen, und die Verantwortlichkeit der Sünde auf Euch nehmen.“ Der Meister schauderte zurück und rief: „so könnte ich nur gleich selbst zuerst über die Brücke gehen, denn die Sünde einen Andern dem Teufel zu überliefern, möchte mir wohl nie vergeben werden und mich sicher dereinst in seine Klauen bringen.“ Das steht ganz in Eurer Wahl,“ sagte hohnlachend der Fremde. Der Meister schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen. Der Fremde aber ging hinter ihm her und sprach ihm in das Ohr: „so wollt Ihr Euch aus der Stadt jagen lassen? Morgen früh werden sie Euch ergreifen und der Henker mit seinen Gesellen wird Euch auf den Markt führen und Euch das schöne Haar vom Kopfe scheeren, zum Gelächter aller Buben der Stadt; dann werden sie Euch zum Thore hinaus bringen bis an das Weichbild der Stadt und der Henker wird Euch mit verächtlichem Tritte über die Grenze stoßen, daß Ihr ehrlos seid Euer Leben lang.“ Der Meister erbebte; aus Ehrgeiz hatte er den Bau unternommen und sollte darüber die Ehre verlieren?

So ſchrecklich hatte er ſich ſeine Schmach gar nicht vorgeſtellt — er dachte auf Flucht. Der Fremde aber fuhr kaltblütig fort: „ſeht Ihr dort an der Ecke der Gaſſe die beiden Männer ſtehen? Es ſind die Schergen des Rathes, die Euch im Auge behalten, damit Ihr nicht entflieht. Seit drei Tagen folgen ſie Euch auf Schritt und Tritt, ohne daß Ihr es wißt, ſie bewachen Euren Schlaf getreuer, als die Stadt, damit Ihr nicht entflieht. Denn kein Titelchen der Strafe wird Euch geſchenkt, Ihr habt die Rathsherren ſchwer beleidigt und ſie werden alle Schmach auf Euch wälzen, wenn ſie es vermögen.“ Der junge Meiſter ſchlug die Hände vor's Geſicht und knirſchte mit den Zähnen. Vom Henker entehrt werden? Und keine Hülfe? Oder nur um den Preis eines Verbrechens? Er kämpfte lange mit ſich ſelbſt, er ſah deutlich, wie die Häſcher auf ihn lauerten er ſah am andern Ufer gleichfalls Schergen des Rathes — kein Entrinnen war möglich, keine Hülfe als — bei dem Böſen. Da kam ihm plötzlich ein Einfall; er wandte ſich zu dem Fremden, der ihn mit blitzenden Augen betrachtete und ſprach: „ich kenne Dich wohl; willſt Du mir die Brücke bis morgen vollenden?“ „Und die Bedingung?“ fragte dieſer. „Ich will ſie erfüllen,“ ſprach der Mei-

ſter. „Es gilt," rief der Andere, „begebt Euch ruhig nach Hauſe, morgen iſt die Brücke fertig. Der Meiſter that es. Doch kaum färbten die erſten Strahlen der Morgenröthe den nächtlichen Himmel, als er ſich erhob, und an die Ufer des Mains ſchritt. Der Böſe hatte Wort gehalten, die Brücke war vollendet. Flugs ſandte er nach den Rathsherren, um ihnen ſein Werk zu zeigen. Sie kamen, ſahen, daß Alles vollendet war und lobten ihn. Als ſie aber zum Verſuche hinüber ſchreiten wollten, hielt ſie der Meiſter zurück und ſagte: „mit Vergunſt, die erſten Schritte über die neue Brücke muß ein Anderer thun." Damit nahm er einen Hahn unter ſeinem Mantel hervor und jagte ihn über die Brücke. Flugs kam der Satan und faßte das Thier; da er ſich aber betrogen ſah, denn er hatte auf ein menſchliches Weſen gerechnet, und mußte ſich mit einer Thierſeele begnügen, gerieth er in Wuth, zerriß den armen Hahn in tauſend Stücke, und erregte einen gewaltigen Sturm, der einen Theil von dem zerſtörte, was er über Nacht gebaut hatte. Der Meiſter aber ſprach: „ich habe mein Wort gelöſt, die Brücke war fertig, gegen die Gewalt des Sturmes kann ich nicht." Da ſie nun zuſahen, ſtanden die Pfeiler und Bogen feſt, nur in der

Mitte war ein Theil der Seitenmauern und der Fußdecke zerſtört. In gröſster Eile räumten ſie die Steine weg und beſſerten den Schaden mit Balken und Brettern aus, daß der Kaiſer an dem Tage ſeinen Einzug halten konnte. Und bis auf den heutigen Tag iſt die Mitte der Sachſenhäuſer Brücke nur von Holz. Manche ſagen, das wäre, um die Brücke ſchneller zerſtören zu können, daß nicht etwa ein Feind herüber rücke, die aber recht unterrichtet ſind, wiſſen recht gut, daß man an der Stelle nichts mauern kann, weil über Nacht zuſammenfällt, was über Tag gebaut werden. Und zum Andenken an dieſen Brückenbau ward ein goldner Hahn auf einer Eiſenſtange auf der Brücke aufgeſteckt und der ſoll ſtehen für ewige Zeiten.

Aus dieſer Mähr mögt Ihr abnehmen, daß man ſich mit dem Gottſeibeiuns ſchon einlaſſen mag, wenn man nur Muth und Klugheit hat.“

Alſo ſchloß Gilgen ſeine Erzählung.

Der alte Landsknecht lachte und ſagte: „Da haben wir wieder die leidige Klugheit der Jugend. Weil der kluge Baumeiſter zu Frankfurt den Teufel betrogen hat, flugs meint Ihr Thoren, Ihr vermögt es auch, weil Muth und Klugheit gegen des Teufels Künſte helfen ſollen, flugs meint Ihr,

Ihr beſäßet Muth und Klugheit im Uebermaaß, und doch habt Ihr nicht den Muth und die Klugheit, aus eigner Kraft des Lebens Glück zu erwerben, ſondern wendet Euch an mich, und ſetzt Eure Hoffnung auf heimliche Zauberkünſte. Ich warne Euch aber, denn mit dem Teufel iſt nicht zu ſpaßen, davon will ich Euch eine andere Geſchichte erzählen.

Im Lande Preußen, wo unſer heiliger Glaube nur ſehr ſchwer Eingang gefunden, weil das wilde Volk an ſeinen alten Göttern hing, daß es nur mit der Kraft des Schwertes durch die Deutſchen Ritter bekehrt werden konnte, liegt ein Ort, Schwarzenſtein geheißen. Daſelbſt lebte eine Krügerin, die als eine böſe Sieben bekannt war. Ihr Bier war immer ſauer und ihr Maaß immer zu klein, und doch mußten die Leute ſich das gefallen laſſen, denn einmal war ihr Krug der einzige im Orte, zum andern Male fuhr ſie den Gäſten über das Maul mit Schimpfen und Fluchen, wenn ſich einer über das ſchlechte Maaß beklagte. Wie denn nun jeder, der an das Fluchen gewöhnt iſt, einen Lieblingsausdruck hat, ſo auch die Krügerin in Schwarzenſtein. Sie fluchte, aber nicht etwa: Donnerwetter, oder: Sappernent, ſondern hatte immer den Teufel im Mund,

und ſagte am liebſten: mich ſoll der Teufel reiten, wenn's nicht ſo und ſo iſt. Allein ſie bedachte das alte Sprüchwort nicht: man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen. Eines Abends ſaßen vielerlei Gäſte in ihrem Kruge und ſie war arg am Wirthſchaften mit Einſchenken, Schimpfen und Fluchen. In einer Ecke ſaß ein Mann, den niemand kannte; er trug einen Schaafspelz, wie es in der Gegend Sitte iſt, und hielt ſich ſtill für ſich allein. Als es ſchon ſpät in die Nacht ging, forderte er einen neuen Krug Bier und da ihn die Wirthin brachte, ſehr ſchlecht gemeſſen, ſprach er kopfſchüttelnd: „Weib, Dein Maaß iſt zu klein.“ „Was,“ belferte ſie dagegen, „mein Maaß iſt zu klein? der Teufel ſoll mich reiten, wenn nur ein Tropfen fehlt an dieſem Kruge.“ Der Fremde entgegnete ruhig: Wie mögt Ihr ſo grimmig fluchen, da Ihr doch lügt dabei, denn das Maaß iſt doch zu klein.“ „Was, ich lüge,“ fiel die alte Hexe ein, aus meinem Munde geht die Wahrheit, und nichts anderes, der Teufel ſoll mich reiten, wenn ich jemals gelogen habe.“ Da ſtand der Fremde auf und ſagte drohend: „wiederhole das Wort nicht noch einmal, ſonſt ſoll es Wahrheit werden.“ Die Krügerin ließ ſich aber nicht ſo leicht in Furcht ſetzen, ſie ſtemmte die Arme in

die Seite und schrie: „Was, Er will mir drohen? Das fehlte mir noch, daß mir jeder Landstreicher hier Grobheiten sagen sollte! Schere Er sich hin, wo Er hergekommen ist! In meinem Leben habe ich einen so unverschämten Kerl nicht gesehen, soll mich der Teufel reiten!" Kaum hatte sie diese Worte gesagt, so zog der Fremde einen Riemen unter seinem Schaafspelze hervor, legte ihr denselben wie einen Zaum in das Maul und sprang ihr auf den Rücken, indem er rief: „Weil Du es so willst, so muß ich Dich denn reiten." Damit spornte er sie mit den Fersen in die Seite, und ob sie sich noch so ungebehrdig anstellte, so mußte sie im Kreise herum trottiren, zum Jubel und zum Grauen der Gäste. Als sie dreimal herum gelaufen war, rief der Fremde: „So geht es nicht, ich muß Dich erst beschlagen lassen." Mit diesen Worten stieß er die Thüre auf und ritt die Krügerin auf die Straße. Und immer weiter ging es, durch den Ort hindurch, und die Krügerin trabte, wie der schönste Gaul, daß sie bald den Nachschauenden aus dem Gesichte war. Eine Stunde von Schwarzenstein liegt das Städtchen Rastenburg. Dorthin lenkte der Teufel seinen Ritt, nnd kam daselbst weit nach Mitternacht an. Vor einer Schmiede hielt er an, band die Krü-

gerin an einen Pfoſten, klopfte und lärmte, bis der Schmied erwachte. „Holla," rief der Böſe, „Ihr müßt mir mein Pferd beſchlagen, aber hurtig, denn ich habe Eile." Dabei zeigte er ihm ein Goldſtück, deſſen Anblick den Schmied geſchwind willfährig machte. Das Feuer ward angezündet und der Schmied kam heraus, um dem Pferde Maaß zu nehmen. Er erſchrack nicht wenig, als er die Krügerin erkannte, die noch überdies ſeine Gevatterin war, allein als ein kluger Mann faßte er ſich ſchnell und ſagte zu dem Fremden: „Ihr habt da einen ſeltſamen Gaul, für den werden meine Hufeiſen nicht paſſen und ich muß neue ſchmieden. Mein Burſche iſt aber nicht zu Hauſe, und ſo müßt Ihr Euch bequemen, den Blaſebalg zu ziehen, wenn ich Euch abfertigen ſoll." Der Teufel war damit zufrieden, ging in die Schmiede und zog den Blaſebalg. Der Schmied glühte ſein Eiſen, hämmerte darauf los aus aller Macht und plagte ſich ſehr, aber er brachte mit Abſicht die Eiſen nicht zu Stande. Der Teufel handhabte unverdroſſen den Blaſebalg und ſah mit Vergnügen in die helle Flamme und auf das glühende, Funken ſprühende Eiſen, denn die Flamme iſt ja ſeine Luſt und ſein Element. Darüber merkte er in der dunkelen Schmiede nicht, daß die Nacht zu

weichen begann. Das war aber eben, was der Schmied wollte. Plötzlich krähte der Hahn, und der Teufel flog mit grimmigem Fluchen davon, denn mit dem ersten Hahnenschrei ist seine Stunde auf Erden um.

Die Krügerin hatte in der Zeit erbauliche Betrachtungen angestellt, und ist plötzlich ganz fromm geworden. Niemals hat sie wieder kleines Maaß gegeben, oder gar geflucht. Zum Andenken aber an diese Stunden ließ sie ein Paar große Hufeisen anfertigen und dieselben in der Kirche zu Schwarzenstein aufhängen. Dort hängen dieselben bis auf den heutigen Tag und ich habe sie mit meinen eignen Augen gesehen."

Als der alte Dornbauer seine Erzählung geendet hatte, rief der faule Gilgen eifrig: „Da seht Ihr ja die Wahrheit meiner Rede. Man kann den Teufel sehr leicht anführen und so ist die Krügerin auch seinen Klauen entkommen, weil der Schmied ein kluger und muthiger Mann war. Horcht auf, ich will Euch eine andere Mähr erzählen, wie sie es ihm in Halberstadt gemacht haben.

In Halberstadt wollten sie einen neuen Dom bauen. Das ist aber dem Satan immer höchst ärgerlich, wenn irgendwo neue Gotteshäuser ent-

ſtehen, denn ſie verringern ſein Reich. Allein er hat keine Macht über einen heiligen Bau, wenn derſelbe mit dem nöthigen Seegen begonnen wird. Das hatten ſie nun in Halberſtadt verſäumt. Am Tage, wo der Grundſtein gelegt wird, muß der Biſchof ſelbſt eine feierliche Meſſe halten, und die üblichen drei Hammerſchläge auf den Grundſtein thun. Der Biſchof aber wollte hinaus zur Jagd an dieſem Tage, und ſo las er die Meſſe in der größten Eile, daß die Hälfte wegblieb, und that auch in der Eile nur einen Hammerſchlag auf den Grundſtein. Das hatte der Baumeiſter mit großem Kummer bemerkt, denn er war ein frommer Mann und fürchtete für das Gedeihen des Baues. Deßwegen gab er ſorgſam Acht auf Alles, was vorging. So hatte er ſchon einige Male einen fremden Mann bemerkt, der von fern um die Bauſtelle herumſchlich und nach dem Werke ausſpähete. Der Baumeiſter fürchtete, es möchte der Gottſeibeiuns ſein, faßte ſich ein Herz und ging auf ihn zu, indem er ihn höflich nach ſeinem Begehren fragte. Der Fremde zog ein widriges Geſicht und entgegnete: „Ich möchte gern wiſſen, was hier gebaut werden ſoll.“ „Darüber kann ich Euch Auskunft geben,“ erwiderte der Baumeiſter, „wir ſind daran, ein großes Weinhaus

zu bauen.“ Bei dieſen Worten ward der Fremde ſehr freundlich, bedankte ſich höflich für den Beſcheid, zog von dannen und ließ ſich nicht wieder ſehen. Von Stunde an aber gedieh der Bau ganz wunderbar. In den Steinbrüchen wurden die Steine mit einer Leichtigkeit gebrochen, daß es ſchien, als hülfe eine unſichtbare Kraft, auf dem Bauplatze ließen ſie ſich ſo leicht behauen, als wären ſie in der nothwendigen Form gewachſen, die Wege zum Anfahren von Stein und Kalk beſſerten ſich wie von ſelbſt, daß ein Pferd mehr ziehen konnte, als ſonſt drei, kein Unglücksfall ſtörte den Bau, kein Maurer fiel von dem Gerüſte und mit großer Schnelligkeit wuchſen die Mauern aus der Erde. Der Baumeiſter bemerkte das wohl, allein ihm ward jetzt bange, denn wenn die hohen Fenſter bis an die Wölbung gediehen, mußte der Teufel wohl ſehen, daß er ihn belogen hatte und daß man eine Kirche und kein Weinhaus baue. Deßhalb ſpähete er ſorgſam umher, ob er nichts von dem Fremden gewahr würde.

Der Teufel hatte aus aller Kraft den Dom gefördert, da er aber die Fenſterwölbungen erblickte und ſah, daß er betrogen war, gerieth er in gewaltigen Grimm, flog nach dem Steinbruch, packte einen tüchtigen Felsſtein und kam über den

Bau geflogen, um die Mauern zu zerſchmettern. Allein der Baumeiſter hatte gut Wache gehalten, und ſah ihn kommen. Flugs ſtieg er auf die Mauern und rief: „Halt, halt, was willſt Du?“ Der Teufel brüllte: „Zerſchmettern will ich Deinen Bau, Du Lügner und Betrüger, und Dich unter den Mauern begraben.“ „Deß hätteſt Du wenig Gewinn,“ entgegnete der Baumeiſter, „dann würde ein Anderer den Bau vollenden. Laß uns ein Abkommen treffen.“ „Und welches?“ fragte zornig der Böſe. „Ich baue Dir ein Weinhaus dicht daneben.“ Da überlegte der Satan, daß ein Weinhaus neben dem Gotteshauſe viele Leute von dem Beſuche des letzteren abhalten würde, und gab ſich zufrieden. Den Stein aber ließ er daneben fallen. Der liegt noch heutiges Tages auf dem Platze zu Halberſtadt, die Leute nennen ihn den Lügenſtein und zeigen Euch die Spuren der Krallen, die der Teufel beim Tragen hineingedrückt hat. Und der Baumeiſter hielt ſein Wort, denn dicht neben dem fertigen Dom baute er den Domkeller.

So ſeht Ihr doch, daß man dem Teufel leicht ein Schnippchen ſchlagen kann. Bald ebenſo, wie in Halberſtadt, iſt es dem Satan in Aachen und Cöln ergangen. In Aachen hat er das Geld zum

Dombau hergeben müſſen und zur Belohnung einen Wolf ſtatt einer Chriſtenſeele erhalten. In Cöln hat er den Plan dem Baumeiſter machen helfen, und doch iſt dieſer ihm nicht verfallen, ſondern glücklich gerettet worden."

Gilgen ſchwieg erſchöpft, denn ſo viel zu reden war ganz gegen ſeine Gewohnheit. Jetzt nahm Jobſt das Wort und ſprach: „Es ſcheint faſt, als ob der Gilgen Recht hätte, denn als ich durch Hamm kam, erzählten ſie mir eine ähnliche Geſchichte, die ſich dort zugetragen hatte.

Eines Abends war daſelbſt ein Landsknecht in einer Herberge eingekehrt, und ſaß hinter dem Tiſche, vor ſich ein Krüglein Wein. In dem Gemach ſaßen aber noch allerhand Leute, denen man es anſah, daß ſie aus der Umgegend zu Hauſe waren, und die unter einander flüſterten, indem ſie den Landsknecht von Zeit zu Zeit anſchauten. Dieſer merkte das wohl, ſtand nach einer Weile auf, und verlangte von dem Wirth, er möchte mit ihm abſeits gehen, daß er mit ihm reden könne. Darauf führte ihn der Wirth nach ſeiner Oberſtube und fragte nach ſeinem Begehr. Der Landsknecht ſagte dieſe Worte: „Ich komme heim aus Krieg und Abenteuern und habe in meinem Säcklein meine wohlerworbene Beute; damit denke

ich mir ein Haus zu kaufen und mein Leben in Ruhe zu beschließen. Nun habe ich aber Botschaft erhalten, daß meine Mutter krank darniederliegt und begehrt, mich noch einmal zu sprechen vor ihrem seligen Ende. Darum will ich diese Nacht noch fort, daß ich vor dem Morgen meine Heimath erreiche. In Eurer Stube sitzen aber verdächtige Gesellen, die es wohl gemerkt haben, daß mein Säcklein schwer ist von Goldgulden, und ich fürchte, sie möchten mir nachkommen und mich meines Geldes berauben. Wie soll ich mich wehren, wenn ihrer so viele über mich kommen? So wollte ich Euch bitten, Ihr nehmt mein Säcklein in Verwahrung und kehre ich wieder, so nehme ich es in Empfang." Dazu war der Wirth willig und bereit und empfing das Geld. Der arme Landsknecht wußte aber nicht, daß er einem größern Schelm in die Hände gefallen, als die waren, vor denen er Scheu trug. Er wanderte getrost nach seiner Heimath, fand seine Mutter gesund und wieder wohl auf und kehrte freudig nach Hamm zurück, sein Geld abzuholen. Da er es nun vom Wirth verlangte, stellte dieser sich ganz verwundert und sprach: „Landsmann, Ihr irrt Euch wohl im Hause. Mir habt Ihr kein Geld aufzuheben gegeben." Der Landsknecht erinnerte

ihn an Tag und Stunde, der Wirth aber wollte von nichts wiſſen, denn er bedachte wohl, daß jener keine Zeugen habe. Der Landsknecht ward zornig und hieß ihn einen Schelm; da machte ſich der Wirth Muth und rief: „Du biſt ſelbſt ein Schelm der ſchlimmſten Art; verlangſt Geld von mir wieder, das Du mir nicht gegeben, willſt mich in Schaden und übeln Ruf bringen! Geh, fort aus meinem Hauſe, Du lügneriſcher Landsknecht!“ Jetzt erfaßte den Kriegsmann der Grimm, er packte den Wirth beim Wamms und ſchlug ihn, daß es blutete. Auf des Wirths Geſchrei eilten Knechte und Nachbarn herzu, faßten den Landsknecht und die Häſcher führten ihn in das Gefängniß. Der Wirth aber begab ſich zum edelen Rathe und klagte den Kriegsmann blutiger Gewaltthat an; er habe den Frieden des Hauſes gebrochen, und ihn wie einen Schelm behandelt, da er doch ſelbſt ein Lügner ſei. Der Landsknecht ward vor Gericht geführt, um auf die Anklage zu antworten. Er ſagte, was er wußte, allein der Wirth berief ſich darauf, daß der Landsknecht keine Zeugen habe und die Richter konnten nicht begreifen, wie jemand ſo thöricht ſein könne, ohne Zeugen oder Unterpfand einem Andern Geld anzuvertrauen. Der ehrliche Landsknecht erwiderte

darauf: „Man nennt uns Kriegsleute Diebe und Räuber, weil wir danach trachten, Beute zu machen, und doch ſetzen wir jeden Tag unſer Leben dafür ein, daß uns wohl etliche Beute zu gönnen iſt. Ich ſehe nun, daß unter den Bürgersleuten, die in die Kirche gehen und ſich fromm ſtellen, weit größere Schelme ſind, als unter uns Landsknechten; ſie wiſſen mit Ränken und Schurkereien Andere um das Ihrige zu bringen und flüchten ſich hinter das geſchriebene Geſetz. Ich ſage Euch aber, ſie ſetzen dafür ihr Gewiſſen und ihre ewige Seligkeit ein, und ſo mag ich mit ihnen nicht tauſchen. Lieber mag ich mein Leben in die Schanze ſchlagen, denn meinen Platz im Himmel, lieber will ich offen nehmen nach dem Rechte des Stärkeren, als heimlich ſtehlen nach dem papierenen Rechte des Geſetzes. Ich habe nichts davon gewußt, daß man Zeugen und Unterpfand braucht, denn ich halte auf Wort und Handſchlag und möchte den meinem ärgſten Feinde nicht brechen. Ich habe keine Zeugen, als Einen, der Alles ſieht. So ſprecht denn Recht zwiſchen uns nach Eurem Gewiſſen.“ Der Wirth blieb bei ſeiner Ausſage und vermaß ſich hoch und theuer, kein Geld von dem Soldaten empfangen zu haben, ja, er erbot ſich, einen Eid deßhalb zu ſchwören.

Der Rathsmann erhob sich darauf und sprach: „Wir brauchen Euern Eid nicht, denn es handelt sich hier nicht um das Geld. Der Landsknecht hat deßhalb keine Klage eingelegt. Es handelt sich aber darum, daß dieser den Frieden Eueres Hauses und den Frieden der Stadt gebrochen hat. Solches leugnet er nicht und ist auch durch Zeugen bewiesen. Wäre die Sache mit dem Gelde wahr, so möchte ihm das zur Entschuldigung dienen, da er aber solches nicht beweisen kann, so verfällt er der Strenge des Gesetzes. Darum soll er morgen früh um die achte Stunde auf den Markt geführt werden, allwo ihm der Büttel den linken Fuß und die rechte Hand abhauen wird, denn solches ist unser Recht, uns verbrieft vom Kaiser und Reich.“ Der Landsknecht schauderte zusammen, doch ließ er kein Zeichen von Muthlosigkeit blicken, sondern sprach zum Wirthe: „Ich werde auf meinen verstümmelten Gliedern noch eher in das Paradies gelangen, als Du mit Deinem heilen Körper, der Du mich in dieses Elend gestürzt hast.“ Darauf ward er abgeführt, der Wirth aber ging froh nach Hause und meinte, einen guten Handel gemacht zu haben.

Während der Nacht lag der arme Landsknecht im Gefängnisse auf seiner Streu und konnte nicht

zum Schlafe kommen. Es war ja ein fürchterliches Elend, ein Krüppel zu sein an Händen und Füßen, und selbst zum Betteln sich nicht mehr fortschleppen zu können. Diese Gedanken mochten ihm wohl den Schlaf verscheuchen. Um Mitternacht jedoch, als Alles in der größten Stille lag, ertönte plötzlich eine Stimme neben dem Landsknecht, und rief: „Ich will Dich retten, so Du mir Deine Seele verschreibst.“ Dieser erkannte wohl den höllischen Versucher und sprach: „Nimmermehr, hebe Dich weg! Ich bin ein ehrlicher Kriegsmann gewesen mein Leben lang und denke als solcher auch zu sterben!“ Der Versucher sprach wieder: „Du wirst umher kriechen, ein elender Krüppel, der Spott der Buben und der Abscheu Aller, die Dich sehen und meinen, Dir sei Recht geschehen als einem Bauch und Schelm! Weit besser wärest Du gestorben einen ehrlichen Kriegertod! Du wirst vergehen in Schmach und Elend, wirst Dich verfluchen, die Stunde, da Du geboren wurdest und den Schooß Deiner Mutter, der Dich getragen hat, und wirst mir doch verfallen ob solcher Sünde. Darum verschreibe mir jetzt Deine Seele, so will ich Dich retten und Dir Dein Geld wieder verschaffen, daß Du in Ruhe und Frieden Dein Leben beschließest, wie Du es woll-

teſt, als Du hierher kamſt.“ Der Landsknecht ließ ſich nicht irre machen; er blieb ſtandhaft und wies alle Anerbietungen des Böſen von ſich. Darauf rief dieſer: „Wohl, ich ſtehe ab von Dir. Einen von Euch, Dich oder den Wirth, ſollte ich haben, ich wußte nur nicht, welchen. Jetzt ſehe ich, daß mir der Wirth beſtimmt iſt. Sollteſt Du nun morgen früh einen Mann bei Dir ſtehen ſehen, der eine blaue Feder auf dem Hute hat, ſo rufe ihn zum Zeugen auf in Deiner Sache.“

Der Landsknecht verbrachte die Nacht ruhig, indem er ſich mit frommen Gedanken auf den andern Tag ſtärkte. Um acht Uhr des Morgens ward er hinausgeführt und alles Volk lief zuſammen, um zu ſehen, wie dem fremden Schelm, der den Stadtfrieden gebrochen, ſein Recht geſchehen würde. Als nun die Richter ankamen und dem Henker befahlen, ſein Amt zu vollſtrecken, ſchaute ſich der Landsknecht um und gewahrte einen Mann mit einer blauen Feder auf dem Hute, der unter dem Volke ſtand. Da nun die Verheißung dieſer Nacht in Erfüllung gegangen war, ſo dachte er bei ſich, wenn ich den zum Zeugen aufrufe, ſo kann das doch keine Sünde ſein, und er wandte ſich zum Richter und ſprach: „Fraget jenen Mann, der wird Euch berichten,

was die Wahrheit iſt.“ Der Richter winkte dem Manne, näher zu treten und fragte ihn um ſein Zeugniß. Der aber ſprach: „Sendet hin nach dem Hauſe des Wirthes, und ſehet in ſeinem Garten nach. Unter dem dritten Apfelbaum linker Hand werdet Ihr das Säcklein des Landsknechts finden.“ Solches geſchah, ohne daß der Wirth etwas davon hörte, und ſiehe da, man fand das Säcklein und brachte es herzu. Der Wirth erbleichte, die Richter aber erkannten, daß er ein Schelm ſei, und ließen den Landsknecht ſeiner Feſſeln entledigen. Und ſie ſprachen das Urtheil: „Wie dem Kriegsmann hätte geſchehen ſollen, alſo ſollte man jetzt dem Wirth anthun.“ Und ſo geſchah es. Der Wirth verlor Hand und Fuß und ward halb todt nach Hauſe getragen. Am andern Morgen aber fand man ihn mit umgedrehtem Genick in ſeinem Bette und alles Volk erkannte die Hand, die ihn geſchlagen hatte. Der Landsknecht erhielt ſein Geld wieder, dankte Gott und durfte frei ausgehen.“

Der alte Dornhauer hörte ruhig und ſpöttiſch lächelnd die Erzählungen an und nachdem Jobſt geendet hatte, wandte er ſich an Heinz Mehlblatt mit den Worten: „Holla, Geſelle, Deine Freunde wiſſen allerhand luſtige Dinge, kannſt Du uns

nicht auch etwas berichten? Was ſitzeſt Du ſo ſtill da und hörſt ſchweigend zu?“

Heinz fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht und entgegnete: „Mich graut eigentlich vor Eueren geheimen Zaubermitteln und ich fürchte, es iſt Sünde, ſich ihrer zu bedienen. Und doch, was ſoll ich anderes machen? Geld und Reichthum iſt das einzige Mittel, den Vater meines Mädchens umzuſtimmen. Wenn ich ſie nicht zur Frau bekomme, liegt mir am ganzen Leben nichts, es bleibt mir alſo nichts übrig, als Euren Rath anzunehmen.“

Die beiden Andern ſpotteten des verliebten Träumers, wie ſie ihn nannten, der alte Landsknecht aber nahm das Wort und ſprach: „Genug der ſchnöden Worte hin und her, kommen wir zur Sache. Ich will Euch die Mittel ſagen, reich zu werden, für jeden eins; wollt Ihr unter einander wählen?“ „Sind denn die Mittel gleich in ihrer Wirkung?“ fragte Jobſt. „Das nicht,“ erwiderte der Alte, „ſie ſind verſchieden. Das Galgenmännlein bringt den größten Reichthum, aber auch die meiſte Gefahr für das Gewiſſen. Der Alraun bringt ein gemächliches Leben ohne große Mühe, die Springwurzel erfordert Muth und einen weiten Weg, ihr Erfolg iſt ungewiß.

„Ich nehme mir den Braun," sagte der faule Gilgen, „gemächliches Leben ohne große Mühe, das behagt mir eben. „So gebt mir die Springwurzel, rief hurtig Heinz Mehlblatt, „ich scheue keine Mühe und keinen weiten Weg!" „Ich merke schon," antwortete Jobst Zagtrauner, „Ihr scheut die Gewissensgefahr bei dem Galgenmännlein, wohl, dann will ich das Gefährliche über mich nehmen. Ich fürchte mich nicht! Rückt heraus mit Euren Gaben, alter Dornhauer, wir wollen es Euch danken." Der Landsknecht erwiderte jetzt: „Gut, Ihr habt die Wahl selbst getroffen, und ich bin mit ihr zufrieden. Aber selbst geben kann ich Euch die Dinge nicht, Ihr müßt sie erst erwerben. Ich werde Euch die Mittel und Wege dazu sagen." Darauf nahm er jeden insgeheim vor und machte ihn mit dem bekannt, was er wissen mußte. Am andern Morgen trennten sich die drei Gesellen, nachdem sie unter einander verabredet hatten, ein Jahr später in der Stadt Mainz zusammen zu treffen, und jeder zog allein seines Weges fort.

4.

Es war ein Jahr nach dieſem Tage verfloſſen. Am Ufer des Rheins zu Mainz ſtand trübſelig Heinz Mehlblatt und ſchaute den grünen Wogen zu, die ſich zu ſeinen Füßen murmelnd vorbeidrängten. Sein Gewand war ärmlich und geflickt, ſein Geſicht bleich und eingefallen, man ſah es ihm an, er hatte ſein Glück nicht gefunden. Schon den ganzen Tag über war er durch die Straßen von Mainz gewandert, ohne einen ſeiner Freunde zu finden, die nach der Verabredung doch hätten kommen ſollen. In eine der reichen Herbergen zu gehen und zu fragen, hatte er nicht gewagt, aus Furcht, man möchte ihm, ſeines ſchlechten Kleides wegen, eine ſchnöde Antwort geben. So ſtand er und dachte: ich habe lange genug geſucht, mögen die Andern nun mich aufſuchen. Plötzlich ſchlug ihn Jemand auf die Schulter und da er

ſich umſah, war es Gilgen Schlompeter, der ihn begrüßte. Heinz ſchüttelte dem Kumpan die Hand, und beſchaute ihn dann kopfſchüttelnd von oben bis unten, Gilgen aber rief: „Na, Du haſt wahrlich nicht nöthig, mich ſo verwundert anzugaffen ob meines abgetragenen Rockes, denn Dein Kleid iſt in dem Jahre auch nicht neu geworden. Wie war es denn mit der Springwurzel? Wo haſt Du die Schätze, die ſie Dir gebracht hat?“ Heinz ſchüttelte den Kopf und ſagte trübſelig: „Wie magſt Du ſpotten, Gilgen, wenn mir der Gedanke näher liegt, in den Rhein zu ſpringen, und in ſeinen Wellen meinem Leben ein Ende zu machen, das mir keine Freude mehr bieten kann? Meine Hoffnungen ſind getäuſcht worden, und wenn noch etwas mir den Muth gab, bis hieher nach Mainz zu pilgern, ſo war es der Gedanke: vielleicht können Deine Freunde Dir helfen. Dir mag es aber nicht beſſer gegangen ſein, als mir auch, und ſo iſt es damit nichts. Der alte Landsknecht hatte wohl Recht, als er vom Fluche des Goldes ſprach. Ich ſah ſie flimmern und blitzen, die reichen Schätze, von denen der tauſendſte Theil mich glücklich gemacht hätte, ich hatte ſie in der Hand und wog ſie prüfend — und nun? Doch komm! hier iſt nicht der Ort, daß wir uns unſere Aben-

teuer mittheilen.“ Mit dieſen Worten zog er den faulen Gilgen mit ſich fort nach einer erbärmlichen Nachtherberge. Dort gingen ſie in ein abgelegenes Kämmerlein, ſetzten ſich auf die Strohſchütten und erzählten einander ihre Schickſale. Gilgen Schlompeter begann wie folgt:

„Der alte Dornbauer hatte mir genau Auskunft gegeben, was ein Alraun ſei und wie man ihn erlangen könne. Wenn nämlich ein Erbdieb, das iſt ein Dieb aus einer Spitzbubenfamilie, oder einer, deſſen Mutter geſtohlen hatte, als ſie mit ihm ſchwanger ging, an den Galgen kommt, ſo wächſt unter demſelben eine Alraunwurzel, vorausgeſetzt, daß der Dieb noch ein reiner Jüngling war. *) Du magſt wohl denken, daß ein ſolcher Alraun ſehr ſelten iſt. Der alte Dornbauer wußte jedoch einen ſolchen, zwei Stunden von Bacharach und zeigte mir den Ort. Um ihn zu bekommen, mußte ich einen ſchwarzen Hund haben, der am ganzen Leibe kein weißes Härchen hatte. Ich ſuchte wohl vier Wochen umher, ehe ich einen ſolchen fand,

*) Es gehört noch eine Bedingung zum Entſtehen eines Alraun, die hier nicht gut erwähnt werden kann und in Grimms deutſchen Sagen zu erſehen iſt.

und ich mußte ihn überdies ſtehlen, weil ſein Herr ihn mir trotz aller Bitten nicht ablaſſen wollte. Darauf nahm ich einen Krug mit rothem Wein, zwei ſeidene Läppchen, ein rothes und ein weißes, und begab mich in der Nacht zum Kreuztage vor Neumond unter den Galgen. Daſelbſt verſtopfte ich mir die Ohren ſorgfältig mit Wolle und Wachs, denn der Alraun ſoll fürchterlich ſchreien und heulen, wenn er herausgezogen wird, ſo daß der, der es hört, den Verſtand darüber verliert. Nun grub ich rings um die Wurzel das Erdreich heraus und dabei kam es mir immer vor, als ſeien die gelben Blumen Augen, die mich anſahen, und die breiten Blätter Hände, die mir wehren wollten. Ich ließ mich aber kein Grauen ankommen, und da ich die Wurzel ſo weit bloßgelegt hatte, daß ſie nur noch mit ſchwachen Faſern in der Erde hing, band ich meinen Hund mit dem Schwanze daran, und lief fort, indem ich ihm ein Stück Brod zeigte. Ich hatte den Köter vierundzwanzig Stunden hungern laſſen, und ſo war er ſehr begierig auf das Brod, lief gleich danach, und zog ſo die Wurzel aus der Erde. Gleich darauf aber fiel er todt zu Boden von dem Geheule des Alraunes, das ich nicht hören konnte. Ich lief hinzu, da lag er vor mir. Er ſah aus,

wie ein kleines Männlein, hatte zwei gerade Wurzeln, wie Beine, oben zwei kleinere, wie Arme, und nachdem ich die Blätter und Blumen abgeschnitten hatte, sah oben die Wurzel natürlich aus wie ein Kopf mit Mund, Augen, Ohren und Nase. Ich wusch sie sauber mit rothem Weine ab, wickelte sie in das seidene Zeug und trug sie heim. Dort legte ich den Alraun in ein Kästchen und dachte, nun wäre ich geborgen. Wenn ich ihn etwas fragte, so gab er mir Antwort und ich wußte immer voraus, was am andern Tage für Wetter sein würde. Das brachte mich bei den Leuten bald in Ansehen, und ich erhielt oft schöne Geschenke, wenn ich ihnen voraussagte, was für Wetter sein würde, daß sie sich mit ihren Reisen, mit ihren Garten- und Feldarbeiten danach richten konnten. Das war aber nicht Alles. Wenn ich Abends ein Stück Geld zu meinem Alraun in das Kästchen legte, so fand ich am andern Morgen dasselbe doppelt vor. Da lebte ich nun ziemlich lange herrlich, in behaglicher Ruhe. Der alte Dornbauer hatte mir gesagt, jeden Freitag vor Neumond müsse der Alraun ein weißes Hemdlein haben, das erfüllte ich gewissenhaft. Er hatte mir aber auch gesagt, man dürfe nicht zu viel Geld von dem Alraun ver-

langen; jeden Abend einen Gulden, das ſchaffe er wohl, auch alle vier Wochen einen Goldgulden, doch öfter dürfe man nicht kommen. Anfangs dachte ich: ein Gulden täglich könne gar nicht zu Ende gehen, allein er ging doch zu Ende. Bald war mir der gewöhnliche Wein nicht mehr gut genug, ich mußte beſſern haben; dann wollte ich Braten und Leckereien eſſen und da ich in luſtige Geſellſchaft kam, wollte ich es Allen zuvor thun. Hatte ich vorher ein faules einſames Leben geführt, ſo lag ich jetzt den ganzen Tag in der Herberge, und da ward getrunken, gejubelt und geſpielt. Was flogen da meine Gulden! Bald legte ich Abends einen Goldgulden zu dem Alraun, anfänglich ſelten, dann immer häufiger. Nun merkte ich wohl, daß der Alraun welk und mürbe wurde, und wußte auch, daß er nach und nach abſterben würde, wenn ich zu viel Geld von ihm verlangte. Auch nahm ich mir feſt vor, nie mehr einen Goldgulden zu ihm zu legen. Allein wenn ich Abends nach Hauſe kam, hatte ich gewöhnlich einen Rauſch, oder hatte im Spiele verloren, und mußte am andern Tage bezahlen, da waren meine guten Vorſätze fort, und ich that, was ich nicht ſollte. Mein Alraun wurde immer welker und ſchrumpfte ſichtlich zuſammen, und eines Morgens, als ich

wieder meinen verdoppelten Goldgulden wegnehmen wollte, war keiner da. Ich rief den Alraun an, er antwortete nicht, er war abgestorben und die Herrlichkeit hatte ein Ende. Ganz verdutzt nahm ich mein Kästchen, und lief damit zum alten Dornhauer, denn ich meinte, der würde helfen können. Allein er zuckte die Achseln und sagte: „Ich habe es vorausgesehen, wie es kommen würde. Einem vernünftigen Menschen, der mit Ueberlegung lebt und zu Werke geht, bringt ein solcher Alraun großen Segen ins Haus und ich habe Familien gekannt, wo ein solcher durch mehrere Geschlechter, immer auf den jüngsten Sohn, denn so muß es sein, fortgeerbt war. Aber der Alraun befindet sich nun wohl in der kühlen Erde, wo er mit seinen Blumenaugen den blauen Himmel und die liebe Sonne anschaut, und den köstlichen Nachtthau schlürft, und an dem ganzen geheimnißvollen Leben der Bäume, Gräser und Sträucher Theil nimmt. Darum schreit er fürchterlich, wenn er der Erde entrissen wird, und rächt sich durch den Tod dessen, der ihn seiner lieben Heimath beraubt, denn er muß ein elendes Leben im dunkeln Kasten fortan führen und der freien Luft entsagen. Darum warnt auch kein Alraun seinen Besitzer, wenn dieser ihn ver-

nachläſſigt, und läßt ſich ruhig Alles gefallen, weil ihm das Vertrocknen und Abſterben eine Erlöſung von der Gefangenſchaft iſt. Wirf die alte Wurzel weg, weiter iſt ſie nichts mehr werth, was weiter aus ihr wird, kümmere Dich nicht.“ Ich ſtand ganz verdutzt vor dem Alten, der aber lachte mich aus und ſagte ferner: „Laß Dich die Sache nicht verdrießen, Gilgen, Dir war das Geld ja doch nicht von Nutzen. Was haſt Du davon gehabt, daß Du trankſt und ſpielteſt? Wüſten Kopf, Aerger und Verdruß und niemals Ruhe. Du wußteſt das Geld nicht anzuwenden, wie ich Dir vorherſagte, darum umſtrickte es Dich mit ſeinem Glanze und ſeinem Fluche und zog Dich in ein Leben von bodenloſer Liederlichkeit. Du wärſt am Ende ein vollendeter Taugenichts geworden, jetzt iſt es noch Zeit, wieder auf den beſſern Weg zurückzukehren. Lebe Du wie vorher von Deinem geringen Erbtheil, Deine Liebhaberei iſt doch das Nichtsthun, das kannſt Du auch ohne Geld und dabei thuſt Du wenigſtens nichts Böſes.“ Im Grunde hat der Alte Recht, und ich gräme mich jetzt nicht ſonderlich über den Verluſt meines Alraunes, denn das wüſte Leben war ſo unruhig, daß mir nie recht behaglich zu Muthe ward. Jetzt iſt mir viel wohler, und wenn ich

unter einem Baume liege und von allerhand Dingen träume, die ich haben möchte, bin ich ganz zufrieden. Ich schaue aber doch immer sorgsam umher, ob ich nicht irgendwo einen andern Alraun finde, und sollte das sein, so denke ich es das zweite Mal klüger zu machen, als das erste Mal. Der alte Dornhauer sagte zwar, wer einmal einen Alraun gefunden und wieder verloren, der könne niemals einen zweiten entdecken, indessen man kann doch nicht wissen. Sieh, Heinz, so ist es mir ergangen. Jetzt erzähle Du!"

Gilgen hatte selten so lange Reden gehalten und er trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Heinz Mehlblatt aber nahm das Wort und sprach: „Wohl hat der Alte Recht, der Glanz des Goldes ist der Fluch, der des Menschen Hirn verstrickt, das habe ich recht deutlich an mir gesehen. Der alte Dornhauer hatte mir gesagt, wie ich zu einer Springwurzel kommen könnte. Das machte ich nämlich so: Ich suchte mir im Walde das Nest eines Wiedehopfs. Ein solches ist immer in einem hohlen Baume gebaut. Als ich ein solches gefunden, steckte ich einen Holzkeil in das Loch und verkeilte dieses. Bald darauf kam der Wiedhopf und da er sein Nest verschlossen fand, flog er davon, um die

Springwurzel zu holen. Denn nur ein ſolcher Vogel kann ſie finden, die Menſchen ſuchen vergebens danach. Flugs breitete ich ein rothes Tuch unter dem Baume aus, und verbarg mich wieder. Es dauerte nicht lange, ſo kehrte der Vogel zurück, mit der wunderbaren Wurzel im Schnabel; er hielt ſie an das Neſt und mit großem Knalle ſprang der Keil heraus. Nun erhob ich ein großes Geſchrei, der Vogel ließ die Wurzel auf das untergebreitete Tuch fallen und flog davon, ich aber ſprang hinzu und hatte den koſtbaren Schatz erworben. Die Springwurzel hat die wunderbare Eigenſchaft, daß alle Schlöſſer vor ihr aufſpringen, und wären dieſelben noch ſo feſt, oder gar verzaubert, daß man ſie nicht ſieht. So kann man mit ihrer Hülfe zu den vielen Schätzen gelangen, welche in Bergen und alten verfallenen Burgen verſteckt ſind, und an welche ſich gewöhnlich irgend eine Verwünſchung oder ein Fluch knüpft. Der alte Dornhauer hatte mir geſagt, dergleichen Schätze lägen im Dötterberge, der ſich zwiſchen dem Lippeſchen und Paderbörnſchen findet. Dahin wandte ich meine Schritte. Als ich bei dem Berge ankam, fand ich daſelbſt einen alten Schäfer, den ich ausfragte. Dieſer berichtete mir auch von den großen Schätzen im

Innern des Berges, fügte aber hinzu, nur wer die Springwurzel habe, könne in ihren Besitz gelangen; er müsse sich die Nacht am Fuße des Berges niederlegen, dann erschiene ihm eine Jungfrau, die ihn führe. Dasselbe hatte mir der alte Dornhauer gesagt, und da der Abend hereinbrach, that ich, wie es vorgeschrieben war und legte mich am Fuße des Berges zum Schlafen nieder. Als ich erwachte, war es kurz vor Sonnenaufgang, die Morgenröthe flog über den Himmel und vor mir stand eine Jungfrau, die mich am Arme geschüttelt hatte und mir jetzt winkte, ihr zu folgen. Ich that es. Sie führte mich an eine Höhle, die ich vorher nicht gesehen hatte. Bald standen wir vor einer großen verschlossenen Thüre, ich hielt meine Wurzel daran und sie sprang auf. Wir traten in einen langen Gang und mußten noch durch viele Thüren, die sich alle vor meiner Wurzel öffneten. Endlich kamen wir in ein großes gewölbtes Gemach. Da saßen zwei schöne Jungfrauen und spannen, unter dem Tische war aber ein Wesen festgebunden, das gräulich anzuschauen war. Es hatte beinahe menschliche Gestalt, verdrehte aber die Augen so widerlich, daß man es nicht anschauen mochte. Es mag wohl der Böse selbst gewesen sein. Rings herum

aber ſtanden große Truhen, alle mit Gold angefüllt. Die Jungfrau winkte mir, zu nehmen, ſo viel ich wollte. Wie ward mir da zu Sinne! Das flunkerte und flimmerte und glitzerte in dem trüben Scheine der Kerzen, das lugte mich ſo roth und freundlich an, daß mir ganz wirr im Kopfe wurde. So viel Gold hatte ich mir nicht für möglich gedacht und jetzt war es mein. Ich durfte es nehmen und forttragen. Ha, dachte ich, was wird der Vater deines Mädchens ſagen, wenn du in Sammet und Seide vor ihn trittſt und zeigſt ihm deine Schätze, wie ſie der Kaiſer nicht hat, was wird er ſich bücken und es ſich zur Ehre ſchätzen, wenn du ſeine Tochter zum Gemahl begehreſt, denn du könnteſt wohl um eine Gräfin freien und eine Ritterburg bauen. Was werden ſie ſtaunen und ſich bücken, die oft den armen Geſellen über die Achſel angeſehen haben und auf ſeinen demüthigen Gruß kaum durch ein gnädiges Kopfnicken gedankt. Solche Gedanken verwirrten mir die Sinne und ich füllte mir die Taſchen mit Gold. Zum Unglück hatte ich mein Ränzlein draußen liegen laſſen, und konnte nur wenig fortbringen. Ich eilte alſo hinaus, um es zu holen und zu füllen und hatte ſchon Sorge, wie ich draußen das Gold verbergen und dann fortbringen

könne. Als ich an der Thüre kam, rief mir die Jungfrau zu: „Vergiß das Beſte nicht!“ Sie meinte die Springwurzel, die ich von mir gelegt, ich aber hatte nichts als Gold im Sinne, ſchlug an meine volle Taſche und rief: „Das habe ich ſchon, gleich hole ich mehr,“ und eilte hinaus. Dicht hinter mir ſchlug die Thüre zu, daß es donnernd im Berge widerhallte. Ich erſchrack und eilte weiter. So wie ich durch eine Thüre kam, ſchlug ſie hinter mir ſo hart zu, daß ich mehrmals an die Ferſe getroffen wurde und ich lief und eilte, und hinter mir krachte es unaufhörlich, daß ich ſchier von Sinnen kam. Endlich war ich heraus. Die Sonne ſchien lieblich auf die grünen Fluren; ich mußte mein Auge erſt an das Licht gewöhnen und mich beſinnen, wo ich mich befand, denn ich war ganz verdutzt im Kopfe. Doch ich beſann mich nur auf mein Elend. Ich packte das Gold aus meiner Taſche, verbarg es unter einen Stein, nahm mein Ränzlein und wollte wieder in den Berg hinein, aber ich konnte die Höhle nicht wieder finden. Ich rannte um den ganzen Berg herum, ein Mal, zwei Mal, drei Mal, vergebens, eine ungeheure Angſt befiel mich, ich rannte immer und ſuchte, daß mir der Schweiß in dicken Tropfen vor der Stirne ſtand, meine Augen bohrten ſich in den

Berg hinein, allein ich konnte keine Höhle ſehen. Endlich hielt mich der Schäfer an, mit dem ich am vorigen Tage geſprochen, und der eben ſeine Heerde zur Weide brachte, und fragte mich, was ich ſuche. Ich ſtarrte ihn an und ſagte: „Die Höhle!“ „Welche Höhle?“ fragte er. Ich erzählte ihm Alles. „Und wo habe Ihr die Springwurzel?“ fragte er wieder. Da fiel es mir ſchwer aufs Herz — ich hatte ſie nicht, hatte ſie zurückgelaſſen! Der Schäfer lachte und ſagte: „Da habt Ihr das Beſte vergeſſen.“ Jetzt ſtand mir die eigene Thorheit klar vor der Seele. Die Jungfrau hatte mich noch gewarnt, hatte mir es noch zugerufen, und ich blinder Narr träumte fort, ohne meine Gedanken zuſammen zu nehmen. Wie war ich am Abend vorher voll Hoffnung, wie ſchön war die Zukunft, die ich mir in der Höhle ausmalte und wie ſchrecklich war jetzt die Wirklichkeit durch meine eigene Schuld. Ich machte mir ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, ich weinte und ſchrie wie ein Knabe, doch das half Alles nichts mehr. Ich lief nach dem Golde, was ich mitgebracht hatte, raffte es zuſammen, und rannte fort. Je weiter ich kam, je mehr ich mir Alles überlegte, deſto wilder ward mein Sinn. Immer ſtand mir das Gemach in dem Berge vor Augen, immer ſah

ich das Gold in den Truhen mich anlächeln, immer hörte ich die Stimme der Jungfrau, die mir zurief: „Nimm so viel Du magſt" und immer raſcher wurden meine Schritte, es war, als wollte ich meinen eigenen Gedanken entfliehen. Plötzlich rief mich ein Bettler an und bat mich um eine Gabe — ich ſtand ſtill, ich lachte hell auf in Verzweiflung und Selbſtverhöhnung und warf ihm dann alles Gold hin, was ich aus dem Berge mitgebracht hatte. „Was ſoll mir der Bettel," rief ich, „wenn ich nicht Alles haben kann, es iſt zu wenig für mein Glück und zu viel für einen Lump wie ich bin. Und ſo rannte ich weiter, bis ich in einem Walde ermüdet hinfiel und einſchlief. Als ich erwachte, war ich wirr im Kopfe. Ich ſaß bis Mittag ſtill auf dem Raſen und überlegte mir Alles noch hundert Mal, ich weinte über mein verlornes Glück — da fiel mir plötzlich ein: ich könnte mir eine neue Springwurzel verſchaffen. Zwar hatte mir der alte Dornhauer geſagt, ich möchte ſie wohl bewahren, wenn ich eine erbeutet hätte, man fände keine zweite, allein ich meinte: es müſſe leicht ſein, ein Wiedehopfsneſt zu finden. Ich ſprang auf und ging in den Wald und ſuchte, ich fand nichts. Am folgenden Tage ſuchte ich wieder und fand nichts. Und ſo ſuche ich ſeit

der Zeit raſtlos in den Wäldern umher; nicht auf der gebahnten Straße bin ich hierher nach Mainz gekommen, durch Wälder und Büſche bin ich gebrochen und habe immer geſucht und nichts gefunden. Täglich umflogen mich, wie zum Hohne die Wiedehopfe — aber ich konnte kein Neſt entdecken, ich verfolgte einzelne Vögel ſtundenlang, unermüdet, ſie ſetzten ſich nieder, ſie flogen auf, ich hielt ſie feſt im Auge, kroch ihnen nach durch Dornen und Büſche — aber keiner führte mich zu ſeinem Neſte. Jetzt habe ich die Hoffnung aufgegeben und ich ſehe es wohl ein, wie Recht der alte Dornbauer hatte, als er vom Fluche des Goldes ſprach. Mir hat es den Sinn verblendet, daß ich mein Glück aus den Händen ließ und nun treibt mich die Begierde ſchon ein Jahr lang raſtlos durch die Wildniß, daß ich ein Landläufer geworden bin und ein ehrbares ordentliches Leben vergeſſen habe.“

Alſo ſchloß Heinz Mehlblatt ſeine Erzählung. Der faule Gilgen war ſchon halb eingeſchlafen, er ſtreckte ſich jetzt auf dem Stroh aus, ſagte gleichgültig: „Du biſt nicht klüger geweſen als ich,“ und ſchlief ein. Heinz mochte aber wohl noch manche Stunde liegen und ſich ſeinen Gedanken überlaſſen, ehe der Schlaf ihm kam.

5.

Als die beiden Gesellen am andern Morgen erwachten, beschlossen sie, die ganze Stadt zu durchstreifen, um ihren Gefährten zu finden. Da sie beim Dome vorübergingen, ward just Messe darin gelesen und sie traten hinein, der heiligen Handlung beizuwohnen. Plötzlich stieß Gilgen den Heinz an und zeigte ihm einen reichgekleideten Mann, der betend auf den Knieen lag und sprach: „sieh hin, ist das nicht Jobst Zagtrauner, unser Gefährte. „Wahrhaftig, er ist's," entgegnete Heinz, „fast hätte ich ihn nicht wieder erkannt. Sieh, wie bleich sein Gesicht, wie eingefallen seine Augen sind! Sicher hat er auch kein Glück gefunden, und es ist ihm ergangen wie uns." „Possen," erwiderte Gilgen, „sieh nur sein reiches Gewand an, den kostbaren schwarzen Sammet und das herrliche Pelzwerk,

der ſitzt dick in der Wolle; freue Dich Heinz, der kann uns beide retten.“ Sie erhoben ſich und warteten vor der Kirchthüre auf ihren alten Gefährten. Als ſie ihn anredeten, erkannte er ſie kaum wieder, ein trübes Lächeln flog über ſeine Züge und er ſprach: „Ihr ſeht nicht aus, wie Leute, die ihr Glück gemacht haben und Gold ſcheint wohl bei Euch das Wenigſte zu ſein. Doch kommt mit mir, ich habe Euch ſchon geſtern geſucht und nicht finden können.“ Nach dieſen Worten führte er ſie in ſeine Herberge und in ſein Gemach, das freilich koſtbarer ausſah, als die Kammer, wo die beiden Geſellen die letzte Nacht geſchlafen hatten. Alles zeugte hier von Reichthum; koſtbare Waffen, reiche Gewänder, Schmuck und andere Dinge lagen umher. Die Diener des Hauſes waren äußerſt höflich und da Jobſt Wein und einen Imbiß begehrte, ward ſein Verlangen mit der größten Schnelligkeit erfüllt. Die drei Geſellen ſetzten ſich zuſammen und nachdem ſie ſich gelabt hatten, verlangte Jobſt, die beiden möchten ihm ihre Abenteuer erzählen. Sie thaten es. Er hörte gedankenvoll zu und ſagte dann: „wohl habt Ihr Recht, wenn Ihr den alten Dornhauer lobt und ſeine Weisheit rühmt. Auch an mir hat ſich der Fluch des

Goldes bewährt. „An Dir," fragte Gilgen verwundert, „Du lebst doch in Pracht und Ueberfluß?" „Und Gewissensnoth," sagte Jobst traurig. Die beiden Gesellen erschracken, er aber fuhr fort und sprach: „vernehmt denn auch meine Abenteuer.

Der alte Landsknecht hatte mir genau vorgeschrieben, was ich thun sollte, und so wanderte ich von den Ufern des Rheins nach der alten Stadt Ulm. Von dem Thore an, wo ich herein kam, zählte ich die dritte Gasse links, ging in dieser fort bis zur dritten Gasse rechts und zählte in dieser das dritte Haus links. Nachdem ich mir es genau besehen und die Merkmale eingeprägt hatte, zählte ich noch die Schritte von der Ecke der Straße bis nach dem Thore des Hauses und begab mich in die Herberge. Denn ich durfte nur in der Stunde der Mitternacht, wenn die Glocke eben zwölf Mal schlug, an die Pforte klopfen, wenn ich Einlaß hoffen wollte. Noch dazu mußte es eine Nacht der Mondfinsterniß sein und eine solche stand just am Tage meiner Ankunft bevor, wie mir der alte Dornhauer genau berichtet hatte. Mich kam ein Grauen an, als ich das alte düstere Haus sah, wo ich hinein gehen sollte. Es hatte lauter offene, schmale

Fenſter, ohne Glas und Bekleidung, daß man wohl ſah, das Haus ſei wüſt und leer und niemand wohne darin. Das alte Thor war beſtaubt und beſchmutzt, Klopfer und Schloß waren verroſtet, daß es ſchien, als wäre ſeit vielen Jahren das Haus nicht geöffnet worden. Ich ließ mir einen guten Krug Weines in der Herberge geben, um mein Grauen zu tilgen und trank mir bis Mitternacht einen halben Rauſch an. Dann machte ich mich auf den Weg. Genau hatte ich mir die Straßen und Gaſſen gemerkt und Schlag zwölf Uhr hatte ich den Klopfer in der Hand und ließ ihn leiſe auf die Thüre fallen. Donnernd erſcholl der Ton im Innern des Hauſes und flugs war die Thüre geöffnet. Ich trat hinein, die Pforte ſchlug hinter mir zu. Niemand war zu ſehen, der mich empfing. Ich befand mich in einem langen, dunkeln Gange, an deſſen Ende aus einer geöffneten Thüre ein Lichtſtrahl hervordrang. Ich faßte mir ein Herz und ſchritt darauf zu. Als ich das Gemach betrat, ſah ich um einen Tiſch drei alte Männer ſitzen, die in großen, dicken Büchern laſen. Sie bemerkten meinen Eintritt und der mittelſte von ihnen fragte nach meinem Begehr. „Ich möchte ein Galgenmännlein haben,“ erwiderte ich.

„Biſt Du auch bereit, den Preis zu bezahlen?“ ward ich wieder gefragt. „Wenn er nicht zu hoch iſt,“ erwiderte ich keck, „ſo möchte ich es thun.“ „Du magſt ihn ſelbſt beſtimmen,“ ward mir zur Antwort, „doch ſetze ihn nicht zu niedrig an, es iſt Dein eigener Vortheil.“ „Ei, Ihr Herren,“ rief ich, „das iſt ein guter Handel, wo der Käufer ſelbſt den Preis beſtimmen kann. Wenn Ihr aber meint, daß der höchſte Preis der ſei, der mir am meiſten Vortheil bringe, ſo will ich Euch Alles geben, was ich habe und beſitze.“ Damit leerte ich mein Geldtäſchlein aus und brachte einen Gulden zum Vorſchein. Die Männer ſchüttelten den Kopf und meinten, das ſei ein ſehr geringer Preis, wenn ich aber nicht mehr hätte, ſo wollten ſie den Kauf auf meine Gefahr abſchließen. Darauf ſtrichen ſie mein Geld ein und gaben mir ein kleines Fläſchchen, in ſeidenes Zeug gewickelt. Jetzt winkten ſie mir, näher zu treten und befahlen mir, meinen Namen in ein großes Buch einzuſchreiben. Ich gerieth in gewaltige Verlegenheit, denn die Kunſt des Schreibens iſt mir gänzlich fremd, allein ſie achteten nicht darauf, ſchoben mir eine Feder in die Hand und führten mir dieſe, daß ich wirklich meinen Namen zu Stande brachte. Als ich mich nun

entfernen wollte, rief mich der eine Mann zurück und fragte mich: ob ich wisse, was ich unterschrieben, ob ich die Wirksamkeit des Galgenmännleins und die Bedingungen kenne, unter welchen man es besitze? Ich wußte von alle dem nichts und erklärte meine Unwissenheit. Darauf belehrte mich der Alte und sprach: „die Wirkungen des Galgenmännleins wirst Du bald kennen lernen, denn wenn Du etwas zu haben wünschest, so darfst Du den Wunsch nur laut aussprechen und Du wirst ihn erfüllt sehen, so lange Du im Besitz des Galgenmännleins bist. In diesem Besitze wirst Du aber so lange sein, bis Du dasselbe verkaufst. Dabei mußt Du aber merken, daß Du es immer nur für einen geringern Preis verkaufen kannst, als der ist, den Du selbst dafür gegeben hast. Behältst Du dann das Galgenmännlein bis an das Ende Deines Lebens, so ist Deine Seele der Hölle verfallen. Das sind die Bedingungen des Kaufes, die Du eben unterzeichnet hast.“ Mir ward bei diesen Worten ganz unheimlich zu Muthe. Das also war die Gefahr für das Gewissen, von der der alte Dornhauer gesprochen! Ich war indessen von dem Weine und dem ganzen unheimlichen Wesen viel zu sehr verwirrt, als daß ich klar hätte über die Sache nach-

denken können; ich taumelte aus dem Hause fort, und kam nach meiner Herberge, ich wußte selbst nicht wie. Als ich am andern Morgen erwachte, kam mir Alles wie ein Traum vor und ich mußte mich erst nach und nach auf den Zusammenhang besinnen. Mich schauderte, wenn ich an die Bedingung dachte, daß meine Seele dem Bösen verfallen sein sollte, und hätte ich dieselbe gekannt, nimmer wäre ich hingegangen. Und je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr stieg die Furcht in mir auf, ich sprang empor, warf mich in meine Kleider und eilte fort, das Galgenmännlein nach dem einsamen Hause zurückzubringen. Ich wollte es nicht haben, wollte auch mein Geld nicht wieder fordern, sondern frei sein von der Bedingung, die mich so ängstigte. Aber ich konnte das Haus nicht wiederfinden. Ich durchstreifte Ulm nach allen Seiten, nirgends war ein Haus, dem ähnlich, in welchem ich die vorige Nacht gewesen war. Anfangs beunruhigte mich das noch mehr, allein je mehr ich während meines Umherstreifens über Alles nachdachte, desto ruhiger wurde ich. Ich überlegte mir, daß ich das Galgenmännlein eine Zeit lang benutzen und dann verkaufen könnte. War ich es nur vor meines Lebens Ende los, so ging mich die fürchterliche Bedingung ja nichts

weiter an. Je weiter ich diesen Gedanken ver-
folgte, desto annehmbarer erschien er mir, und da
ch das verwünschte Haus doch nicht finden konnte,
o kehrte ich endlich nach meiner Herberge heiter
nd gutes Muthes zurück. Als ich auf meiner
Kammer war, wünschte ich mir laut einen Beu-
el mit Gold. „Hinterm Ofen," sagte plötzlich
ine feine Stimme, daß ich erschrocken zusammen-
uhr, denn sie kam aus meiner Tasche, in der
as Galgenmännlein steckte. Ich sah hinter dem
fen nach und fand einen tüchtigen Beutel mit
oldstücken. Mehr wollte ich für jetzt nicht. Ich
haffte mir kostbare Kleider an und lebte meh-
re Wochen lang in Saus und Braus. Freunde
nd Bekannte hatte ich binnen Kurzem in Ueber-
hl, denn mein Säckel war immer voll und meine
and war freigebig. Da ward getrunken, ge-
ielt, gelärmt, getanzt und alle Tage war Fest-
g. Was soll ich Euch eine lange Beschreibung mei-
s lustigen Lebens machen, ich war unersättlich,
glich neue Feste zu erfinden, eines immer präch-
er als das andere, ich kaufte Häuser und
mückte sie mit dem kostbarsten Hausrathe, ich
dete mich in die reichsten Gewänder, ich hatte
schönsten Pferde, die man sich denken kann,
o ich verschenkte heute, was ich gestern gekauft

hatte. In all diesem Taumel der Lust dachte ich nicht an Gott und Religion, nicht an Tod und ewiges Leben, ich lebte gerade so, als könne das Leben nie ein Ende haben, als wenn nach den jungen Jahren nicht die des grauen Alters kämen. Doch bald sollte ich aus meiner Verkehrtheit herausgerissen werden. Die ewigen Feste hatten uns übersättigt, wir konnten nichts Neues mehr finden, wir hatten Alles gekostet, waren schon überall gewesen. Da schlug einer meiner Zechgenossen vor, wir sollten eine Reise machen, und Abenteuer suchen. Jubelnd stimmten wir in den Vorschlag ein und bald befand ich mich, von zehn oder zwölf meiner Freunde begleitet, auf der Wanderfahrt. Wir wanderten aber nicht wie die frommen Pilger, sondern ritten stattlich daher auf stolzen Rossen und ein Troß von Dienern folgte uns auf Saumthieren, die schwer beladen waren mit allen den Dingen, welche wir zu unserer Bequemlichkeit nicht entbehren zu können vermeinten. So zogen wir an den Rhein und dann den schönen Strom hinab, in toller Lust, wie immer. Endlich beschlossen wir, nach Wiesbaden zu gehen, und zur Abwechselung Wasser statt des Weines zu trinken, was meinen Genossen aber bald schlecht behagte. Ich trennte mich oft von der Gesellschaft

und durchſtreifte die Gegend des alten Bades, das ſchon zu Zeiten der Römer ſeines heilenden Waſſers wegen berühmt geweſen war; ich fand bald mehr Gefallen an den Streifereien, die mir beſſer behagten, als das ewige Vergnügen, und dehnte ſie immer weiter aus. So führte mich der Weg eines Tages nach Eppſtein, und ich beſtieg die Höhe des Roſſert, um mich an der Ausſicht zu ergötzen. Da fand ich am Abhange des Berges viele ſeltſam geſtaltete Felſen, und als ich ſie mir neugierig beſchauete, redete mich ein Bauersmann an und ſprach: „Das iſt das Teufelsſchloß, Herr, und wohl mögt Ihr es genau betrachten, denn es hat damit ſeine eigene Bewandniß.“ Ich fragte weiter und der Bauer erzählte mir mit einfachen Worten: „Vor Zeiten ſtand hier ein Nonnenkloſter, das weit und breit berühmt war ob der Frömmigkeit ſeiner Bewohnerinnen. Die Nonnen faſteten und beteten und arbeiteten genau nach der Regel ihres Ordens und niemals nahte ſich die Sünde den heiligen Mauern. Das verdroß den Vater alles Böſen und er machte allerlei Verſuche, wie er die frommen Frauen zur Sünde verleiten könnte. Lange wollte ihm keiner ſeiner Anſchläge gelingen, denn die Nonnen kamen nicht heraus aus den heiligen Mauern und hineinzu-

bringen, vermochte er nicht. Da vervarg er einen reichen Schatz von Gold und edlen Steinen in der Erde, und als wieder eine fromme Schweſter geſtorben war, und man ihr Grav grub, ward der Schatz gefunden. Jetzt war das Kloſter nicht mehr arm, es kaufte Ländereien und hatte bald großen Beſitz und große Einkünfte. Mit der Armuth verſchwand auch die Einfachheit, und wenn die Bauern die Zinshühner und den Zinswein, die Jäger das feiſte Wildpret brachten, ſo mußte es doch verwendet werden, ſo daß bald das Wohlleben im Kloſter heimiſch wurde. Früher hatten die Nonnen Allmoſen empfangen, jetzt konnten ſie ſelbſt deren austheilen. Sie thaten das auch in reichem Maaße, aber damit hörte auch die bisherige Abgeſchiedenheit auf; denn die Armen ſtrömten häufig nach der Kloſterpforte, und nicht Alle, welche Allmoſen empfingen, waren deren würdig. Nun lebte im Schwabenlande ein junger Ritter, dem zeigte der Teufel im Traum eine junge Nonne aus dieſem Kloſter, die von ſo großer Schönheit war, daß der Ritter in heißer Liebe entbrannte. Wie er erfahren, daß dieſe Nonne gerade in dieſem Kloſter ſei, weiß bis heute noch Niemand zu ſagen, doch mag dabei wohl auch der Böſe ſeine verruchte Hand im Spiele gehabt haben.

Der junge Ritter kam hierher, hüllte ſich in das Gewand eines Bettlers, und ging täglich nach dem Kloſter, Allmoſen zu heiſchen, bis es ihm gelang, die ſchöne Nonne zu erblicken. Die Frömmigkeit der Kloſterfrauen war ſeit dem neuen Wohlleben längſt minder geworden, denn mit weltlichen Genüſſen kommen auch weltliche Gedanken, und ſo gelang es dem jungen Ritter, die Augen der Gottesbraut auf ſich zu ziehen. Sie drängte ſich bald zu dem Amte, die Allmoſen zu ſpenden, um am Sprachgitter den hübſchen Bettler zu ſehen, der ihr ſchon vertraut hatte, daß nur die Liebe zu ihr ihn hier feſthalte. Den Blicken mochten wohl bald die Worte folgen, und nach einigen Wochen war ein Liebesverhältniß im Gange, wie es nicht ſein ſollte. Zuletzt ließ ſich die Nonne ſo weit bethören, dem jungen Ritter einen Beſuch im Kloſter zu geſtatten. Zu dem Ende überſtieg derſelbe die Gartenmauer; kaum hatte er aber die Geliebte umarmt, als ein furchtbares Unwetter losbrach, wie es hier zu Lande noch nicht erlebt worden. Und da die Leute am andern Tage nach dem Kloſter kamen, fanden ſie es in Stein verwandelt. Seht, Herr, die einzelnen Säulen dort ſind die Kloſterſchweſtern, und dieſe beiden Steinblöcke hier ſind der Ritter und die ungetreue

Nonne. So iſt der Teufel immer geſchäftig, die armen Menſchen zu verführen, und er erreicht ſeine Abſicht am Beſten durch das verfluchte Gold, denn ohne jenen Schatz ſtände wohl heute noch das Kloſter hier.“

Der Bauer hatte längſt ſeine Erzählung geendigt, war längſt davon gegangen, als ich noch immer, in tiefes Sinnen verloren, an dem Teufelsſchloſſe ſaß.

Mein luſtiger Muth war mit einem Male dahin. „Der Teufel iſt immer geſchäftig, die armen Menſchen zu verführen“ — dieſe Worte hatten mich getroffen. Ich war ihm ſchon verfallen; wenn ich das Galgenmännlein noch beſaß in meiner Todesſtunde, war ich verloren. Und konnte dieſe Todesſtunde nicht jeden Augenblick kommen? Wenn jetzt dieſe Felſen zuſammenſtürzten und dich zerſchmetterten? Bei dieſem Gedanken ſprang ich erſchrocken in die Höhe und lief davon, als fühlte ich die Erde ſchon beben. Zum erſten Male dachte ich genau über meine Lage nach, es war, als wäre ich aus einem Traume, aus einem Taumel erwacht. Ich hatte meine Seligkeit freiwillig verpfändet und für was? Für Reichthum, den ich nicht zu benutzen wußte, für ein Wohlleben, das mich ſchon anekelte. Eine ungeheur

Angſt befiel mich, ich verwünſchte das Gold, die prächtigen Dinge, die ich beſaß, meine Genoſſen, ich fiel auf die Knie und wollte beten, aber meine Sinne waren verwirrt, mir fiel nichts ein. Ich ſprang in die Höhe und blickte um mich. Ich ſtand auf der Höhe eines Berges, die Sonne ging eben unter, ihre letzten Strahlen rötheten die leichten weißen Wolken am Himmel, es war ſo ſtill rings um mich her, die Bäume ſo grün, aus der Ferne tönte das Abendgeläute zu mir herüber, — wie oft hatte ich mich ſonſt auf meiner Wanderſchaft an ſchönen Abenden in das Gras hingeſtreckt, hatte mich ſo wohl gefühlt, ſo glücklich — und jetzt? Da ſtand ich, in reichen Kleidern, am Ziele meiner ſehnlichſten, ſo thörichten Wünſche, und mir ſchien, als blickten die Bäume bedauernd, die Felſen drohend auf mich nieder — ich riß mir die goldene Kette von der Bruſt und warf ſie von mir, ich nahm das Galgenmännlein aus meiner Taſche und ſchleuderte es von dem Berge hinab in die Tiefe, dann drehte ich mich um und lief, als wenn ich verfolgt würde. Die Nacht brach herein und ich ſank endlich erſchöpft mitten im Walde auf den Raſen nieder und ſchlief ein. Als ich erwachte, mußte ich mich erſt auf Alles beſinnen, mir war, als hätte ich einen Rauſch

am vorigen Abend gehabt. Als mir einfiel, das Galgenmännlein fortgeworfen zu haben, ward mir leichter zu Muthe, denn ich glaubte mich gerettet, da ich aber, wie um mich zu vergewiſſern, mit der Hand in die Taſche fuhr, fand ich es wieder vor. Ich erſchrack, ich redete mir ein, geträumt, das Galgenmännlein nicht wirklich fortgeworfen zu haben, ich hörte in der Nähe das Rauſchen eines Waſſers und lief dahin; von hohem Felſen ſtürzte ein Gießbach herunter, ich faßte das Galgenmännlein und warf es mitten in den toſenden Strudel, ich ſah es untergehen, es war meinem Blick entſchwunden — und da ich in die Taſche faßte, fand ich es doch wieder. Bisher hatte ich es immer noch in die Seide eingewickelt getragen, wie die Männer es mir gegeben hatten, eine eigene Scheu hatte mich immer abgehalten, es zu öffnen, jetzt riß ich die ſeidene Umhüllung ab, ich wollte ſehen, was ich eigentlich hatte. Es war ein kleines Glas, mit einer hellen Flüſſigkeit angefüllt, in welcher etwas wie eine Wolke ſchwamm. Je länger ich es anſah, deſto unheimlicher ward mir zu Muthe, bald ſchien mir die Wolke ein verzerrtes Geſicht, bald ein Beutel mit Geld, bald flackerte ſie wie eine Flamme auf, bald drehte ſich eine ſchwarze

Schlange blitzschnell um Glase herum. Ich gerieth in eine förmliche Wuth, faßte einen großen Stein, legte das Fläschchen auf den Felsen und schlug mit aller Kraft darauf. Da hörte ich ein leises, spöttisches Kichern — erschrocken sah ich mich um, niemand war zu sehen, das Fläschchen unter dem Steine war unversehrt. Jetzt sank mir der Muth, ich dachte, du bist rettungslos verloren und suchte den Heimweg. Je mehr ich nachsann, desto traurigter wurde ich, bis mir auf einmal einfiel: ich konnte mein Galgenmännlein ja verkaufen! Das gab mir neuen Muth. Ich entschloß mich, die Bedingungen des Kaufs zu verschweigen, denn man hatte mich ja auch den Kauf abschließen lassen, ehe man sie mir sagte. Ruhig kehrte ich zu meinen Genossen zurück, ließ mich von dem Galgenmännlein erst tüchtig mit Geld versehen und bot es am andern Morgen dem leichtsinnigsten meiner Freunde an, indem ich ihm sagte, es sei ein ägyptisches Zaubermittel. Dieser war flugs zu dem Kaufe bereit, zahlte mir lachend einen Kreuzer weniger, als ich dafür gegeben und ich glaubte mich befreit. Ich fand den Muth, in die Kirche zu gehen, aber ich konnte nicht recht zur Andacht kommen, denn mich drückte der Vorwurf, einen meiner

Freunde unglücklich gemacht zu haben. Wir blieben noch eine Zeit lang beisammen, das alte Leben wurde fortgesetzt, allein ich konnte nicht wieder heiter sein. Wenn ich meinen Freund ansah, wie er sorglos und lustig in den Tag hineinlebte, konnte ich es fast nicht ertragen, meine Vorwürfe wurden immer heftiger und endlich nahm ich ihn bei Seite und erklärte ihm Alles. Der ehrliche Junge erschrack bis zum Tode. Er war munter und lustig, aber ein braver, gottesfürchtiger Mensch, der lieber zeitlebens im Elend geschmachtet, als wissentlich eine Sünde begangen hätte. Er wollte mir das Fläschchen wiedergeben, allein ich sagte ihm, d[illegible] wäre unmöglich und erzählte, wie alle meine Versuche, es von mir zu werfen oder zu vernichten vergeblich gewesen wären. Er bat mich, es ihm wieder abzukaufen, allein ich weigerte mich hartnäckig, er machte mir die heftigsten Vorwürfe, ich nahm sie ruhig hin, denn ich hatte sie verdient. Endlich sagte ich ihm: er könne ja das Galgenmännlein wieder verkaufen und so sich von dem Besitze desselben losmachen. Lange sah er mich verächtlich an und erwiderte endlich: „glaubst Du, weil ich ein lustiger Geselle bin, ich sei auch ein Hundsfott? Meinst Du, ich will einen Andern um

ſeine Seele und Seligkeit betrügen, wie Du mir gethan haſt? Nimmer möchte ich eine ſolche Sünde auf mein Gewiſſen laden. Ich will das Galgenmännlein nie benutzen, aber ich werde verſuchen, Dir es wieder anzubringen, der Du kein Bedenken trägſt, auf Andere einen ewigen Fluch zu laden.“ Nach dieſen Worten verließ er mich. Ich ſchlug mich vor die Stirn, denn ich fühlte, wie ſchlecht ich gehandelt hatte, ich wollte ihm nacheilen, wollte ihm das Fläſchchen wieder abkaufen und ſo mein Unrecht ſühnen, allein ich hatte nicht den Muth dazu. Da ich keine Feſte mehr gab, verloren ſich meine Genoſſen nach und nach, ich blieb allein in Wiesbaden zurück, weil ich keine Urſache hatte, anderswo hinzugehen. Doch konnte ich nicht wieder heiter und ruhig werden, denn mich plagte ewig der Vorwurf, wie unrecht ich an meinem Freunde gehandelt hatte. Eines Tages wandelte ich wie gewöhnlich in der Gegend umher, als mir ein alter Mann Weißbrod zum Verkauf anbot. Da ich Hunger hatte, kaufte ich für einige Kreuzer ein paar Wecken. Doch wie erſchrack ich, als ich den erſten durchbrach — mein Galgenmännlein war darin eingebacken. Ich ſchaute den Mann an, er warf einen falſchen Bart und ſeine Mütze

ab, es war mein Freund, dem ich es früher verkauft hatte. „Du hast es wieder," sagte er ernst, „hast mir es für einen Kreuzer abgekauft; Du hast mich betrogen, ich Dich, wir sind wett." Damit ging er und ließ mich stehen. Ich konnte mich nicht über ihn beklagen, er hatte an mir gehandelt, wie ich an ihm.

Aber was sollte aus mir werden? Noch einen Andern damit betrügen werde ich nicht, denn diese Sünde ist wohl eben so groß, als das Galgenmännlein zu besitzen. Ich muß es behalten. So lebe ich denn in der schrecklichen Gewißheit, auf ewig verloren zu sein. O Freunde, das ist entsetzlich! Ich gehe täglich in die Kirche, doch das bringt mir keinen Trost. Ich gebe Almosen reichlich, ich suche die Armen auf, und habe schon vieles Elend gelindert — werden mir aber die guten Werke angerechnet werden, die ich mit dem Golde des Bösen vollführe? Ich habe Kirchen und Klöster reichlich beschenkt, kann sich aber Gott darüber freuen, auf seinem Altar Decken zu haben, die mit dem Golde des Teufels gestickt sind? Ich habe meine Sünde gebeichtet — der Priester hat mir die Absolution verweigert. Mein Leben ist schrecklich. Täglich denke ich daran, meinen Leiden mit einem Male ein Ende zu machen und mich selbst zu tödten, und doch habe ich eine un-

geheure Angſt vor dem Tode, denn er bringt mich in die Gewalt des Böſen. Wenn ich auf der Straße gehe, fürchte ich, es möchte ein Stein vom Dache fallen und mich erſchlagen, wenn ich über eine Brücke gehe, fürchte ich, ſie möchte unter mir zuſammenbrechen, wenn ein Gewitter am Himmel heraufzieht, fürchte ich, mein Ende ſei gekommen und Gott werde ſeinen Blitz auf mich herabſchleudern, ſo bin ich des Lebens müde, und mich peinigt doch die Angſt um daſſelbe. Das iſt der Fluch des Goldes.“

Mit dieſen Worten ſchloß Jobſt ſeine Erzählung. Seine beiden Freunde ſaßen lange ſchweigend da und wußten nicht, wie ſie ihn tröſten ſollten. Bilgen war im Innern froh, daß er ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen, Heinz aber kämpfte mit ſich ſelbſt. Endlich trat er auf Jobſt zu und ſprach: „Verkaufe mir das Galgenmännlein.“ Jobſt ſah ihn zweifelnd an und antwortete: „Biſt Du von Sinnen? Ich habe Dir eben meine ſchreckliche Lage geſchildert, und Du willſt dieſelbe freiwillig auf Dich nehmen?“ „Mag es kommen, wie es wolle,“ rief Heinz, „ſo ertrage ich das Leben ohnehin nicht länger. Ihr wißt nicht, wie die Liebe zur Verzweiflung treibt. Ich war, ehe ich hierher kam, noch einmal in Münſter,

ich ſprach mein Mädchen auf einen Augenblick, ſie iſt mir noch treu, aber ihr Vater zwingt ſie, einen Andern zu heirathen. Die Friſt, wo das geſchehen ſoll, iſt in vier Wochen abgelaufen und geſchieht es, dann iſt es mit mir aus. Ehe ich dulde, daß Katharina einen Andern heirathet, ſchlage ich ihn todt, dann bin ich doch dem zeitlichen und ewigen Gerichte verfallen. Das iſt dann gleich. Alſo gieb her das Fläſchchen, ich will doch erſt das Leben noch genießen." Jobſt zögerte. „Ich kann es nicht," ſprach er, „ich darf Dich nicht in das Verderben ſtürzen laſſen. Und dann bedenke: ich habe das Galgenmännlein für einen Kreuzer gekauft, Du mußt mir weniger dafür geben, alſo einen Pfennig, dann bleibt es Dir für ewig, Du kannſt es nie wieder verkaufen, denn Niemand kann Dir weniger dafür geben, als einen Pfennig." Heinz aber ließ nicht nach und rief: „Laß mir meinen Willen. Hätte ich es nicht anders gewußt, vielleicht hätte ich mein Unglück vergeſſen, aber ſo kann ich es nicht. Ich hatte das Glück in meiner Hand, ich ſah das Geld vor mir, es war mein, und ich habe durch meine eigene Thorheit Alles verloren. Das quält und peinigt mich zeitlebens. Ich könnte nie wieder ruhig werden, ich würde

thun, was ich gesagt habe, ich würde mich selbst umbringen, bin ich denn einmal dem Elend verfallen, so will ich mich retten, wie ich kann. Gieb mir das Galgenmännlein.“ Jobst redete ihm nicht mehr zu, ihm ward ja die Last seines Leidens abgenommen. Heinz zahlte den Pfennig — es war sein letzter — und erhielt das Galgenmännlein.

Am andern Tage trennten sich die drei Gesellen. Heinz war jetzt reich und hatte dem faulen Gilgen eine hübsche Summe Geldes geschenkt, Jobst verweigerte etwas anzunehmen und sagte: er sei noch reich genug zu dem Leben, was er jetzt führen wolle. Und so zog jeder seines eigenen Weges.

6.

Es mochten zwei Jahre nach dem Zuſammentreffen der drei Geſellen in Mainz verfloſſen ſein, als eines Tages Gilgen Schlompeter unter jenem Baume bei Bopparb auf dem weichen Raſen lag, wo er zum erſten Male mit Heinz Mehlblatt und Jobſt Zagtrauner zuſammen gekommen war. Die Sonne war im Untergehen begriffen und Gilgen genoß behaglich den ſchönen Sommerabend, indem er ſeiner Gewohnheit nach eben nichts that. Kaum nahm er ſich die Mühe, den Kopf etwas zu erheben, um zu ſehen, wer etwa auf der Straße vorbei ging oder ritt. Plötzlich hörte er den raſchen Hufſchlag eines Pferdes auf ſich zukommen, der dicht bei ihm aufhörte, was ihn auf die richtige Vermuthung brachte, daß der Reiter bei ihm angehalten habe. Das bewog ihn denn doch, ſich etwas aufzurichten,

um zu ſehen, was es gäbe. Er hatte ſich nicht getäuſcht, auf einem braunen Pferde hielt ein Mann in guter Bürgerkleidung, der ihn aufmerkſam betrachtete und endlich rief: „Täuſche ich mich, oder nicht, Du biſt Gilgen Schlompeter?“ „Heinz Mehlblatt,“ rief Gilgen aufſtehend, „biſt Du es? Hätte ich Dich nicht an der Stimme erkannt, Dein Ausſehen hätte Dich mir nicht verrathen. Du biſt um zwanzig Jahre älter geworden.“ Heinz ſtieg ab, band ſein Pferd an den Baum, und warf ſich neben Gilgen in das Gras. Beide muſterten ſich mit den Augen, endlich ſprach Gilgen: „Dich ſcheint das Galgenmännlein auch nicht glücklich gemacht zu haben?“ Heinz ſeufzte tief auf und erwiderte: „Wie ſteht es mit Dir, Gilgen, Du ſiehſt ſo ärmlich aus, wie vor zwei Jahren, ich dachte Dich im Wohlſtande zu finden, da ich Dir eine ſo große Summe Geldes geſchenkt habe?“ Gilgen lachte und antwortete: „Mir iſt einmal kein Glück beſtimmt. Wie es mit dem Gelde gegangen iſt, weiß der Henker. Es iſt mir den Fingern entſchlüpft, ich weiß ſelbſt nicht wie. Haben ſie es mir geſtohlen, haben ſie mich betrogen, ich kann nicht dahinter kommen. Ich habe gut gelebt, aber nichts vergeudet, und doch iſt ſeit Jahr und Tag mein

Geld alle. Ich habe es nun zwei Mal versucht mit dem Reichwerden, zum dritten Male gehe ich nicht wieder daran.“ Heinz fragte weiter, ob Jobst nichts habe von sich hören lassen. Gilgen erwiderte: „o ja, es mag jetzt ein Jahr sein, daß er hier durchzog. Er erzählte mir, er habe noch viele Besitzungen von seinem Galgenmännlein her gehabt, aber er sei durch Unglück rasch um Alles gekommen. Er war auf dem Wege nach Preußen und wollte Landsknecht bei den Deutschen Rittern werden.“ Heinz murmelte in den Bart: „er geht nach Norden, ich nach Süden.“ Dann fuhr er lauter fort: „lebt der alte Dornbauer noch?“ Gilgen verneinte es und sagte, der Alte sei schon seit drei Jahren verschwunden, niemand wisse wohin. Dann bat er Heinz, ihm seine Schicksale zu erzählen. Dieser war dazu bereit und begann wie folgt:

„Dank sei es dem Galgenmännlein, ich kehrte als reicher Mann nach Münster zurück. In Cöln hatte ich mir große Waarenvorräthe eingekauft und jedermann in Münster glaubte: ich habe mich auf den Handel gelegt und sei glücklich darin gewesen. Als reicher Freiwerber war ich dem Vater meines Mädchens willkommen und bald war sie mein Weib. Ich Thor, ich hatte

wenigſtens auf etwas Glück gehofft, hatte erwartet, eine Zeitlang ruhig und heiter ſein zu können, aber damit war es nichts. Du weißt, wie uns Jobſt ſeine Seelenpein erzählte, juſt ſo ging es mir. Unter äußerem Glanze, unter flüchtigem Wohlleben verbarg ich meine Gewiſſensangſt. Der Gedanke: du biſt ewig verloren, war der erſte beim Erwachen, und mit ihm ſchlief ich ein. Wie Jobſt hatte ich eine furchtbare Angſt vor dem Tode. Ich zitterte bei jedem Geräuſch, denn ich meinte, mein Haus brenne, ich fürchtete, Diebe möchten mir das Leben rauben, um meine Reichthümer zu gewinnen, ich wagte kaum, einen Becher Wein zu trinken, aus Furcht, krank zu werden. Mein armes Weib ward ſchlecht belohnt für ihre Liebe. Statt eines freundlichen Ehegatten hatte ſie einen düſtern, mürriſchen Mann um ſich, der ihre Liebkoſungen mit Seufzern beantwortete. Bald floh mich auch des Nachts die Ruhe, die Angſt, die Reue, die Gewiſſensbiſſe zehrten zuſammen an meiner Geſundheit. Ein Jahr verging ſo, ich war abgemagert und elend, der Tod, den ich floh, ſtand auf meinem bleichen Geſichte geſchrieben, und eben die Angſt, mit der ich ihn mied, brachte mich ihm immer näher. Mein Weib lag mir täglich an, ihr die Urſache meines

Kummers zu entdecken. Lange widerstand ich, endlich sagte ich ihr die Wahrheit. Sie erschrack, aber sie war ein Weib von raschem Entschlusse. Eine andere hätte mich mit Vorwürfen überhäuft, hätte Lärm gemacht, geweint und geschrieen, — sie that nichts von alle dem, sie sagte: „Du bist mir zu Liebe ein großer Verbrecher geworden, denke an Deine Rettung.“ Ich erklärte ihr, die sei unmöglich, denn nur durch Verkauf könne man das Galgenmännlein los werden, und ich habe nur einen Pfennig dafür gegeben, da es doch immer um einen geringeren Preis verkauft werden müsse. Sie schwieg und ging von dannen. Am dritten Tage nach dieser Unterredung kam sie mit ihrem Beichtvater zu mir. Dieser hielt mir eine lange Rede, voll der bittersten Vorwürfe, — ach, sie waren nicht nöthig, denn mein Gewissen machte mir deren täglich — und erklärte sich dann bereit, das Galgenmännlein im Namen eines Klosters kaufen zu wollen, denn er meinte: erstens sei ein Kloster kein Mensch, könne also auch nicht dem Satan verfallen, zweitens verlören die Geschenke des Teufels ihre böse Macht, wenn sie in die Hände von Priestern kämen. Das war mir gleichgültig, aber wie konnte er mir weniger als einen Pfennig geben! Der Priester wußte keinen

Rath, meine Frau aber rief plötzlich: „Ich weiß ein Mittel! In der Stadt Soest haben sie bei der letzten Fehde lederne Nothmünzen gemacht, als sie kein Gold und Silber mehr hatten. Diese gelten jetzt nur den vierten Theil ihres Werthes, dort muß also ein Pfennig nur den vierten Theil eines Pfennigs werth sein. Das ist ein geringerer Preis.“ Ich schöpfte wieder Hoffnung und machte mich mit dem Priester auf den Weg nach Soest. Es war so, wie meine Frau gesagt hatte und ich erhielt in einem ledernen Nothpfennig einen geringeren Preis, als ich dafür gegeben hatte. Der Handel war auch gültig, denn das Galgenmännlein kehrte nie wieder zu mir zurück, ich weiß nicht, was aus ihm geworden, habe nie wieder nach ihm gefragt.

Voll frischer Hoffnung kehrte ich nach Münster zurück, ich war von meiner drückenden Angst befreit, ich durfte hoffen, wieder aufzuleben. Anfangs ging es gut, ich bekam meine Heiterkeit wieder, und lebte zufrieden. Mein Weib fühlte sich Mutter und sehnsüchtig harrte ich der Stunde entgegen, die mich zum Vater machen sollte. Allein mit dem Galgenmännlein war auch der Segen von meinem Hause, oder besser gesagt, das Gedeihen von meinem ungerechten Besitzthum ge-

wichen. Ein Unglück traf mich nach dem andern, Hagel und Sturm verheerten meine Felder, Seuchen tödteten mein Vieh, das Feuer verzehrte mein Haus. Ich ertrug Alles ruhig, konnte ich doch arbeiten, hatte ich doch nicht um des Wohllebens willen nach Reichthum getrachtet, sondern nur, um mein Weib zu bekommen." Heinz schwieg hier und senkte den Kopf in die Hände. Gilgen schaute auf und fragte: „Nun?" „Vor vierzehn Tagen habe ich sie begraben," erwiderte Heinz weinend, „sie gebar einen todten Knaben, und blieb in der Stunde der Geburt." Beide schwiegen, nach einer Weile fuhr Heinz ruhig fort: „Mit meinem Glücke ist's vorbei, ich habe in ihr Alles verloren, für mich giebt es keine Hoffnung mehr. Der Kaiser rüstet einen neuen Kreuzzug nach Palästina, da will ich mit. Ich dachte erst, in ein Kloster mich zu vergraben, dort geht es aber vielleicht rascher zu Ende." Heinz stand auf, schüttelte Gilgen die Hand, und ritt davon.

Gilgen lag noch oft unter dem Baume bei Beppard an den Ufern des Rheines, noch manchmal sah er die Sonne untergehen, mancher Reiter, mancher Fußgänger zog des Weges daher. Gilgen schaute sie Alle an, aber keiner war

Jobſt oder Heinz, und er hat nie wieder etwa von ihnen gehört. Wenn er aber einmal zu Reden aufgelegt war, was ſelten geſchah, ſo e zählte er wohl die Geſchichte vom Fluche d Goldes.

Die Pfalz.

Von

Roderich Benedix.

I.

In seinem Gemache auf der Burg Stahleck schritt ungeduldig der Pfalzgraf Konrad auf und nieder, zuweilen stehen bleibend, als wolle er die Schritte Jemandes belauschen. Endlich öffnete sich die Thüre und herein traten die Pfalzgräfin und ihre Tochter Agnes. Der Pfalzgraf schaute zornig auf die Tochter und rief nach einer Weile: „Ich habe Dein begehrt, um mit Dir zu sprechen, Agnes. Deine Mutter wird Dir schon gesagt haben, was die Ursache ist.“ Agnes blickte den zürnenden Pfalzgrafen ruhig und fest ins Auge und erwiderte: „Wohl kenne ich den Grund, der Euch bewog, mich rufen zu lassen.“ „Du liebst Heinrich von Braunschweig?“ fragte der Vater weiter. „Ja,“ war die einfache ruhige Antwort. Da brach des Pfalzgrafen mühsam verhaltener Zorn los und er rief: „Du wagst das

mit kecker Stirne mir ins Geſicht zu ſagen? Weißt Du nicht, daß Heinrich ein Welf iſt, daß die Welfen die Todfeinde unſeres Hauſes ſind? Iſt eine Verbindung möglich zwiſchen dem Löwen und dem Adler? Haſt Du vergeſſen, wie Heinrich der Löwe, Deines Buhlen Vater, Deinen Ohm verließ vor der Schlacht bei Legnano und daß der große Kaiſer deßhalb einen nachtheiligen Frieden ſchließen mußte mit den Lombardiſchen Städten? Weißt Du, daß des Reiches Acht laſtet auf Heinrich dem Löwen, daß ihm ſeine Herzogthümer abgeſprochen werden und ihm nichts übrig bleibt als ſein Stammland Braunſchweig? Daß er verbannt iſt vom Deutſchen Boden und in England leben muß drei Jahre lang zur Sühne ſeines Verraths an Kaiſer und Reich?" Agnes ließ ſich nicht einſchüchtern durch des Vaters Zorn und entgegnete beſcheiden, aber feſt: „Heinrich der Löwe, meines Buhlen Vater, hat nicht Verrath geübt an Kaiſer und Reich, er hat gekämpft für ſein vermeintes Recht." „Und das ſagſt Du," rief Konrad aus, „Du, eine Staufin?" „Eben weil ich eine Staufin bin," entgegnete die Jungfrau; „es ziemte mir ſchlecht, den gefallenen Feind zu ſchmähen und mein großer Oheim Friedrich möchte es nicht des Rühmens werth halten,

über einen verächtlichen Feind geſiegt zu haben. Je tüchtiger und ehrenhafter der Gegner, deſto ruhmreicher der Sieg, und wahrlich, Heinrich der Löwe iſt ein Feind, den niedergeworfen zu haben, Kaiſer Friedrich wohl ſtolz ſein darf.“ „Rühmſt Du die Feinde Deines Hauſes?“ fragte der Pfalzgraf. „Hat mein Ohm, der Kaiſer, ihn nicht ſelbſt gerühmt, als er ſein Lager mit ihm theilte?“ war der Jungfrau Antwort. „Ja, er hat es gethan,“ ſagte der Pfalzgraf, „der Kaiſer hat mit dem Herzog von Braunſchweig in einem Zelte geſchlafen und ihm Achtung und Freundſchaft bewieſen. Und dennoch iſt Heinrich der Löwe abgefallen! Es iſt kein Vertragen mit dieſen Welfen und nimmer thut es gut, wenn Waiblinger und Welf zuſammenkommen.“ Agnes antwortete haſtig: „Zwiſchen den Männern nicht, denn Keiner mag den Stolz des Herzens beugen und dem Andern gerecht ſein in billigem Wunſche. Mögt Ihr zürnen, daß ich meinte, die alten Zwiſte könnten ausgeſöhnt werden, wenn ein Welf eine Stauſin ehelichte, wenn ich meinte, mir ſei es beſtimmt, die getrennten Häuſer zu vereinigen?“ „Die Dirne iſt toll!“ rief der Pfalzgraf, „was miſcht ſie ſich in die Sachen des Staates, in die Angelegenheiten des Reiches?! Die

Spindel nimm in die Hand, das ziemt Dir.“ „Agnes trat einen Schritt näher und erwiderte stolz: „Das ist nicht Euer Ernst, mein Herr und Vater. Frieden zu stiften ist von jeher das Geschäft der Frauen gewesen, warum soll mich Tadel treffen, wenn ich das Gleiche versuche? Habt Ihr mir nicht oft erzählt von den alten Deutschen Frauen, die mit in die Schlacht zogen und die Männer und Brüder anfeuerten zum Kampfe für den heiligen Heerd? Sollen wir anders sein, als unsere Mütter waren? Warum uns die Spindel in die Hand, wenn unsere Mütter Schlachtlieder sangen? Ich bin Eure Tochter, Vater, der große Friedrich ist mein Oheim, Ihr sprecht mit einer Staufin, vergeßt das nicht!“

Der Pfalzgraf war betroffen von den Worten seiner Tochter, er ging eine Zeit lang schweigend auf und nieder, und fuhr dann ruhiger fort: „Du hast Heinrich von Braunschweig gesprochen?“ Agnes antwortete mit ja. „Und er macht sich Hoffnung auf Deine Hand?“ fragte Konrad weiter. „Warum sollte er nicht?“ entgegnete Agnes; „Hat sein Vater gegen den Kaiser gefehlt, so kann es der Sohn gut machen, und kann er einen besseren Beweis von seiner Treue, seinem redlichen Willen geben, als wenn

er um die Hand einer Staufin wirbt?" „Eitles Geſchwätz," ſagte der Pfalzgraf, „im Stande wohl, einen Weiberkopf zu bethören. Deine Brüder, Konrad und Friedrich, ſind todt, Du biſt meine einzige Erbin. Die Pfalzgrafſchaft iſt auf mein Betreiben in ein Weiberlehen umgewandelt worden, ſie fällt Dir und Deinem Gatten dereinſt zu. Nach ihr gelüſtet's dem Welfen, nach der Grafſchaft, die er mit Deiner Hand erhält. Aber, bei Gott, dieſe Welfen ſollen nicht noch mächtiger werden, der Braunſchweigiſche Löwe ſoll nicht in den Burgen des Rheins ſein Lager aufſchlagen. Laß die Gedanken fahren, Agnes, über Dich und Deine Hand hat der Kaiſer ſchon anderweitig verfüg'." „Mag der Kaiſer über die Reichslehen verfügen," rief die trotzige Agnes, „meine Hand iſt kein ſolches. Ich bin eine Staufin, und nimmer haben ſich die Staufen fremdem Willen gebeugt." Der Pfalzgraf trat einen Schritt zurück und fragte erſtaunt: „Willſt Du dem Willen des Kaiſers, dem Willen Deines Vaters Dich widerſetzen?" Agnes fuhr ruhig fort: „Heinrich von Braunſchweig hat mein Wort, was ſollten die Welfen ſagen, wenn ein Staufe ihnen das Wort brächte?" Der Pfalzgraf gerieth in gewaltigen Zorn und rief: „Deinen Trotz will

ich wohl brechen, Du hartnäckiges Töchterlein. Ich will Dich verwahren, wo Dich Dein Welf nicht finden ſoll, wo er Dir nimmer nahen kann. Da ſollſt Du bleiben, bis der Kaiſer über Dich verfügt, denn er allein darf hier entſcheiden!"

Agnes entgegnete nichts mehr und gehorchte ſchweigend dem Befehle, auf ihr Gemach zu gehen, und ſich zur Abreiſe vorzubereiten.

2.

Zwei Stunden nach dieſem Geſpräche ſtieß bei Bacharach ein Schiff vom Strande und fuhr den Rhein hinunter. In dem Schiffe befand ſich der Pfalzgraf Konrad mit ſeiner Tochter Agnes und reiſigen Knechten. Agnes ſaß am Hintertheil des Schiffes und ſchaute in die grünen Wellen des Rheines, der Pfalzgraf aber ſchritt im Schiffe auf und ab, in der Erwartung, ſeine Tochter werde ihn anreden. Da ſie jedoch ſchwieg, trat er an ſie heran und fragte: „Wohin, denkſt Du wohl, werde ich Dich führen?“ Agnes erwiderte ehrerbietig: „Ihr ſeid mein Herr und Vater, und werdet thun, was Euch gut dünkt. Ich muß mich dem unterwerfen, kann aber nicht wiſſen, was es iſt.“ „Nun gut,“ ſprach der Pfalzgraf weiter, „daß Du es wiſſeſt, ich will mein Lamm vor dem Löwen bewahren. Du haſt

den Braunſchweiger heimlich geſprochen, Du widerſtrebſt gerade zu meinem und des Kaiſers Willen, ſo muß ich Dich wohl aufheben, damit Dich der Welf nicht findet, und etwa unberufener Weiſe ſich Dir zum Retter aufdringt. Vielleicht beugt ſich auch Dein Trotz, wenn Du in ſtiller Einſamkeit Zeit haſt, über Deine Pflichten nachzudenken.“ Agnes erwiderte nichts; ſie ſchaute ihren Vater nur mit großem Auge an, als wollte ſie ſagen: Hofft das nicht. Der Pfalzgraf mochte noch immer auf die Nachgiebigkeit ſeiner Tochter gerechnet haben, er gab jetzt die Hoffnung auf. Bald gelangte man nach Kaub. Da liegt mitten im Rhein ein ſeltſames Gebäude auf einer Felſeninſel, halb Schloß, halb Feſtung, ſteigt es wie aus den Wellen mit gewaltigen Mauern in die Höhe, ein großer Thurm mit vielen kleinen Thürmchen verziert es und brandend brechen ſich die Wogen an den feſten Granitblöcken. Dieſe Inſelreſte hatte der Pfalzgraf zum Aufenthalte ſeiner Tochter auserſehen. Zwar war ſie eng und klein und bot keine Gemächer, wie ſie einer Fürſtentochter ziemten, doch darum kümmerte ſich Herr Konrad nicht, war ſie doch feſt und ſicher, und konnte man ihr nur zu Schiffe und nicht ungeſehen nahen. Schweigend ſtieg Agnes durch die

Fallthüre in ihre neue Wohnung, die im Grunde nichts mehr und nichts weniger als ein Gefängniß war. Zwei Zofen folgten ihr, die Schiffsknechte schafften ihr Gepäck hinauf und der Pfalzgraf fuhr mit dem Schiff von dannen.

Agnes gewahrte, wie er in Kaub anlegte und mit seinen Reisigen ausstieg. Bald darauf stieß auch ein Nachen mit Reisigen von Kaub ab und fuhr nach dem linken Ufer des Rheins hinüber. Die Reisigen vertheilten sich längs dem Ufers und hielten da Wache. Der Pfalzgraf hatte vierundzwanzig Wächter bestellt, von denen zwölf immer auf beiden Ufern zur Hand sein mußten. Kein Nachen konnte sich so ungesehen dem Inselschlosse nähern, und in der Nacht ward mit Fackeln das Ufer streng bewacht. Jeden Morgen brachte ein alter Knappe im leichten Kahne der Gefangenen Mundvorräthe, nie aber etwas Anderes, keinen Gruß, keine Nachricht. So meinte Herr Konrad seine Tochter gut verwahrt zu haben, daß sie weder fliehen, noch mit der Außenwelt verkehren, noch daß ihr Jemand nahen könnte.

3.

In einer kleinen Zelle des Minoritenkloſters zu Cöln ſtand ſinnend ein junger Mönch am Fenſter und ſchaute düſter hinaus in den öden Kloſterhof. Seine hohe Geſtalt, ſeine aufrechte Haltung, ſein ſchwarzes blitzendes Auge paßten nicht zu der Kleidung, die er trug, und ein ritterlicher Panzer möchte ihm beſſer angeſtanden haben, als die Mönchskutte. Eine tiefe Schwermuth, die deutlich auf ſeinem Geſichte zu leſen war, ſchien auch darauf zu deuten, daß er ſich in den engen Wänden ſeiner Zelle nicht an ſeinem Platze befände. Tritte auf dem Gange ſtörten das Nachſinnen des jungen Geiſtlichen, er drehte ſich um in dem Augenblicke, als die Thüre geöffnet ward und ein junger Ritter in reicher Kleidung hereintrat. Einen Augenblick ſtarrte der Mönch verwundert den Ritter an, dann ſtürzte er ihm in die Arme

und rief: „Heinrich, mein Heinrich, wie kommſt Du hierher? Suchſt Du den büßenden Freund auf in ſeiner düſtern Zelle? Willſt Du mir die Erinnerung wiederbringen an vergangene Zeiten, voll von Luſt und Thaten?“ Heinrich von Braunſchweig, dieß war der junge Ritter, erwiderte die Umarmungen des Mönchs mit gleichem Feuer und ſprach dann: „ich komme zu Dir, Rudolph, weil ich Dein bedarf, Dein und Deines ritterlichen Muthes.“ „Was ſoll der ritterliche Muth,“ entgegnete düſter der Mönch, „ich bin ein Kloſterbruder, ich büße im härenen Gewand den jähen Zorn, der mich trieb, meinen beſten Freund zu tödten, verlange von dem Mönche nicht, was er nicht leiſten kann.“ „Und doch muß ich eben einen Mönch haben,“ fiel Herzog Heinrich ein, „und einen Mönch, der ritterlichen Muth beſitzt.“ Darauf erzählte er ihm von ſeiner Liebe zu Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein und von der Strenge, mit welcher dieſe in der Pfalz bewacht würde. „Vergebens,“ fuhr er fort, „waren meine Bemühungen, die Wächter oder ihren Kerkenmeiſter zu beſtechen, an ihrer unerſchütterlichen Treue ſcheiterten alle meine Verſuche. Endlich gelang es mir, meiner Agnes ein Zeichen zukommen zu

laſſen. Ich verkaufte in einer Verkleidung dem alten Knappen, der ihre Verbindung mit der Welt beſorgt, einen Korb mit Tauben, und hatte einem der Vögel ein Briefchen unter den Flügel gebunden, worin ich ſie meiner Treue verſicherte und ſie bat, mir Mittel anzugeben, wie ich zu ihr gelangen könnte. Sie antwortete mir und vermittelſt der Tauben, die immer zu mir zurückflogen, ſtehe ich ſeit der Zeit in Verbindung mit ihr. Sie will mich aufnehmen, verlangt jedoch, daß ich einen Prieſter mitbringe, der uns ehelich verbinde, denn anders zieme es einer Staufin nicht. Die einzige Möglichkeit aber, zu ihr zu kommen, beruht auf dem Eisgange." „Auf dem Eisgange?" fragte verwundert der Mönch. „Allerdings," antwortete Heinrich, „jetzt, wo die Decke des Eiſes auf dem Rheine liegt, ſind die Wächter achtſamer als je, und jeder Verſuch, ſich dem Thurme zu nahen, wäre vergeblich. Wenn aber das Eis bricht, und der Strom die mächtigen Schollen zürnend davontreibt, werden ſie in ihrer Wachſamkeit nachlaſſen, denn es iſt dann faſt unmöglich, mit ſchwachem Kahne hinüberzugelangen. Der Strom ſelbſt iſt Wächter und ſie werden die Paar Tage benutzen, ſich Ruhe zu gönnen." „Und Du willſt es wagen, hinüber-

zufahren," fragte der Mönch, „willst Dich in die Todesgefahr stürzen?" „Ich will es wagen," rief leidenschaftlich Herzog Heinrich, „was wagt die Liebe nicht! Zu lange schon entbehre ich des Anblicks meiner Agnes. Ein Priester soll mich begleiten, und dazu habe ich Dich ausersehen, denn Deine Kutte birgt doch noch das alte ritterliche Herz, das sich freut an Gefahren und Abenteuern." „Ich gehe mit Dir," sprach Rudolph feurig, indem er dem Herzog die Hand reichte, „Du hast Dich an den rechten Mann gewandt."

4.

Schon ſeit mehreren Tagen wehten die mildern Lüfte des Frühlings, die erſten Sproſſen des friſchen Grün waren ſichtbar, warme Regen hatten die letzten Spuren des Schnees von den Gebirgen gewaſchen und täglich erwarteten die Bewohner des Rheinthals das Losbrechen des Stromes, denn ſchon hatte ſich die Decke gehoben, ſchon hörte man den Strom dumpfer und dumpfer unter derſelben rauſchen und in der Nacht vernahm man fortwährend das donnerähnliche Gekrach des berſtenden Eiſes, das weithin der Wiederhall vervielfältigte. Herzog Heinrich und Rudolph, der Mönch, waren bereit, und warteten der Stunde, die ihnen erlauben ſollte, ihr Leben zu wagen in ritterlichem Abenteuer. Und ſie kam. Häufiger und häufiger ward das Krachen des Eiſes, unter der Eisdecke wegtreibende

Schollen rauſchten immer vernehmlicher, ſchon bröckelte hie und da am Ufer ſich Einzelnes los, plötzlich, mit furchtbarer Gewalt hoben die Wellen die ungeheure Decke, einen Augenblick ſah man das grüne Waſſer, dann war Alles mit mächtigen weißen Schollen bedeckt, die ſich treibend, wirbelnd, ſtoßend, durcheinanderdrängten, das Waſſer ſtieg von Stunde zu Stunde und obgleich eine unendliche Menge von Eis vorbeitrieb, wie eine unzählbare Heerde von Widdern, ſo kam doch immer mehr und mehr von oben nach. Das Bette des Stromes hatte nicht Platz, Alles zu faſſen, und was von den Schollen nicht reichen konnte, ward an die Ufer hinausgeſchoben und zu beiden Seiten bildeten ſich ungeheure Eismauern, wie ſie Menſchenhände nicht aufzuthürmen vermöchten. Dazu heulte der Wind, die Schollen krachten, rieben ſich mit Geräuſch aneinander, und die Wellen des Stromes tobten laut.

Herzog Heinrich hatte ſich nicht verrechnet. Die Wächter verließen ihre Poſten, denn die tobenden Eisſchollen ſchienen jede Annäherung an den Thurm unmöglich zu machen. Als daher der Abend herniederdämmerte, ſchritten die Abenteurer zum Werke. Zwei Schiffer hatten ſich gegen goldenen Lohn gefunden, die einen Nachen her-

gaben und ihn selbst leiten wollten. Mühsam arbeiteten sie sich durch die am Ufer aufgethürmten Eisschollen durch und erreichten das Wasser. Es gelang ihnen die Mitte des Stromes zu gewinnen und sie trieben so gegen den Thurm an, da sie weit oberhalb desselben die Fahrt angetreten hatten. Allein an der dem Strome zugekehrten Spitze des Felsens konnten sie nicht landen, wie sie anfänglich beabsichtigt hatten. Ein ungeheurer Eisbrecher lag die Pfalz mitten im Rheine, donnernd schlugen die Schollen an ihre Spitze, aber zersplittert und zerborsten an dem festen Granit, trieben sie auf beiden Seiten vorbei. Und immer von Neuem wiederholte sich das Spiel, immer neue Schollen barsten, legten sich auf die Seite, stiegen einen Augenblick lothrecht in die Höhe, überschlugen sich und drängten sich zwischen andere Schollen zermalmend und zermalmt. Der Nachen trieb auf die so gefährliche Spitze zu, mit Mühe nur gelang es den Schiffern, ihn rechts abzubringen, hier drängte der Strom die Schollen enger zusammen und eben liefen sie Gefahr zwischen zwei mächtige Eisblöcke zu gerathen und zermalmt zu werden, als die Schiffer rasch auf die eine Scholle sprangen und den Nachen heraufzogen. Sie waren jetzt beim Thurme, allein sie

wären vorbei getrieben worden, wenn nicht die zweite Scholle die erste gewaltsam gegen den Thurm gedrängt hätte. Einen Augenblick stopfte sich das Eis — dieser mußte benutzt werden. Rasch ergriffen die Schiffer einen von den großen eisernen Ringen, welche in den Thurm eingemauert sind, um den Schiffen zum Anhalten zu dienen, und schlang die Kette des Nachens fest, diesen selbst dicht an den Thurm ziehend. Kaum war es geschehen, so gerieth das Eis wieder in Bewegung, die Scholle, worauf der Nachen stand, zerbarst, ward unter das Wasser gedrückt und der Nachen war flott. Rasch benutzten die Schiffer den Augenblick, und gewannen die dem Rhein abwärts gekehrte Spitze des Thurmes, wo sich immer ein eisfreier Raum erhielt, auf welchem ungefähr ein Nachen halten konnte.

Durch die gewöhnliche Thüre war nicht in den Thurm zu kommen, denn der Rhein war so hoch, daß er bis an die kleinen Thürme reichte. Der Herzog und der Mönch mußten also durch ein kleines Fenster einen Eingang suchen.

Agnes hatte mit Angst und Bangen der gefährlichen Schifffahrt zugesehen, sie empfing jetzt den Geliebten mit hoher Freude. Dieser aber sprach: „Theure Agnes, wir haben keinen

Augenblick zu verlieren, der Prieſter muß nach dem Lande zurück, die Schiffer können nicht lange warten. Wollt Ihr mir Euere Hand reichen als eheliches Gemahl?" Agnes war bereit und in wenigen Augenblicken war das liebende Paar durch den Segen der Kirche verbunden. Rudolph ſchüttelte ſeinem Freunde die Hand und ſchied, vom Danke und den Segenswünſchen der Neuvermählten begleitet. Glücklich erreichte er den Nachen, die Schiffer ſtießen ab und arbeiteten ſich durch die Schollen, bis ſie weit unterhalb das Land erreichten. Die Rückfahrt war leichter, denn es galt hier nicht, einen beſtimmten Punkt des Landes zu gewinnen.

5.

Der Frühling war verſchwunden, die Früchte
es Sommers ſtanden ſchon in voller Reife und
och immer weilte Herzog Heinrich bei ſeiner
ungen Gemahlin in dem einſamen Thurme. Den
iebenden war die Zeit raſch vergangen, und es
hien ihnen, als wären nur ſo viel Wochen ſeit
rer Verbindung verfloſſen, als Monate dahin
eſchwunden waren. Die Freunde des Herzogs
laubten ihn in England bei ſeinem Vater und
iemand ahnete die Wirklichkeit, denn die beiden
ofen der Pfalzgräfin waren treu und verſchwie-
n und der alte Knappe betrat nie das Innere
s Schloſſes.

Eines Tages aber brachte er die Botſchaft,
r Kaiſer Friedrich Barbaroſſa und der
falzgraf Konrad mit ſeiner Gemahlin würden
n andern Tage kommen, um Agnes abzuholen

und zur Vermählung mit dem Herzog von Schwaben zu führen.

Herzog Heinrich hielt es für rathsam, sich vor der Hand zu entfernen, um dem ersten Zorn des Vaters und Oheims seiner Gattin aus dem Wege zu gehen, Agnes selbst bestand auf seine Entfernung, denn sie fürchtete Schlimmes von dem Zusammentreffen der feindlich gesinnten Männer und fühlte Kraft genug in sich, dem Zürnen ihrer Verwandten zu begegnen. Um Mitternacht wurden drei Lichter in das erste Fenster der Ostseite des Thurmes gestellt. Dies war das mit den Schiffern verabredete Zeichen, auf welches sie den Herzog abholen sollten. Die Nacht war finster und es gelang ihnen, unbemerkt von den Wächtern, den Thurm zu erreichen. Nicht so unbemerkt geschah die Abfahrt, die Wachen gewahrten den Kahn, machten Lärm, verfolgten längs dem Ufer den Nachen, und die Schiffer mußten zwei Stunden weit abwärts fahren, ehe man es wagen durfte, zu landen. Die Wachen beruhigten sich indessen bald und ließen von der Verfolgung ab, da sie wähnten, es sei nur ein verunglückter Versuch gewesen, in den Thurm zu dringen.

Am andern Tage kam der Kaiser mit dem Pfalzgrafen. Sie begaben sich in ein kleines

Zimmer und ſandten die Pfalzgräfin zu Agnes damit dieſe ſie mit dem bekannt mache, was di Fürſten beſchloſſen hätten. Nach kurzem Verweilen kehrte die Pfalzgräfin zu ihrem Gemah zurück, Scham und Verlegenheit auf dem Geſichte Auf die Fragen ihres Gatten antwortete ſie mi Thränen und geſtand endlich: Agnes ſei guter Hoffnung. Der Pfalzgraf gerieth in gewaltiger Zorn, er wollte die Tochter in's Kloſter bringen, wollte die Wächter alle hängen laſſen, der Kaiſer aber beſchwichtigte ihn und meinte, man dürfe keinen Entſchluß faſſen, bevor man nicht den Zuſammenhang der Sache kenne. Agnes erſchien, bekannte unumwunden die Wahrheit und ſchloß mit den Worten: „Heinrich der Welf hatte das Wort einer Staufin, das mußte gehalten werden. Ich bin ſeine rechtmäßige Gemahlin und berufe mich auf die Entſcheidung meines Oheims. Der Kaiſer ſpreche Recht in dieſer Sache.“

Friedrich Barbaroſſa lächelte und erwiderte: „Ihr habt gehandelt, Agnes, wie es einer Staufin ziemt, mir kommt es nicht zu, ein Band zu löſen, das die Kirche geheiligt hat. Allein Ihr habt gefehlt gegen den Gehorſam, den Ihr Eurem Vater ſchuldig ſeid, und Buße

muß ſein. So möget Ihr auf dieſem Schloſſe bleiben, bis Ihr Euer Wochenbette gehalten habt!“

Alſo geſchah es. Der Pfalzgraf Konrad fügte ſich in das Unvermeidliche und nahm Heinrich von Braunſchweig zum Eidam an, der nach ſeinem Tode die Pfalzgrafſchaft bekam.

Und es ward Sitte und Herkommen, daß alle Pfalzgräfinnen ihr Wochenbette in dem Felſenthurme halten mußten, wo Agnes, ihre Aeltermutter beinahe ein Jahr gelebt hatte. Noch heutzutage ſteht die Pfalz bei Kaub im Rhein, unerſchüttert hat das feſte Gebäu die Jahrhunderte an ſich vorübergehen ſehen und weder die Wellen des Rheins, noch die mächtigen Eisgänge vermochten ſeine Mauern zu zertrümmern.

Die
Welkerin von Blankenſtein.

Eine Idylle aus dem Ruhrthal

von

Mathilde, verehel. gewes. von Labouillet,
geb. Giesler.

1.

Wer war im Ruhrthal und nicht auf Blankenſtein? Erinnere Dich von der Felſengrotte der Gathmannſchen Anlagen, dem Bellevedere, oder von dem alten Thurm aus, hinab ins Thal geſchaut zu haben, wenn Abendgold um die Spitzen der Bergkette glühte, wenn Frühlingsluft durch das Thal und die waldigen Bergſchluchten hinjauchzte — erinnere Dich beſonders da der flinken Dirnen, wie ſie mit lieblichem Geſange und dem Rufe „Ruh, helo!“ durch die üppigen Weiden hüpfen zu ihrer milchbeladenen Heerde. Der ſchmucke Schifferburſche ſtößt behende ſein zerbrechliches Fahrzeug vom dieſſeitigen Ufer der ſogenannten alten Ruhr, ſetzt über, legt es an und eilt im Laufe zu den rothwangigen Mägden, neckt ſie und ſchäckert mit ihnen, verſöhnt ſie aber bald wieder, indem er mit freundlichem Gekoſe den Jungfrauen

die ſchwer gefüllten Milcheimer auf die Köpfe hebt, die ſie nun unter dem wollenen Kranze ſo kühn und ſtolz wiegen.

Wieder beim Fahrzeug ſammelt ſich die zerſtreute luſtige Schaar. Tändelnd ſchaukelt die Weiſe den Kahn und nach ihrem Schlage jodelt der Mädchen Chor ein Lied; das Echo giebt uns noch mehrfach die ſchönen Klänge zurück, da zieht ſchon die freundliche Gruppe zur ſteilen felſigen Höhe hinan. Die Arme haben die flinken Dirnen kräftig in die Seiten geſtemmt, und auf den Köpfen tragen ſie die ſaubern, mit Grün geſchmückten Gefäße die weite Strecke, und nur einmal raſten ſie in Mitte des Berges. Die eine Maid erzählt auf dem Bergweg ſeltſame Geſchichten, der viele lauſchen, andere gehen träumend dahin, Blumen zerpflückend, die fleißigſte unter ihnen aber ſchlägt mit emſiger Geſchicklichkeit behende den Faden um die Nadel und ſtrickt und ſtrickt.

Endlich langen ſie mit Geſang an auf der Höhe und biegen um die alte Linde an der Kirche, unter welcher man alljährlich einmal, nämlich am Tage der Himmelfahrt des Herrn, Madonna verehrt. Hier trennen ſich die Melkerinnen mit herzigem Abendgruß und verſchwinden unter den ſtillen niedrigen Dächern der kleinen reinlichen Häuſer

des lieben Städtchens, das so friedlich auf der blanken Spitze des stolzen Felsens sich streckt, an dessen äußerster Spitze, am schroffsten Hange, die Ruine des Thurmes hoch gen Himmel strebt und die Ringmauer der ehemaligen stolzen Burg, wie ein zerbröckelter Schildreif, noch sorgsam sich darum schließt.

Den Fremden, der spähend sein Fernrohr ins Thal bog, es da unten so belebt fand, zog Sehnsucht und Neugierde hinab zu den Milchfesten, die dreimal des Tages, doch des Abends am anmuthigsten gefeiert werden; er wollte näher den schönen Stimmen lauschen, womit alle die kräftigen Mägdlein der Gegend begabt sind, auch er wollte Theil nehmen an ihren hübschen Scherzen, aber die Bergwege trügten ihn, denn ehe er gerade vom Bellevedere bis ins Thal gekommen, verhallte der Gesang am andern End[illegible] und verschwunden war die reizendste aller ländlichen Scenen.

2.

In vielen Frühlingen sah ich die Lust der Milchmädchen sich erneuen. Die Eine scheuerte ihr von Holz gekübertes Milchfaß, das zierlich mit Spangen beschlagen, die Andere machte ihr kupfernes Gefäß blitzend und blinkend. Immer sah ich die bunte Menge so fröhlich frohlockend hinab ziehen; ich kannte jedwede der Mägde, als ich, ein Kind, unter der Eiche lag, Heidelbeeren oder Blumen suchend und ins liebe Thal spähend.

Doch von dem letzten Frühlinge her weiß ich eine gar traurige Geschichte und seit ich die vernommen, bin ich fortgezogen, und mochte da nicht mehr die Lust kehren sehen. Die traurige Mähr beginnt mit einem fröhlichen Hirtenknaben, dessen Helge-Gesange ich recht andächtig zuhörte, da ich am bekannten Orte saß, und als er mir mit seiner Heerde vorbeizog, unterbrach

ich ſein Lied, um zu erforſchen, ob er die nähere Bedeutung deſſelben auch kenne.

„Zieheſt Du nach Hauſe und iſt Deine Heerde ſchon geſättigt?“ begann ich von weitem.

„Ja, ich habe Feierabend,“ rief er mir lächelnd zu, fuhr fort zu ſingen, und knallte mit ſeiner Peitſche derbe dazwiſchen, daß es in den Bergen wiederklang.

„Du warſt wohl im Loechen?“ rief ich haſtiger, indeß er weilend ſtehen blieb, um ſich eine Hülſe zu ſchneiden.

„Da war ich geſtern,“ antwortete er, ohne ſich ſtören zu laſſen, „das iſt ein ſchöner Buſch, darin ſpazieren zu gehen, auch ſind ſchlanke Bäume darin, aber für unſer Einen iſt es aus mit der Schönheit, weil Alles kahl geweidet iſt.“

„Höre einmal, das Lied, welches Du eben ſangſt, kann ich auch.“

„Oho! das iſt kein Kunſtſtück, was jeder Hirtenjunge kann.“

„Wer hat es Euch gelehrt?“

„Das weiß ich nicht. Ich und die Andern haben es immer geſungen; und ein Lied iſt es ja auch nicht.“

„Ja wohl iſt es ein Lied; ein ſehr ſchönes noch, wenn Du es verſtehſt.“

Da machte er große Augen, trat einige Schritte näher und lachte dann ſpöttiſch:

„Was iſt da zu verſtehen an dem einen Worte; es gefällt uns, weil es ſo ſchön klingt, und rufen wir es uns ſingend in den Bergen zu und antworten die Andern Alle, dann erſt lautet es wie ein Lied, und recht habe ich meine Luſt daran, wenn es ſo tüchtig ſchallt, und die Felſen es uns nachſingen. Da denke ich denn: ſingt nur! das Recht, Vorſänger zu ſein, iſt doch unſer, ſo wie es das Lied auch iſt und bleibt.“

„Weißt Du aber auch wohl,“ entgegnete ich ihm, „wie oft die grauen Felſen es gehört, wie oft ſie es Euch nachgeſungen, und wie es denn Euer Eigenthum geworden?“

„Darüber habe ich ſo eigentlich noch nicht nachgedacht, und wiſſen möchte ich wohl einmal, ob denn die Hirten, die früher gelebt, als wir, es auch geſungen?“

„Das werde ich Dir wohl ſagen können; merke wohl auf, damit Du es nicht vergiſſeſt und den Uebrigen auch davon erzählen kannſt:

Es ſind ſchon viele, viele hundert Jahre her, als die Menſchen noch Heiden waren und mehrere Götter und Göttinnen verehrten, anſtatt wir jetzt nur den einzig Wahren anbeten, den uns

Jeſus Chriſtus offenbart hat. Wie es einen Ge des Krieges und eine Göttin des Friedens ga ſo gab es auch eine, die die Hirten anbetete: und der ſie Opfer brachten und ihr treu u fromm im Dienſte waren. Im Loe wurde ſ verehrt und um Schutz von den Hirten für ih Heerden angefleht. Des Abends auf dem Hein wege dann zogen ſie erſt zum heiligen Wäldchen wo der Göttin ein großer Felsblock zum Alta aufgerichtet war, vor dem ſangen ſie und opferte: ihr. Die Göttin hieß Heloe, davon ihr Sitz das heilige Wäldchen, noch heute das Lo oder Loechen genannt wird. Ihr Name nun, mi dem ſie auch ſtets angerufen wurde, klang ſchön wie ein Lied, und iſt bis zu Euch von Munde zu Munde fortgelehrt worden."

„O wie ſchön!" rief der Knabe begeiſtert und ſtand wie feſtgewurzelt; dann ſchien er nach- zuſinnen, unterdeß ich den Hirtenknaben vergaß, und der kühnſte Wagſprung eines Jünglings meine Aufmerkſamkeit an ſich zog. Es war dieſer ein Satz des Wagehalſes vom oberſten Vorſprung des ſteilſten Felſens, um die geradeſte Richtung bis ins Thal verfolgen zu können. Er ſtürmte dahin durch Gebüſch und Geklüft an mir vorbei, und als ich die Lebendigkeit ſeiner Bewegungen,

das blitzende funkelnde Auge im Fluge bemerkte, und den Geſang der Melkerinnen aus der Tiefe hörte, dachte ich: dem ſei auch wohl zu Muthe, als ob die feenhafte Lore von dem Ley ihn locke.

3.

In Mitte des gebreiteten Thals zwiſchen buntem Gelände und duftenden Wieſenfluren liegt das alte Schloß Kemnata mit zwei grauen Thürmen, einer Trümmer ähnlicher, als einer bewohnbaren Feſte. Sie liegt da, ein ernſter ſchlummernder Löwe im üppigſten Blumenbeete, oder einem unwirthbaren, ſteinigen Eiland vergleichbar, um das ein blumiges Aehrenmeer ſo liebend und freundlich ſeine Wogen ſpielen läßt.

An jedem Abend, wenn die Sonne ſchon tief in Weſten ſtand, erdröhnte das morſche Thor mit ſeinen tauſend Eiſennägeln und ſeinen halb vermoderten, halb verwitterten Raben und Eulen, wenn es ſo ſchwerfällig aus den vielpfündigen Angeln gehoben wurde. Düſter und ernſt, wie das alte Gemach, trat dann ein ſinnender Jüngling mit verſchränkten Armen hervor und ſchritt

durch die Flur. Aber als ob die Nähe der düstern Reliquie aus den Ritterzeiten ihn so finster gemacht: entdeckte ich jedesmal, wie die liebende Natur ihm immer freundlichere Mienen erzwinge und ob leichter und fröhlicher sein Aeußeres sich bewege. Gar bald erkannte ich da nun auch in ihm dieselbe Gestalt des kühnen Jünglings, den ich ohnlängst gesehen, und von dem eben erwähnt wurde, daß er so eilend hinab ins Thal geflohen sei.

Seit jenem Tage soll er nicht wieder herauf gekommen sein und alltäglich seinen Abendgang aus der finstern Feste bis zum Gestade der alten Ruhr gemacht haben, also erzählte mir der Hirt nach längerer Zeit.

„Er ist ein gar vornehmer Herr," sagte er mir dann, „und muß wohl sehr stolz sein, denn nie lohnt er meinem „Guten Tag" nur mit einem Worte; selten auch nickt er einmal dazu, oft aber sieht er mich gar lächelnd an und als ob er Freude an meinem Treiben in der lieben Gotteswelt habe. Gestern sogar drückte er mir für nichts und wieder nichts vier Dreizehner in die Hand, aber ohne ein Wort dabei zu reden. Ein guter Herr ist er — das sieht man aus seinen Augen und loben wollte ich ihn, wäre er nur

nicht ſo ſchweigſam und ſähe nur nicht immer die ſchöne Eliſabeth ſo ſtarr an. Denn das Mägdlein ſticht mir doch vor Allen in die Augen und ſchau ſie Einer nur an, wie der Spenzer ihr ſo knapp paßt, wie ſie die Falten ihres Tuches ſo akurat gelegt, wie das Käppchen ſo weiß und das Haar ihr ſo glatt darunter geſtrichen iſt. Von ihrem Geſichtchen und dem guten Herzen laßt mich nur nicht reden, da werden mir gleich kraus und wirre die Sinne."

Die Eiferſucht des armen Knaben machte mich lachen, aber die Erzählung von dem vornehmen Burgbewohner neugierig, denn was hätte ſich in meinem Thale Natürliches oder Fabelhaftes wohl begeben dürfen, das mir unerklärlich geblieben wäre.

Die folgenden Abende verließ ich drum mein heimliches Plätzchen und ſtieg mit den Melkerinnen ins Thal hinunter. Der fremde Schweigende ſaß ſchon auf dem Bord des kleinen Kahns und blickte ernſt und forſchend in die Tiefe der blauen und klaren Fluth.

Spähte er nach entſchwundenem Glücke oder nach dem Felſenſchloß, wovon die Sage geht, es ſei hier verſunken und von dem, bei hellem Waſſerſpiegel, noch Trümmer zu erſchaun ſein ſollen?

Das Geräuſch unſers Eintretens in den Kahn ſtörte ihn nicht; als er aber im Waſſerſpiegel am Ufer die ſchlanke Eliſabeth erkannt hatte, erhob er ſich mit einer Lebendigkeit, die Niemanden entging. Ein ſchöner Blumenſtrauß, den er in der rechten Hand hielt, wurde mir ſichtbar. Eliſabeth trat ein; ſie konnte ihre Verlegenheit, welche die öftere Erſcheinung des Fremden in ihrer Nähe erzeugen mußte, nicht verbergen; aber mit einem würdevollen Ernſt, der dem ſoliden Mädchen eigen war, grüßte ſie die Anweſenden. Ihr blankes Milchfaß, woran man die ordentliche Maid erkannte, ſtellte ſie neben ſich nieder. Der ſchweigende Mann mit dem ſchönen blauen Auge, woraus Güte und Milde ſprach, ſah nur ſie an und mit einem ſo zufriedenen Lächeln, als ob alle Strahlen ſeiner Glücksſonne ſich in dieſem Augenblicke concentrirten. Er achtete auf keine Rede und ob auch eine gewiſſe Gleichgültigkeit in ſeiner Ruhe lag, ſo ſchien er doch genau jedwede Bewegung Eliſabeths zu beobachten.

Als die Ueberfahrt zur Rückkehr wieder angeſchickt wurde, wölbten ſich die Brauen ſeiner Stirn immer düſterer. Die Arme unter einander geſchlagen und den Blick immer noch feſt, ob auch

liebend, auf ſie geheftet; — doch als die Kette raſſelnd ins Schiff geſchleudert wurde, woran es befeſtigt lag, wandte er ſich ſchnell der ſchönen Eliſabeth zu, warf ihr ſcheidend den prächtigen Blumenſtrauß auf den Deckel des Eimers, trat aus dem Nachen und ſchritt geſenkten Hauptes durch die Weiden und den Feldpfaden entlang der Remnata zu.

4.

Die Hochzeiten, die des Herrn Himmelfahrt und der Pfingsten, wo Blumenfest und Kirchmesse Blankensteins gefeiert werden, waren nahe. Alles heiteren fröhlichen Sinnes im Thale und auf dem Berge. Täglich mit Sang und Klang zogen die Melkerinnen hinab und hinauf und alle waren flink wie im Tanze. Auf allen Gesichtern Lächeln und Scherz, nur auf Elisabeths waren Trauer und Sinnen geprägt. Sie mied die Reihen des fröhlichen Zuges nach unten und oftmals fand sie sich erst spät gegen Abend auf der Weide ein. Viele der Melkerinnen hatten darüber schon die Köpfe zusammen gesteckt und die Nasen gerümpft, denn auch stets schweifte der Herr von der Kemnata so sinnend an den Ufern herum, als harre er Elisabeths.

„Was kommt auch bei dem Vornehmthun

und dem Obenhinauswollen heraus? Jeder bleibe bei ſeinem Stande, das bringt Ehre und Gewinn. Das Reden hat ſie ſchon verlernt, Arbeiten, wie es unſer Einem ziemt, auch beinahe — dafür aber kann ſie ſchon ſinnen und träumen vom Abend bis wann der Hahn kräht — Weinen kommt hinterher. — Den ehrlichen Georg hat ſie ſchon abgetrumpft; nicht halb ſo klug handelt die Eliſabeth dieſesmal doch wie ſonſt.“ — —

So und noch Mehreres ſprachen bald neidiſch, bald altklug die Mägdlein. Aber Ihr Loſen! Hättet Ihr nur halb das Wehe der Maid gekannt, wie ich es ganz ahnete, Ihr würdet eine Thräne geweint und geſchwiegen haben.

Am Vorabende des Himmelfahrtsfeſtes war ich zum Blumenſuchen hinaus gegangen, um die Ehrenpforten für die Feier des Feſtes zu ſchmücken und den Weg in kindlicher Andacht zu beſtreuen. Der Pfad hinter der Halde ſchien mir betreten, und als ob auch dieſer feſtlich prangen müſſe, war er mit Blumen beſät. Welche achtloſe Verſchwendung! dachte ich bei mir ſelbſt, die lieben Erzeugten der Wieſenflur ſo zu verſtreuen, das iſt doch wahrlich Unrecht! Aber der Blumenpfad ſchlängelte ab vom rechten Wege; ich verließ dieſen und folgte dem erſtern. Gar bald erblickte

ich nicht fern mehr auf eine herabgesunkene Trümmer, die ein mit Moos und Epheu weich gedecktes Sopha bildete, Elisabeth neben dem Herrn von der Kemnata sitzen. Der Blumenkorb, woraus der größte Theil der Blumen wieder verloren gegangen, lag zu ihren Füßen. Mit neugieriger und kindischer Keckheit schlich ich näher und setzte mich auf die Rückwand der Trümmer hinter schattigem Flieder und wilden Rosenbüschen. Hier lauschte ich und von Zeit zu Zeit blickte ich durch das Grün der Zweige, das mich so freundlich barg.

Aber welch' seltsam bewegte Unterredung! — Durch Zeichen mußte die Verständigung bewirkt werden, denn wie ergriff mich rührendes Staunen bei der Entdeckung, daß der Herr von der Kemnata ohne Sprache und Gehör sei. O Du armer Unglücklicher! und dennoch warst Du zu beneiden, dennoch warst Du reich; hattest Du doch ein Wesen gefunden, das Dich ganz verstand!

Als ich kaum meinen Sitz genommen, begann Elisabeth zu reden und sah dabei den Mann ihrer Liebe und ihrer Schmerzen so recht treu in sein großes blaues Auge:

„Verständest Du mich, Du lieber, lieber Mann,

ich würde nicht ſo traurig zu ſein nöthig haben — Du ließeſt mich ziehen in meiner Einfalt und würdeſt Dir ſagen laſſen, daß ich Dich nicht lieben dürfte — und doch," ſetzte ſie ſeufzend leiſe hinzu, „müßte ich es nicht? — Jetzt aber ſchmiedet Dein Schickſal mir Ketten, die meine Vernunft nicht zu zerreißen vermag."

Er zog leiſe ihre Hand zum Munde und küßte ſie mit ſtiller Wonne; dann aber hielt er ſie in der Linken und ſtrich mit der Rechten die ſammetne Haarlocke, die ſich unter dem blendenden Käppchen hervorſtahl und endlich ſchien er um dieſelbe zu bitten. Was ihre Bewegungen ſprachen, wurde mir nicht verrathen, aber ich gewahrte, daß er aus einem eleganten Etui eine zierliche Scheere hervornahm und ehe Eliſabeth es ſich verſah, war die Locke ſein eigen geworden.

„Aber ach Gott!" ſeufzte ſie, „was beginnſt Du mit mir? Weißt Du nicht, daß nun die böſen böſen Leute Macht über Dich und mich haben, und ihr Zauber Unheil wirken kann, wenn ſie das abgeſchnittene Haar beſchwören?"

In der erſten Verwirrung wollte ſie ihm den Raub wieder abhaſchen, den er mit heftiger Innigkeit als ſein gewiſſes Eigenthum barg. Als er aber die große ſilberlichte Thräne ihr ins ſchöne

Auge treten ſah, da ſchien Zorn und Liebe in der armen Bruſt zu wogen. Schnell griff er mit der Hand in den Rock hinein, und als ob er noch einmal bittend fragen wollte, weilte er ein wenig, ſie wieder hervor zu ziehen — endlich wollte er ſie ihr mit einem ſchmerzlichen Ausdruck der Milde darreichen, da aber warf ſie ſich ihm im großen heiligen Schmerze um den Hals und rief in ihrer ſchlichten Sprache, mit einfachen aber mit ſinnigern Worten, als ich ſie zu geben vermag: „Alle Zauberformeln und Künſte haben doch keine Macht wider den, der allein mächtig iſt uns zu erretten, der allein ſolch' Lieben in unſrer Bruſt gepflanzt hat, das mich, ach! ſo unglücklich macht. — Aber biſt Du doch glücklich — Du ahneſt nicht das Wehe, das die Welt denen bereitet, die darin ſind — Du trägſt Deine eigene ſchöne Welt, ja Deinen Himmel ſo friedlich und reich in Deiner Bruſt, und Keiner will ihn Dir nehmen, denn Du nimmſt ihm keinen, oder gibſt ihn wieder. Aber wie ſo anders bin ich doch geworden? ſonſt war ich ja das fröhliche Bürgermädchen Eliſabeth mit dem ſchlichten, einfachen Sinne ..... das Mädchen wohl bin ich noch immer, aber der Sinn iſt es nicht mehr geblieben — der iſt nun ernſt und denkend, voll Kummer und Wünſche, voll Liebe und

Leid, das ja mit zarter Luſt und Wonne vermengt iſt. O, ich will ihn Dir auch nicht nehmen, dieſen Himmel, und willig gebe ich Dir meinen dafür hin; gabſt Du mir nicht auch reiches Leben wieder, lehrteſt Du mich nicht im ewigen Stillſchweigen durch Deiner Liebe beredte Sprache, beſſer werden und gut ſein? Lernte ich nicht die Natur lieben, den großen Tempel Gottes, und darin beten? Ja, beten will ich und Opfer bringen Dir, o heilige, o reine Jungfrau, auf daß auch Du für uns bitteſt, und Gott uns gnädig ſei."

Sie hob ihr umgeſtülptes Körbchen auf, ſuchte die wenig darin gebliebenen Blumen zuſammen, faßte ſie in einem Sträußchen, und gab ſie dem Mann ihres Herzens. War dieſe Gabe ja das einzige ſichtliche Zeichen ihrer innigen Neigung beim Lebewohl. Doch ſo eilig ſie nun auch ſcheiden mußte, ſo oft ſah ſie ſich liebend und ſorgſam um, bis endlich durch die Krümmungen des Pfades er ihren Augen verloren war.

5.

Glockentöne begrüßen den jungen Tag, der mit ſonnigem Glanze die Feier ehren will. Kränze ſchließen ſich an Kränze rings durch die bunten geputzten Straßen, denn das Heil des Volkes durchwallt ſie heute und ergießt den Segen auf die Menge, wie er einſt herabfloß auf Jeruſalem, als da der Verſöhner und Helfer den blühenden Dornenpfad betrat. In Andacht ergoſſen ſinget die Schaar hohe Feſttagspſalmen, als der kirchliche Zug ſich bewegt. Die Unſchuld zieht ihm voran, und ſchon die leiſen Stimmen der Kleinen erheben ſich in den frommen Melodien zur Ehre des Höchſten. Dann folgen ſechs Jungfrauen; ehrſam und tugendhaft müſſen die erglänzen vor Allen, ja, der Stolz des Oertchens müſſen ſie ſein. Feſtlich ſind ſie geſchmückt, in weißen Kleidern angethan, zum Kopfputz iſt dem niedlichen

Mützchen noch mit leichter Anmuth ein Kranz von Maienglöcklein und Pfingströschen beigedrückt. In der einen Hand haben sie eine Lilie und einen Palmenzweig, mit der andern tragen sie das Bild der heiligen Mutter; darauf kündet das Opfer des Weihrauchs das Nahen des Heiligsten.

Unter den sechs auserwählten Jungfrauen war auch Elisabeth. Sie, die Freude der guten Leute, die Liebe der Alten, die Sittsamkeit und Sanftmuth selbst. Sie schritt daher in stiller Andacht und trug eine Seelenhoheit auf ihrer Stirn, die fast Ehrfurcht gebietend war, und die man sonst so nicht gekannt hatte. Woher aber der Ernst stammte, der in dieser jungen Brust Wohnung genommen, der dem Auge den heitern Glanz geraubt und ihm dafür den Schimmer unendlicher Wehmuth gegeben, — das konnte man nicht begreifen. Aber Du, der Du die Wahrheit der Physiognomik nicht läugnest und in der Gesichtsbildung es lesen kannst, ob Kummer oder Freude die Seele durchbebt, ob reich oder arm das Gemüth, trete vor die Jungfrau, erforsche und bezeuge es mir, was sie so tief und reich gemacht! War es die Flamme der reinen Liebe in der unendlich zarten Weibesbrust, die ihr die-

ſen Adel gab, die ſie ſo groß und ſchön gemacht hatte? Wohl war ſie es!

Eliſabeths Gelöbniß, der heiligen Jungfrau Opfer zu bringen, hatte ſie in ihrem innigen Morgengebete erneuert. In ihrer ganzen Lieblichkeit und Reinheit trat ſie vor die Himmelskönigin und flehte um Fürbitte. Voll frommer Einfalt verſprach ſie ein feines linnenes Kleid dem Muttergottesbilde zu ſpinnen, bei der Arbeit nicht ſie zu grüßen vergeſſen und eifrig ſtreben dem hohen Vorbilde ähnlich zu werden, dann aber möge ſie auch gnädiglich verhüten den Spott der Böſen ob ihrem Wehe.

6.

Aber wie ſo oft doch ein Menſch dem Ander in blinder Zerſtörungswuth den Tempel ſeine Glückſeligkeit verödet oder niederreißt! Eliſa beths Freund war der Sohn eines altadelige weſtphäliſchen Geſchlechts. Die Seinigen hatte den Umgang mit der bürgerlichen Maid gewitter und ihn aus ſeinem Thale entfernt. Wohin das konnte man nicht erfahren. Die arme Eliſa beth mit ihrer unendlich ſorgenden Liebe! Ein Tag ſchwand nach dem andern, aber die Sorge nich aus ihrer Bruſt, nicht die Rührung aus den Herzen. Kein Schloßthor knarrte, kein Blumen ſtrauß zierte das Milchfaß. Kümmerniß und Vor urtheil fanden Raum im Innern: „Die Locke, die Locke — und — ach! die böſen Menſchen!“ Das war der Refrain ihres Klageliedes. Blüthenglanz entfiel den Bäumen, die jugendliche Friſche ihren

Wangen, das Thal, ſo ſchön und lieb es ihr ſonſt war, — ach, nunmehr ſo verödet — und doch war es in ihren Sinnen wohl noch öder! Alles, was das lebensfrohe Mädchen ſonſt an Kraft und Muth beſaß, das war entwichen.

Das Pfingſtfeſt kam. Wie fröhlich alle die Menſchen, wie in feierlichem Glanze das Städtchen! Jedes Haus, wie viele Stürme auch um ſein altes Giebeldach geſauſt, wie wackelich und morſch es auch ſein mag — vor Pfingſten muß es ein neues Kleid bekommen. Am Feierabende übertüncht der Hauswirth ſelbſt mit unbeſtimmter Farbe, vermittelſt einer rothen Erde, die herrenlos und eine Strecke des Bodens ihm ſo freigebig ſpendet, geſchäftig ſein Häuslein, bindet die Rebe und den Roſenſtock am Fenſter auf, und ſäubert ſorgſam ſein ganzes Beſitzthum. Der Vorabend bringt Alt und Jung in geſpannte Erwartung. Wer aber wird als ſiegende Pfingſtbraut den heiligen Morgen begrüßen? ſolche Frage beſchäftigt am meiſten die Melkerinnen. Wird Eliſabeth wieder wie immer die Anderen beſchämen, am frühzeitigſten auf der Weide ſein, und Roſenkränze ſich als Pfingſtbraut erwerben? Wer wird die träge Letzte ſein beim Milchholen und dann die Schmach tragen müſſen, ihre Kuh mit Ginſter-

und Strohkränzen zu finden und den Andern die Luſt*) bereiten? — Der Nachtwächter hat ſich verſchworen, Keine zu wecken; Jede muß durch eigene Sorge vom Lager gerufen werden, und ehe noch die flammende Morgenröthe die Pfingſten bezeichnen kann, iſt oft ſchon dem emſigſten Mägdlein zum Lohn der ſchönſte Kranz von Roſen und andern Blümlein um ihr Thier geſchlungen.

In Eliſabeths Seele hallte dumpf die Luſt der Vorfeier. Matt war der Schlag ihres Herzens und müde legte ſie ſich nieder; ſchlafen konnte ſie nicht. Schlaf flieht vom Lager der Geängſteten — aber ruhen wollte ſie bis der Morgen dämmere und ſie zur Weide hinauseilen könne, damit Niemand es ahne, was ſie leide, und daß ſo wüſt ihr Kopf und ſo krank ihr Herz ſei.

Ehrgefühl war die mächtige Triebfeder des braven Mägdleins, aber ach! auch die verlor ihre Kraft im Kampfe mit dem Schmerze. Der ſiegte, indem er einen betäubenden Halbſchlaf über ihre Lider ergoß, und Träume, ſchwere, von Locke und Sterben, unter ihrer Stirn herziehen ließ, und erſt als der heilige Morgen in ganzer Himmelspracht daſtand, entflohen die Traumgeiſter wieder

*) Provinzialismus für Ball.

hinab in ihr dumpfes Reich. — Von ihnen befreit, aber ermattet und kränker, wie gestern, eilte sie hinab zum Thale. Ach! die Sonne stand schon hoch und durch die Schluchten hallten ihr Jubel und die Töne der Hörner und Klarinette entgegen; o, wohl deutete das Schmettern derselben ihr die tiefe Schmach, daß sie die Letzte der Melkerinnen auf der Weide sei. Die muthwilligen Jünglinge standen am Ufer zu ihrem Empfange bereit; sie hatten einen Kreis um ihre mit Ginster und Strohkränzen ausstafirte Kuh geschlossen, die sie bei Elisabeths beschämter Ankunft ihr unter gellendem Hohngelächter vorführten.

Die Luft wurde nun nach acht Tagen gegeben. Wir wissen, daß Elisabeth durch dieses Versäumniß auch straffällig geworden war, solche zu veranstalten. Was die Freude der jungen Leute erhöhen konnte, das durfte nicht fehlen, nach dem Willen des Vaters Elitabeths, der ein ehrliebender, rechtschaffener Bürger war. Ob auch Elisabeth körperlich zu kränkeln begann, sie mußte sich stark halten, um der Luft beizuwohnen; ihr Daheimbleiben würde Anlaß zu neuem Spott gegeben haben.

War es die leise Fieberröthe oder die der Beschämung, durch welche ein Zug unbeschreib-

licher Wehmuth ſchimmerte, in der ſie ſo ſchön, beinahe überirdiſch auf dem Ballſaale erſchien? Ihre Nähe flößte tiefe Verehrung in die Bruſt der Jünglinge und Mädchen, und entfernte von jeder Lippe das leiſeſte Wort des neckenden Witzes; ja ſie hatte ſo etwas Bezauberndes und wälzte ſelbſt Vorwurf auf die Herzen derjenigen, die es einſtmals gewagt hatten, unedel gedacht oder geſprochen zu haben.

Mädchen, wie biſt du doch erhaben über Alles, wie zu beneiden, wenn Du Deine Seelenreinheit bewahreſt!

7.

Indeſſen war es dem Freunde Eliſabeths gelungen, nach der Kemnata zurück gekommen zu ſein. Der Hirtenknabe berichtete mir, daß er ihn täglich ſehe, und als dieſes das erſtemal geſchehen ſei, habe er ſehr fröhlich geſchienen, ja ungeachtet des rauhen Bartes, den er jetzt trage, ſogar freundlich und milde; dann ſei er aber trauriger und immer trauriger geworden, und jetzt fürchte er ſich gar vor ſeinem wilden Blicke; ein großes Medaillon, das ihm an einer Schnur um den Hals hänge, trage er in ſeiner Hand, und ſein finſteres Auge blicke ſtets durch eine volle Thräne darauf hin; ſo ſtreife er nun in der Schwermuth ſeiner Seele den ganzen Tag über, durch Fluren, Thalbäche und Moor, bis man ſpät Abends ihn zu holen käme.

„Ich weiß wohl, was ihn ſo irre gemacht

hat," ſagte mitleidig der Knabe, „und was ich nicht wußte, hat mir der alte Vogt vertraut: Nach einem fernen Lande hat man ihn bringen wollen, damit er Eliſabeth nicht lieben könne; das hat ihnen nun aber nichts geholfen, denn als ſie einen großen Theil der Reiſe mit ihm gemacht, hat er wohl gemerkt, was die bedeute — da hat er ſich gegen Alles geſtemmt, nicht weiter gewollt, ſondern zurück, dahin, wo ſein Herz ſei. — Aber wie iſt er da traurig und nachdenkend geworden, bis er endlich das Thal wiedergeſehen! Da iſt er aufgewacht, wie aus dem Traume, und hat ſich nicht halten können vor Freude, der gute arme Herr! Ach könnte er reden und hören, würde es beſſer um Beide ſtehen — und — muß ich noch lange dieſem Grame zuſehen, dann gehe ich zu ihm, lerne ſeine Sprache und ſage ihm, daß Eliſabeth ſterben werde, und daß er ſterbe, wenn er ſie nicht ſehe — da will ich ihm denn ſagen, daß ſie krank, ſehr krank ſei, und ſie darum nicht hinab zum Thale kommen könne — ich liebe jetzt Beide und kann Keinen von ihnen leiden ſehen.

Der gute Junge ließ mich allein ſtehen, und Thränen floſſen ihm über die Wangen.

Seit ich dieſes gehört, habe ich Eliſabeth ſtündlich beſucht. Ich fand ſie ſehr leidend, dennoch

aber am Mädchen beſchäftigt. Auf meine Frage, wie ſie ſich befinde? antwortete ſie in gebrochenen Sätzen: „Bald ſei es vollendet — ſie ſpinne ein linnenes Kleid zur Ehre der Mutter Gottes und müſſe eilen damit" — dann ſetzte ſie noch ſinnend hinzu: „Mit vielen Thränen ſind die Fäden genetzt." —

Ob ſie mit der Rede „bald ſei es vollendet" die Beendigung der gelobten Arbeit gemeint, oder die Vollendung ihres Lebens, das habe ich nicht begriffen, aber ſchaudern machte mich das Wort.

So oft und gerne ich ihr nun auch geſagt hätte, daß ihr Freund nicht ferne ſei, ſo wagte ich doch nie, dieſen Punkt zu berühren; ich weiß es nicht, was mich zurückhalten konnte. Immer betrachtete ich das liebliche Weſen mit dem Gedanken an ihrer Liebe, aber zu reden davon, vermocht' ich nun einmal nicht; es ſchien mir um dieſe ſo etwas ſchweigſam Heiliges zu liegen, ja ich fürchtete mich, daſſelbe durch einen lauten Gedanken zu entweihen. Feierlich und bewegt kehrte ich ſtets von meiner Wunderheiligen zurück; mit friſchen Blumen ſchmückte ich ihre Krankenzelle, und aus einem frommen Buche las ich ihr vor.

Sie wurde immer ſchwächer; man mußte ſie

ſchon aus dem Bette zu ihrem Mädchen heben, das wollte ſie ſtrenge, und ihr leiſeſter Wunſch war den Hausgenoſſen ſo heilig, wie der einer Sterbenden.

8.

Auflauf und Tumult entstand plötzlich in den Straßen; Alles strömte dem Thale zu; Niemand war, der einen Augenblick Zeit gefunden auf meine Frage: was geschehen sei? Rede zu stehen. Hat der Ruhrstrom vielleicht ein großes Opfer gefordert? — so dachte ich und wollte schon der Menge nachziehen; da fiel mir der Gedanke an Elisabeth auf's Herz: wird sie nicht erschrecken, wenn sie den Lärm hört? Schon hatte ich mich umgewandt, den Weg nach ihrem Hause eingelenkt, und von Weitem dasselbe schon ins Auge gefaßt, da bemerkte ich von der Schwelle den Hirtenknaben tretend. Er sah so zerstört aus, sein Aeußeres sagte mir so viel, daß ich nichts mehr hören wollte. Ich blieb stehen; er rannte an mir vorbei. Gewiß hat sich Elisabeth ein Leids angethan! rief ich verwirrt — er hörte

nichts — als er aber noch eine Strecke gelaufen, kehrte er um und kam wankenden Schrittes auf mich zu. Die Straßen waren menſchenleer. — Schluchzend und halb ohnmächtig war er bis zu mir gekommen, er warf ſich nieder auf eine eingefallene Mauer, und erſt da, als ich ihm aus dem nächſten Hauſe einen Trunk Waſſer geholt, der ihn wieder zu ſich brachte, war er zu reden im Stande. Er begann die trauervolle Erzählung:

„Ich war heute hinter der Halde und ſah ſchon ſeit einigen Stunden meinen armen Herrn durch Gebüſch und Geklüft ziehen; dann war er unten in der Tiefe, dann wieder hoch auf den äußerſten Mauern der Ruine; ich ſah da ſein gefährliches Treiben, er kannte die grundloſen Abhänge nicht, die nur oben mit Sträucher bewachſen; ich winkte, er ſolle da fern bleiben — ich rief — ach hören konnte er ja nicht — er kam immer näher der Kluft — o Gott! ich konnte ihn nicht retten — da ſchien es mir, er laſſe etwas fallen, im Fallen wollte er es wieder erhaſchen, er trat einen Schritt vorwärts und fiel aus dieſer Höhe zermalmt zu Boden. Ich lief mit Nothgeſchrei herbei — ſein gebrochenes Aechzen — o, ich höre es noch immer — es war noch Leben in ihm. Ich füllte Ruhrwaſſer in

meine Feldflasche, netzte darin auch mein Halstuch und umlegte mit diesem seine zerschmetterte Stirn, hob seinen Kopf auf und machte aus meiner flachen Hand ihm ein Kissen. Da schlug er sein sterbendes Auge auf, gab mir die Hand, ob dankend, ob flehend — und hauchte mir sterbend das Wort „Elisabeth" entgegen — dann rührte er sich nicht mehr — er war verschieden. Dieses in Gold gefaßte Glas lag viele Schritte von ihm entfernt, es wird die nächste Ursache seines Sturzes gewesen sein."

Er zeigte mir dasselbe; es war ein Medaillon, darin — o Gott! die Locke. — Nun konnte ich nichts mehr hören, sondern mußte mir ein stilles Asyl suchen, um auszuweinen.

Des andern Tags wollte ich Elisabeth sehen — ich konnte es nicht und mußte auf der Thürschwelle des Hauses wieder umkehren. Aber am dritten Tage machte ich mich stark, sie zu besuchen. Der Hirt begegnete mir auf dem Heimwege, und trug einen Blumenstrauß; den hatte ihm Elisabeth aufgetragen, in das Grab ihres Freundes zu versenken. Er war ihm ja der letzte Beistand gewesen, der gewesen, der ihm das einzige Wort „Elisabeth" von den bleichen Lippen genommen und es zu ihr getragen, denn ja im Sterben

nur ſoll es den Unglücklichen, der Sprache Beraubten vergönnt ſein, einmal das mit dem Laute zu beſchwören, was ihre Herzen bis zum Tode ſo unendlich tief bewegt hat. Sie hatte ſelbſt den Strauß aus der Vaſe genommen und ihn zuſammengebunden mit dem Garne, worin ſie ſo viele Thränen geſponnen. Der gute Knabe wollte nun treulich der Trauernden Wunſch erfüllen; ich ging indeß zu ihr mit banger Seele.

Wie fand ich ſie groß und ſchön, gleich einer Verklärten! Die vergangenen Tage hatte ſie im Schmerz verſunken gelegen und ihren unglücklichen Freund mit ſtillen Thränen betrauert. Das gramerfüllte Herz war nun ſtille; aus ihrem Auge ſprach ein ſo zuverſichtlicher Troſt, ſie ſei ihrem Freunde nicht ferne, bald ſehe ſie ihn wieder und werde ihm dann auf ewig vereint.

Oft hatte ich bei Eliſabeth der melodiſchen Abendglocke des Kirchdörfleins, das ſich drüben wie eine Lämmerheerde auf einer hügelichen Fläche gelagert, zugelauſcht; wie ganz anders klang heute ein Grabgeläute durch die ſtillen Räume. Wie war dieſer Nachhall ſo klagend wehmüthig! O, wie manches mochte er wach rufen in des Mägdleins Seele; entlockte er mir doch Thränen, die zu unterdrücken ich nicht im Stande war. Eliſa-

beth bemerkte ſie, faßte ſo innig ſchmerzlich meine Hand, ſah mich mit forſchendem Blicke an, ſeufzte dann tief auf und wendete ſich ab von mir. Ich wankte weinend hinaus und verbarg mich der kalten Anſchauung ſo Vieler.

9.

So laßt mich ſcheinen bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Göthe.

Eliſabeth finden wir nun nicht wieder! ſie iſt ihrem vorangegangenen Freunde nachgeeilt, ehe der Mond noch zweimal ſeine Sichel gewendet. Ihr Gelöbniß hat ſie treulich erfüllt, und ſich dann ruhig zum Sterben hingelegt. Wohl Viele klagen um ihren Tod und Manche behaupten, die Beleidigung ihres tiefen Ehrgefühls habe ihrer Geſundheit den erſten Stoß gegeben. Das wiſſen ſie nicht, daß Trauer um ihren Freund ſie dahinſchwinden ließ, und Sehnſucht nach ihm ihr ſobald Vollendung gab.

Der gute Hirt dauerte mich in ſeiner Trauer; er hatte ſich von dem Glauben faſſen laſſen, nach welchem der ſtrenge Brauch in unſrer Heimath

waltet: dem Todten nämlich nichts in den Sarg oder in das Grab beizulegen, an dem der Schweiß, das Blut oder auch die Thränen eines Lebenden haften; der Leichnam ziehe die Kräfte desſelben in ſich und dieſer müſſe ihm alsbald nachfolgen. — Wohl hatte er die Bitte Eliſabeths erfüllt, ihrem Todten den Blumenſtrauß ins Grab geſenkt, den ſie ſelbſt umwunden mit dem Garne, woran ihre Thränen geklebt. Sie in ihrem Schmerze zu hintergehen, das war ihm bei ſeiner Redlichkeit, ſeiner begeiſtrungsvollen Zuneigung, nicht eingefallen. Ich hatte viel zu thun, um ihn zu tröſten, und als am frühen Morgen der Gräber das Grab bereitete, waren wir Beide hingegangen es zu ſchmücken, dadurch hatte die Todtenwohnung ihr Schauerliches verloren und war nun ein Blumenbettlein geworden, darin unſere Freundin ruhen ſollte. Eine Stunde lang mochten wir vielleicht ſchweigend daneben geſeſſen haben, als die Glocke ihre Todtentöne anſchlug. Zwölf Jünglinge, die an ihrer Bruſt Rosmarinſträuchlein und ein weißes Tuch geheftet hatten, trugen den mit Lilien geſchmückten Sarg und ſenkten ihn hinab in die Blumengruft. Die Schulkinder ſangen ein trauriges Lied und alle ſtanden weinend um die Bahre.

Auf dem Hügel, der ſich nun über das Grab wölbte, pflanzten wir Roſen und Epheu, deren Sprößlinge wir von der Ruine, zehn Schritte vom Grabe, genommen hatten; dann lauſchte ich noch einmal dem Echo, das die Abendglocke des Kirchdörfleins im Thale, aus der felſigen Bruſt des „Blanken-Steins" beſchwor, und ſchied von dannen, als ich dem Hirten die Hand zum Lebewohl gereicht und ihm zum Troſte verſprochen, ein Lied dem Lobe Eliſabeths zu ſingen, dafür er mir einſtmals, wenn ich wiederkehre und das Lied ihrer würdig geweſen, einen Kranz winden ſolle von dem Immergrün der alten Trümmer und dem Grabe unſerer Freundin Eliſabeth, der Melkerin von Blankenſtein.

Isolde.

Von

Agnes Franz.

Es war an einem heitern Herbſtmorgen, als eine Geſellſchaft fröhlicher Menſchen ſingend und plaudernd durch den Tannenwald zog, der eine der ſchönen Gebirgshöhen bedeckt, welche die Straße nach Adersbach*) umgeben Sie hatten Wagen und Gepäck vorangeſchickt und wallten fröhlich daher, die duftige Waldesluft einathmend, die mit ſeltſamem Flüſtern und Rauſchen durch die uralten Bäume zog. Je tiefer ſie in das grüne Schattenreich eindrangen, je leiſer und leiſer ertönten ihre Geſänge; man wußte nicht, war es die Beſchwerlichkeit des ſich allmählig emporwindenden Weges, oder das ſüße Grauen, welches im Walde ſo gern das Menſchengemüth überkommt, was die Lippen geſchloſſen und die fröhlichen Lieder gehemmt hatte.

---

*) Adersbach in Böhmen, ein durch ſeine Steinobelisken und ſein weitläufiges Steinlabyrinth berühmter Ort.

„Wir ſind doch auf rechtem Wege?“ frug eine der Damen faſt zaghaft ihren Begleiter, während ihre Blicke den Wagen ſuchten, der längſt in der Krümmung des Weges verſchwunden war.

„Uebt die Stille des Waldes die wunderbare Macht auch über Ihr Gefühl, ſchöne Emmy?“ gab jener zurück: „Sie ſcheinen von Furcht befangen, während auch ich mich kaum eines geheimen Schauers erwehren kann, ſo oft ich ähnliche Pfade betrete. Das undurchdringliche Dunkel, in welchem ſich unſer Blick verliert, das geſpenſtiſche Murmeln der Baumwipfel, das ängſtliche Stöhnen und Pfeifen, das bei dem leiſeſten Windhauch unſerm Ohr begegnet, alles ſcheint uns auf eine überraſchende Erſcheinung vorbereiten zu wollen, und wir glauben ſie mit jedem Augenblick aus der grünen Dämmerung hervortreten zu ſehen.“

„Ich bitte, regen Sie unſere Einbildungskraft nicht noch lebhafter auf!“ entgegnete Emmy: „es giebt eine Stimmung des Gemüths, in welcher uns ein herabfallendes Blatt, ein aufſteigender Vogel erbeben macht. Mir wollte es ohnedies ſchon vorhin bedünken, als hätte ich einzelne Accorde vernommen, die von einer leiſen Stimme begleitet wurden. In dieſem Augenblick fiel ein Schuß. Das Echo der Berge gab ihn in dum-

pfem Donner zurück. Emmys Lippen entglitt ein leiser Schrei; die übrigen Damen erbebten gleich ihr, von Schreck und Ueberraschung gefaßt.

Während die Gesellschaft noch umherblickte, um den Jäger zu erspähen, trat eine schlanke Jünglingsgestalt in fast abenteuerlicher Kleidung aus dem Gebüsch. Schon wollte jeder in ihm den vermeinten Schützen erkennen, als er, wie von heimlichem Unwillen erfaßt, in folgende Worte ausbrach: „Wie kann man aber nur jene grausame Lust so weit treiben, daß man schon bei frühem Morgen, während die Kirchglocken noch herüber hallen, den schönsten Tempel des Herrn also entweihet, daß man die frohen Waldessänger mitten in ihrer frommen Morgenhymne mit dem Tode bedroht!" Er bot, die Gesellschaft mit flüchtigem Blick überschauend, leichthin einen guten Morgen und schritt, bevor jene ihn genauer zu betrachten vermochten, mit leichten Schritten vorüber.

„Wenn es kein Jäger ist," flüsterte Emmy, „so möcht' ich doch wissen, wen wir eigentlich vor uns haben. Ein wunderbarer Gesell an Kleidung und Ansehen. Seh ich recht, so trägt er eine Zither quer über den Rücken."

„Ganz recht, ein Sänger, ein wandernder

Troubadour!“ frohlockte die Gesellschaft. Da haben wir das Abenteuer, was wir heimlich herbei riefen! Die geheimnißvollen Accorde lassen sich nun auch erklären, und wenn wir unsere Schritte verdoppeln, und sorglich lauschen, so wird uns vielleicht noch ein Liedchen von dem schlanken Zitherspieler zu Theil. Sie waren auch nur wenige Schritte fortgegangen, als sich der junge Wanderer also vernehmen ließ:

O Waldesnacht,
So still und traut,
Hellgrüne Pracht,
So frisch bethaut!
In deinem Raum
da störet nicht
den stillen Traum
des Tages Licht.
Das Spiel der Welt
Mich nimmer neckt,
Wenn mich dein Zelt,
O Hain, bedeckt.
Es dehnt die Brust
Ein selig Ach,
Und Gram und Lust
Wird in ihr wach.
O Waldesnacht, was du vertraut,
Empfunden wird's, doch nimmer laut.

Die Gesellschaft hatte ihre Schritte verdoppelt,

um den Sänger einzuholen. Sie wünschten ihn näher ins Auge zu fassen, aber jemehr sie eilten, je sichtlicher schien dieser seinen Lauf zu beflügeln, Es war, als schwebe die leichte Gestalt vor ihnen her, bis sie endlich ganz in dem Dickigt des Hai-nes verschwand. Man hatte während dessen den Wagen erreicht. Ermüdet und erhitzt machte die Gesellschaft um so lieber von demselben Gebrauch, je mehr sie sich überzeugten, daß ihr Wunsch doch vergeblich sei, zu Fuß den seltsamen Wanderer zu überholen. Als man um die Waldecke beg, an welcher er verschwunden war, vermochte Kei-ner, seine Spur wieder zu entdecken. Man theilte sich hierüber manche abenteuerliche Bemerkung mit, und die Damen kamen darin überein, es sei unbe-zweifelt ein lustiger Bergkobold gewesen, der sie in der Gestalt jenes artigen Jünglings geneckt habe.

Eine Bemerkung erzeugte die andere. Man tauschte Mährchen und Sagen aus, und so kam es, daß man früher, ehe man es vermuthete, sich an Ort und Stelle befand. Ein Laut der Ueber-raschung entglitt fast allen Lippen, als man die ersten Steinobelisken erblickten, die die Nähe von Adersbach verkünden. — Grauen Burgtrümmern gleich, blickten sie hin und wieder aus den Tan-

uen hervor, bis dieſe ſich nach und nach gänzlich verloren, und das Auge überall nur jener einſamen Trümmerwelt begegnete, deren Formen auf eine wunderbare Vergangenheit hinzudeuten ſcheinen, und wie die Säulen zerfallner Tempel und Palläſte mit Ehrfurcht und geheimem Schauer zugleich die Seele erfüllen.

Die Geſellſchaft hatte, aus Furcht, ſich in dieſem unermeßlichen Steinlabyrinth zu verirren, einen Führer mitgenommen; man betrachtete die von ihm erklärten Felsgruppen mit ſteigendem Intereſſe.

Es ſcheint, begann einer der Herren, als habe die Natur in einer Anwandlung künſtleriſcher Laune hier ihre Werkſtatt aufgeſchlagen, um als Bildhauerin die Formen des Lebens in Stein wieder zu geben. Sehen Sie, wie ſie zum Denkmal vergangener Jahrhunderte die ehrwürdige Zierde der Allongenperuquen auf dem Haupte des ſteinernen Bürgermeiſters verewigt hat, und wie ſchalkhaft ſie dieſer pomphaften Gravität die fromme Nonne zur Seite ſtellt, gleichſam als hätten beide ihre Satyre verdient, und ſie zu dieſer ironiſchen Darſtellung herausgefordert.

„Alſo ein Epigramm, welches die Natur ſelbſt niedergeſchrieben," lächelte eine der Damen. Wahr-

lich, das iſt das erſte Mal, daß ich ſie von dieſer Seite kennen lerne."

„Darüber ließe ſich manches ſagen," gab jener zurück; „doch dies würde hier zu weit von dem Gegenſtand unſerer Beachtung hinwegführen. Laſſen Sie uns jetzt in die verſchlungenen Gänge dieſer Felſenſtadt treten. Alles trägt hier einen andern Charakter. Majeſtätiſch, furchtverbreitend blicken dieſe dunkeln Steinwände auf uns herab. Wie groß, wie gebieteriſch erſcheint hier überall die Natur. Ein Hauch von ihr, und die Pygmäen, die ſtumm und bewundernd an ihrem Rieſenbau emporſehen, liegen zermalmt, vernichtet zu ihren Füßen." „Ich bitte, erhöhen Sie das Grauen nicht, das dieſe Umgebungen ohnehin einflößen," bat Emmy. „Mir däucht, ich ſei von Kerkerwänden umgeben, und kaum kann ein Gefangener ſehnender der Freiheit entgegen blicken, als ich dem Ausgang aus dieſem ſchwarzem Labyrinth."

Man verſuchte, die zagende Emmy mit einigen ſcherzhaften Bemerkungen zu ermuthigen; aber der Einfluß der ſtarren, todten Natur, die überall dem Blicke begegnete, wurde bald jedem fühlbar; man wurde immer ſtiller; eine ſeltſame Befangenheit hatte ſich allen Gemüthern mitgetheilt.

Endlich war man, aus den engern Gassen heraustretend, zu den freieren Umgebungen des Silberquells gelangt. Man nahm Erfrischungen zu sich, und schien erst hier freier Athem schöpfen zu können. Der Führer beschenkte die Damen mit mancherlei Moossorten, die er mit Behendigkeit von hohen Felsen herabholte. Vorzüglich machte er sie auf eines derselben aufmerksam, welches er Sonnenthau nannte, und welches sich dadurch auszeichnet, daß seine zarten Halme und Blüthen stets mit Thränen angefüllt scheinen. Dies Moos, welches hin und wieder einige Felswende bedeckt, macht wegen seiner rothen Farbe einen seltsamen, fast grauenhaften Eindruck, indem es Spuren vergossnen Blutes gleicht, welches dieser öden Wildniß ein noch unheimlicheres Ansehen giebt. Diese Bemerkung, von einem der Gesellschaft ausgesprochen, trug aufs neue dazu bei, die Einbildungskraft Aller in Bewegung zu setzen. Man gab sich Mühe, die einsame Felsenstadt mit Gestalten zu bevölkern, wollte bald die Heimath des wilden Jägers, bald die Residenz des Berggeists in diese Einöde verlegen, und kam zuletzt darin überein, daß eine Räuberbande keinen sichereren Aufenthalt zu finden vermöchte, als dieses zum Theil ganz unzugängliche Felslabyrinth, bei

welcher Bemerkung die Damen aufbrachen, und ſchüchtern umherſahen, als vermeinten ſie irgend einer Erſcheinung zu begegnen, die jene Vermuthung beſtätigte. Nachdem man noch die Höhle beſucht, in welcher man den Anblick des ſchönen Waſſerfalls genießt, ſchickte man ſich zum Rückwege an. Während die Herren ſich beſchäftigten, die Entſtehung dieſer ſeltſamen Steinformen bald von einer gewaltigen Sündfluth, bald von einem heftigen Erdbeben herzuleiten, wurden die Damen, welche vorausgeeilt waren, von einem überaus reizenden Echo überraſcht, das, von einer fernen Flöte erweckt, ſich von mehreren Seiten in den lieblichſten Klängen vernehmen ließ, ſo daß es ſchien, als ſey in die todte Wildniß auf einmal die Stimme des Lebens gekommen, nur daß dieſe der rührendſten Trauer anzugehören ſchien, gleichſam als wolle ſich die Klage eines in dieſe Felsgrüfte Eingekerkerten Luft machen. Neugierig, den Urheber dieſer Töne zu entdecken, folgten ſie dem Führer auf einen heitern, weiten Wieſenplatz, von wo aus ſich das Echo am deutlichſten vernehmen ließ. Wie überraſcht aber waren ſie, als ſie in dem Flötenſpieler den abenteuerlichen Wanderer erblickten, der, ſeine Zither an den Felſen gelehnt, auf einem Steine ſaß, und ganz in die

Melodien verloren schien, die rechts und links, von seinem zarten Spiele erweckt, aus den Steinen hervordrangen.

Ohne daß jener es zu bemerken schien, nahmen die Damen an seiner Seite Platz und weideten sich an dem Entzücken, das auf dem Antlitz des jungen Mannes sichtlich geschrieben stand, so oft die Steine die Töne seiner Flöte beantworteten.

Die Herren waren indessen dazu getreten, und als der Fremde sein meisterhaftes Spiel geschlossen hatte, überhäufte man ihn gemeinschaftlich mit Lob und Dank, wobei man in lautes Entzücken über dieses wunderbare Felsecho ausbrach.

„Sie scheinen dies für einen gewöhnlichen Wiederhall zu nehmen," entgegnete der Fremde, indem er sein Auge, in welchem ein feuchter Glanz gleich einer Thräne schwamm, im Kreise umhersandte. „Aber es hat wohl mit diesen Tönen eine ganz andere Bewandniß; nur daß wenige ihre Entstehung und ihre Bedeutung kennen, und daher selten die Rührung empfinden, die den ergreift, der die Sage von dem beklagenswerthen Schicksal der wunderschönen Isolde gehört hat."

Der Führer stieß einen der Anwesenden an,

und machte eine Miene, welche anzeigen ſollte, daß der Fremde ſich in einem geſtörten Gemüths-Zuſtande befände. „Laſſen Sie ſich nicht irren," ſetzte er hinzu, „was er erzählen wird, hat er ſich ſelbſt erdacht. Er kommt alle Jahre hierher, und hat eine beſondere Vorliebe für dieſen Platz. Manche ergötzen ſich an ſeiner Hiſtorie, Andere ſchütteln lächelnd den Kopf; denn daß es ſein eigenes Mährchen iſt, das hat noch ein jeder erkannt.

„Ich bitte, erzählen Sie uns die Sage, auf welche Sie hindeuteten!" begannen die Damen, indem ſie den Sänger mit freundlichen Blicken zu ermuthigen ſuchten. „Noch fehlt uns die Seele zu dieſen geheimnißvollen Bildern; vielleicht gelingt es der Poeſie, Zuſammenhang in jene wunderbaren Erſcheinungen zu bringen, und unſer Intereſſe an denſelben zu erhöhen."

„Der Poeſie?" lächelte der Sänger. „Es läßt ſich bei ähnlichen Sagen freilich ſchwer ergründen, wo das Gebiet der Wahrheit ſich in das der Poeſie verliert. Ich beſuche viele Jahre dieſe Felsmaſſen, bemüht, ihr Entſtehen, ihren Urſprung zu ergründen, oder, wie Sie vorhin ſagten, die Seele zu dieſen geheimnißvollen Bildern zu finden; aber immer blieb mein Forſchen vergebens, bis

ein seltsamer Zufall — (der Sänger blickte bei diesen Worten mit einer scheuen Bewegung umher) — ein seltsamer Zufall, sagte ich, mir die Sage vertraute, welche alle diese Wunder erklärte.

Die Neugier der Anwesenden schien auf's Neue durch diese Worte erregt zu werden — man bat nunmehr gemeinschaftlich um die Mittheilung dieser Historie und der Sänger ließ sich, nachdem die Gesellschaft an seiner Seite Platz genommen hatte, folgendermaßen vernehmen:

Vor vielen hundert Jahren lebte in einer kleinen Gebirgsstadt ein angesehener, aber eben so hoffärtiger Mann, Meister Herbert geheißen, dessen Sinnen und Trachten fast allein darauf gerichtet stand, den Glanz seines Hauses zu vermehren. Nicht genug, daß er sich als einer der geschicktesten Goldschmiede seiner Zeit, zugleich auch als der reichste und wohlhabendste Bürger seiner Vaterstand, überall gesucht, und von Hohen und Niedern geehrt sah, er hegte noch Wünsche ganz anderer Art. Seit Jahren hatte er nach der Würde eines Bürgermeisters getrachtet, um seine Ueberlegenheit und Weisheit noch deutlicher an Tag legen, vor allem aber, um die, so ihn jetzt noch ihres Gleichen nennen durften, weidlich

beherrſchen und ſich über dieſelben noch ſichtlicher erheben zu können. Jetzt, da er von ſämmtlicher Bürgerſchaft einſtimmig zu dieſer Würde berufen war, genügte ihm dieſe eben ſo wenig, wie ſein früherer Beruf. Er ſtrebte fortan zum Beſitz noch größeren Anſehens und unumſchränkter Gewalt zu gelangen, welchen Vortheil er vorzüglich von der Schönheit einer ſeiner beiden Töchter erwartete, deren Ruf bereits die angeſehenſten Freier herbeizog. Iſolde, von ihren Geſpielinnen gleichnißweiſe Sonne genannt, weil ſie gleich dieſer an Glanz und Schönheit alles überſtrahlte, ſollte, ſo hatte Herbert gelobt, keinem andern Freier zu Theil werden, als der ſie auf einen Fürſtenſtuhl erheben, und ihren Vater zum Statthalter oder Mitregenten ſeiner Herrſchaften und Beſitzungen berufen würde. Die ältere Tochter, Irmgard, hingegen wurde, da ihr reizloſes Geſicht keinen gleichen Freier herbeizulocken vermochte, von ihrem Vater für ein Kloſter beſtimmt, wo ſie, wie der Hoffärtige ſich ſchmeichelte, durch ein frommes, erbauliches Leben zu hohen geiſtlichen Würden gelangen ſollte.

So verſchieden die Natur das Aeußere der beiden Schweſtern gebildet hatte, ſo gänzlich einander widerſprechend waren auch die Geſinnungen

und Neigungen derſelben. Iſolde wußte kaum, wie ſchön ſie war, und ihr ſittiges, beſcheidenes Betragen ſchien überall den Glanz ihrer Erſcheinung mildern zu wollen; ſo wie hingegen Irmgard durch Stolz und Hoffart die Mängel ihres Aeußeren nur noch unangenehmer heraushob. Da ſie nun wegen ihrer unfreundlichen und anmaßenden Gemüthsart wenig geliebt wurde, und ſich die Welt, trotz ihrer Anſprüche, wenig um ſie bekümmerte, ſchwor ſie, dieſelbe mit derſelben Gleichgültigkeit zu ſtrafen, und den Schleier zu nehmen; doch hoffte ſie insgeheim für das Hinopfern alles Irdiſchen die Würde einer Aebtiſſin zur Entſchädigung fordern zu dürfen, in welcher Erwartung ſie überaus glücklich war.

Während der hochmüthige Vater nun kein Mittel und keine Verbindung unbenutzt ließ, um zu der Erfüllung ſeiner Lieblingswünſche zu gelangen, waren in dem Herzen der ſchönen Iſolde ganz andere Regungen erwacht, die, wenn auch von ihr ſelbſt noch nicht deutlich erkannt, dennoch heimlich all ihr Denken und Thun beherrſchten. Auch ihre Geſpielinnen wollten allerlei bemerken; doch ſchwiegen ſie darüber, weil ſie die holde Iſolde mehr liebten, als ihr eigenes Leben, und um keinen Preis ihr Geheimniß, und ſei es auch

nur durch ein unvorſichtiges Wort, an ihren Vater verrathen wollten, deſſen hochfahrende Pläne ſich mit einer ſolchen Entdeckung ſchwerlich vertragen hätten.

Von früher Jugend an hatte Iſolde den Aufenthalt im Walde geliebt, und da ſie in körperlichen Uebungen überaus gewandt war, und Pfeil und Bogen mit großer Geſchicklichkeit zu führen verſtand, ſo geſchah es zuweilen, daß ſie als die Krone der Jungfrauen zu der Verherrlichung jedes Feſtes berufen wurde, auch an öffentlichen Jagdvergnügungen Theil nahm, und an dieſem lebendigen, muntern Treiben eine beſondere Freude gewann.

An einem dieſer Feſte war es, wo die Gegenwart eines fremden, überaus ſchönen Ritters die Aufmerkſamkeit des ganzen Troſſes beſonders gefangen nahm. Keiner wußte etwas Genaues über deſſen Abkunft zu ſagen, doch ſah man wohl an ſeinem edlen Anſtande, daß er von hoher Geburt ſein müſſe, obgleich ſein veralteter Waffenſchmuck, und die einfache, faſt ärmliche Kleidung, die er trug, auf Armuth und Dürftigkeit hinzudeuten ſchien. Blieb man hierüber auch im Ungewiſſen, ſo wollte man deſto deutlicher im Herzen des ſchönen Fremdlings geleſen haben.

Seine Blicke waren stets auf die schöne Isolde, seine Worte fast nur allein an sie gerichtet gewesen, und es war nichts gewisser, als daß der unbekannte Ritter in kurzem als Freier wiederkehren würde, um die Schönste der Jungfrauen als seine Braut heimzuführen.

So wenig nun auch Isolde diese Hoffnungen theilte, da der fremde Ritter weder gegen sie, noch gegen ihren Vater ein Wort hatte verlauten lassen, das über seines Herzens Gesinnungen Aufschluß gegeben hätte, so war doch seit jenem Tage eine gar merkliche Verwandlung in ihrem Innern vorgegangen, so daß sich das Bild des schönen Fremdlings überall einmischte; ja selbst in ihren Träumen war es zugegen, so daß es mit jedem Tage festere Wurzel schlug. Unwillkührlich lenkten sich ihre Schritte, so oft sie mit ihren Gespielinnen ins Freie hinausging, nach jenem Walde, wo sie zuerst den Ritter erblickte; und hatte sie diesen erreicht, so verweilte sie oft zu Stunden unter dem säuselnden Schattendach der uralten Eichen, bald unruhig umherschweifend, bald auf dem schwellenden Moose ruhend, zärtlichen Träumen nachhängend, während ihre Begleiterinnen sie der Einsamkeit überließen.

Es begab sich aber eines Tages, als sich

die Jungfrauen auf ihren einsamen Wanderungen tiefer als gewöhnlich in die Berge gewagt hatten, daß Isolde, die, wie immer, vorausgeeilt war, von einem heftigen Gewitterregen überfallen, in einer Felshöhle Schutz suchen mußte. Allein, gänzlich von ihren Begleiterinnen getrennt, hatte sich eben ein nie gefühltes Bangen ihrer Seele bemeistert, als der Hufschlag mehrerer Pferde und das deutliche Nahen männlicher Tritte sie aufs neue erschreckte. Kaum vermochte sie noch zu athmen, als eine hohe männliche Gestalt in den Eingang der Höhle trat; wer aber beschreibt ihre Ueberraschung, als sie, nach einigen Minuten stummen Erschreckens, in ihr den Heimlichgeliebten ihrer Seele erkannte.

Mit einem unwillkürlichen Freudengeschrei flog sie auf ihn zu; gleicher Jubel tönte aus seinem Munde; beide hielten sich umfangen, ohne zu wissen, wie solches gekommen sei. Isolde glaubte zu träumen und schaute sprachlos und mit starrer Verwunderung in das liebe Gesicht, das ihrer Seele so vertraut, so ganz eigen geworden war, daß es ihr vorkam, als sei eigentlich gar keine Trennung gewesen.

Schöne Isolde, so begann endlich der Fremde, Ihr müsset freilich staunen, mich schon wieder in

Eurer Nähe zu ſehen. Aber Ihr ſolltet es dennoch eigentlich nicht, da Ihr doch fühlen ſolltet, daß dieſe, vom erſten Augenblick unſeres Begegnens an, eine ſo allgewaltige Macht über mich übte, daß ich außer derſelben kaum zu beſtehen vermochte! „Ach, Ihr kommt doch nur, um wieder zu ſcheiden!“ ſeufzte Iſolde, „Ihr gehört mir nicht an, und es war nur ein neckender Traum, der Euch mir einſt zum Eigenthum gab!“ — Erſchrocken über das unvorſichtige Wort, das ihren Lippen entflohen war, entzog ſich Iſolde der Umarmung des Ritters, und verhüllte ihr vor Schaam erglühendes Geſicht.

Bebet nicht, ſüße Iſolde, bat jener. Was Ihr ſagtet, läßt mich hoffen, daß Ihr wenigſtens mich nicht lieblos zurückweiſen werdet, wenn ich, wie ich Willens bin, vor Euern Vater komme, um Euch zu meiner Hausfrau zu begehren. Noch kann ich nicht, wie ich recht wünſchte, demſelben meine Geſinnungen eröffnen, weil ich ihm nichts zu bieten vermag, das ihn meinem Wunſch, Euch zu beſitzen, geneigt machen könnte; aber wenn ich von meiner Reiſe zurückkehre, die ich jetzt voll Vertrauen antrete, um von meinem Ohm, dem Herzog von Preßlau, einen Theil der Güter in voraus zu gewinnen, welche mir einſt nach ſeinem

Ableben zufallen müssen, dann glaube ich eher die Gewährung meines Wunsches von Eurem Vater hoffen zu dürfen, welcher, seitdem ich Euch kenne, als das höchste Ziel meines Strebens vor mir steht. Ist mir das Glück gewogen, so kehre ich binnen zwei Monden zu Euch zurück.

Am St. Hubertustage, wo sich, wie damals, wo ich Euch zum Erstenmale sah, die ganze benachbarte Ritterschaft zur Jagd in diesen Bergen versammeln wird, gedenke ich mich wieder unter dem Trosse zu zeigen, und das, so Gott will, in einer andern Gestalt, wie damals, damit mein süßes Liebchen nicht wegen des armseligen Freiers erröthen dürfe.

Isolde warf einen betrübten Blick auf den Ritter. „Ihr glaubt mich doch nicht im Ernste von gleichem Dünkel befangen, als —" sie senkte erröthend das Antlitz, denn es wollte ein Wort über ihre Lippen treten, das den Vater anzuklagen drohte; seufzend verschluckte sie dasselbe, und setzte leiser hinzu: „Es mag wohl Alles gar gut sein, was Ihr bedacht und beschlossen habt, aber, was mich betrübt, ist, daß Ihr dennoch wohl schwerlich in meines Vaters Haus einkehren werdet, und daß ich es eigentlich nur dem Zufall zu verdanken habe, daß ich Euch wiedersah."

Allrich — denn dies war der Name des fremden Ritters — betheuerte nun, wie er auf keine Weise die Gegend verlassen hätte, ohne sie gesprochen zu haben, wie er aber in der That nicht eher das Haus ihres Vaters betreten wolle, als bis er mit allem erforderlichen Glanze und Reichthume erscheinen könne. — Nachdem sie so ein Stündchen in traulicher Offenheit verplaudert, und über die Zukunft gemeinschaftlich berathschlagt hatten, ertönte von fern das ängstliche Rufen der Gespielinnen Isoldens. Wir müssen scheiden! flüsterte jene: eilet so viel Ihr vermöget, mein edler Freund. Am St. Hubertustage sehen wir uns wieder! Hier meine Hand: keiner Macht der Erde soll es gelingen, mich bis dahin Euch zu entreißen! Ich betrachte mich fortan als Eure Verlobte, und möget Ihr gleichfalls Eures Versprechens eingedenk sein! — Besiegelt mit einem Kusse Euer Gelübde, reizende Isolde! bat der Ritter, sich zum Abschied rüstend. Schüchtern reichte ihm die Jungfrau die rosige Wange. — Da rauschte ein heftiger Wirbelwind wie aus tiefen Klüften empor, und trieb den Ritter fast gewaltsam einige Schritte zurück. Isolde sah sich so tief in ihre Schleier verwickelt, daß sie nur mit Mühe die Hand erheben konnte, um Allrichen

zu winken, ſich eiligſt zu entfernen, denn ganz nahe ertönten die Stimmen der Mädchen. Ulrich breitete noch einmal die Arme nach dem lieblichen Bilde aus, dann eilte er ſchnellen Schrittes zu ſeinem Troß, und bald verſchwanden die behenden Reiter aus den Blicken Iſoldens.

Das Haar vom Winde zerzauſt, die Wangen von Angſt und Sorge höher geröthet, traten in demſelben Augenblick Iſoldens Geſpielinnen aus dem Gebüſch, und überhäuften ſie mit zärtlichen Vorwürfen und Fragen, ihr langes Ausbleiben betreffend. „Helft mir nur erſt von dem häßlichen Dornbuſch los, in welchen ſich meine Kleider verwickelt haben," bat Iſolde, froh, daß ſie das erröthende Antlitz zur Erde wenden konnte. Wirklich hatte auch der Wind ihr Gewand ſo feſt um die Dornen geſchlungen, daß es jenen nur mit Mühe gelang, ſie von denſelben zu befreien. „Wer weiß, welcher Kobold dieſe Höhle bewohnt, und die ſchöne Iſolde feſthalten will!" lächelten die Mädchen. Aber bald verging ihnen der Scherz, denn indem ſie den Blick in die Felshöhle warfen, trieb ihnen ein Windſtoß eine ſo dichte Wolke von Staub und Sand entgegen, daß ſie ſchnell wieder die neugierigen Augen zurückwandten. Deſſen ungeachtet betheuerte eine derſelben, ganz deutlich

eine kleine graue Geſtalt in der Höhle erblickt zu haben; ein paniſcher Schrecken überkam nun alle zugleich, ſie eilten, was ſie konnten, um dem gefährlichen Orte zu entkommen; Iſolde allein folgte mit langſamem Schritt; denn obgleich ein leiſes Grauen auch über ſie gekommen war, ſo beſiegte dennoch die Freude, welche ſie im ſtillen Herzen trug, gar bald daſſelbe und machte, daß ihr Antlitz ſo wunderhell und lieblich ſtrahlte, daß ſie in der That der Sonne zu vergleichen war, die alles, was ſie anſieht, mit ſtillem Entzücken erfüllt. So nothwendig es erſt Iſolden geſchienen hatte, das Abenteuer im Walde gänzlich zu verſchweigen, ſo drängte es ſie jetzt, je höher ihr inneres Glück ſtieg, wenigſtens eine ihrer treuen Geſpielinnen in ihr Geheimniß zu ziehen, und die Fülle ihres Herzens in einen mitfühlenden Buſen zu ſchütten. — Heimlich winkte ſie Brigitten, einer ihrer vertrauteſten Freundinnen, und während die andern in heiterm Geſchwätz vor ihnen herwandelten, beichtete Iſolde mit leiſer Stimme der Ueberraſchten das, was ſich mit ihr in der Waldhöhle begeben, und wie der Geliebte ihrer Seele am St. Hubertustage vor ihren Vater kommen würde, um ſie in aller Form und Sitte zu ſeinem Ehegemahl zu begehren. — Während Brigitte des

Erſtaunens, jene des Erzählens kein Ende finden konnte, waren ſie bereits vor dem Hauſe des Bürgermeiſters angekommen. Zürnend trat Irmgarde den fröhlichen Mädchen entgegen, ſchalt ſie wegen ihres langen Ausbleibens im Walde, und erzählte, wie ſich während der Zeit manches Wichtige begeben und ſie den Aufzug eines fremden fürſtlichen Geſandten durch ihr zügelloſes Umherſtreifen verſäumt hätten, der mit einer wichtigen Botſchaft vor ihrem Vater erſchienen ſei. Iſolde erfuhr zu ihrem Erſtaunen, daß dieſer ſofort mit dem fremden Botſchafter abgereiſt ſei, und erſt morgen Abend wiederkehren werde, und da dies etwas ganz Neues, Unerhörtes war, ſo erfüllte dies ihr kindliches Herz mit bangen Befürchtungen, worüber ſie aber Irmgard von Herzen auslachte, und wiederholt den Glanz und die fürſtliche Pracht des Geſandten herausheb und mit begeiſterten Worten pries.

Während ſich nun die neugierigen Jungfrauen, vor allem aber die hoffärtige Irmgard, mit Vorſtellungen aller Art beſchäftigten, dieſe ſeltſame Erſcheinung nach ihrem Wunſch zu erklären, begab ſich Iſolde auf ihr einſames Gemach, um dort recht ungeſtört von ihrem geliebten Ulrich träumen zu können. Während ihre Hand nun

faſt unbewußt nach dem Rocken langte, und ſich im mechaniſchen Fleiß die Goldfäden im raſchen Schwung um die tanzende Spindel ſchlangen, ſpann ihre geſchäftige Phantaſie in gleicher Thätigkeit der Hoffnung ſchimmernde Fäden, und verſenkte ſie in ein Paradies voll der anmuthsvollſten Freuden, an welchem die Stunden in pfeilſchnellem Tanze vorüberzogen.

Indeß ſie nun träumte und ſann, hatte Meiſter Herbert eine Reiſe voll der ſeltſamſten Abenteuer beſtanden, welche er jedoch aufs ſorgſamſte zu verſchweigen entſchloſſen war, denn die glänzenden Hoffnungen, welche er von derſelben nach Hauſe brachte, überwogen bei weitem das Bedenkliche und Geheimnißvolle, was damit verbunden war. Mit einer überaus ſtolzen Gravität, ſonſt aber mit einem gar huldvollen Geſichte, trat er, ſobald er in ſeiner Heimath angelangt war, in Iſoldens Gemach, und begann, nach feierlicher Begrüßung, zu derſelben folgendermaßen: Wen der Himmel mit einem ſchönen Töchterlein geſegnet, dem führt er auch wohl noch ein anderes, beſonders Glück, Reichthum, Ehren und Würden ins Haus. Komm in meine Arme, Iſolde, ein großes Heil blüht Dir entgegen; Trage es mit Würden, mein Kind. Der Fürſt des Böhmer-

landes hat Dich auf einem seiner Streifzüge erblickt, und ist von Deiner Schönheit dermaßen bewegt worden, daß er nichts inbrünstiger wünscht, als Dich als seine Gemahlin auf seinen Thron erheben zu können. Noch hat er wichtige Gründe, seine Bewerbung verborgen zu halten, indem einer der schlesischen Herzoge ihm seine Tochter bereits antragen ließ, worüber er sich auch anfänglich keineswegs abgeneigt zeigte, bis er Dich zufällig erblickte, wo es ihm denn sogleich klar wurde, daß nur Du, oder sonst keine auf Erden zur Zierde seines Thrones erkoren sei. Er befürchtet nun mit Recht Widerspruch jenerseits, zumal da er schon halb und halb seine Einwilligung zu erkennen gegeben, kann und darf daher seinen geänderten Entschluß nicht früher bekannt machen, als bis er Dich heimlich gerblicht, und Dich sodann als seine rechtmäßige Gattin vorzustellen vermag, zugleich aber eine seiner Städte, welche an der Grenze seines Reiches gelegen, dermaßen befestigt hat, daß er im nöthigen Fall auch den Verfolgungen Feindlichgesinnter Trotz bieten und seinem Widersacher eine tüchtige Schutzwehr entgegen stellen kann.

Also Schweigen, liebes Kind, Schweigen ist die einzige Bedingung eines Glückes, das Dir

nicht allein eine Fürſtenkrone, ſondern Deinem glücklichen Vater zugleich die Würde des erſten Rathsherrn in benannter Stadt, vielleicht ſpäter die eines Statthalters, Deiner Schweſter aber den Rang einer Aebtiſſin in einem dortigen Kloſter einbringen wird, welche kleine Vortheile ich mir ſogleich ausbedungen habe, da ich des Fürſten zärtliche Leidenſchaft für Dich ſah.

Der vom Hochmuth und Glück Berauſchte hatte im Eifer ſeiner Rede kaum bemerkt, wie während derſelben Iſolde immer bleicher und bleicher geworden war, bis ſie in gänzlicher Ohnmacht in ihren Seſſel zurückſank.

Als ſie die Augen aufſchlug, fragte ſie, den erſchrockenen Blick zu dem Vater erhebend: „Nicht wahr, was ich hörte, war nur ein neckender Traum?“ — Da betheuerte Meiſter Herbert mit Wärme die Wahrheit alles deſſen, was er geſagt, erzählte umſtändlicher von der geheimnißvollen Sendung des Fürſten, und wie er ihn ganz geheim auf einem abgelegenen Bergſchloſſe empfangen habe, und wies zum Beweiſe einen Demantſchmuck hervor, den der Fürſt, theils um die Aechtheit ſeiner Abſicht zu beſcheinigen, theils um das Herz der ſchönen Iſolde ſich im voraus

zu gewinnen, der künftigen Beherrscherin der Böhmerlande zugesandt habe.

Isolde weg staunend den gewichtigen, hellglänzenden Halsschmuck. Der Anblick dieser Kleinodien bewies ihr die Wahrheit eines Antrages, der sie mit namenlosem Schreck erfüllte, so daß sie gar nicht fähig war, etwas Verständliches zu erwiedern. Gleich einer Bildsäule saß sie vor ihrem Tischlein; der Vater aber meinte, es sei dies träumerische Versinken die natürliche Folge eines so gewaltigen Glückswechsels. — Leise schlich er sich davon, um nun auch Irmgard auf ihre künftige Bestimmung vorzubereiten.

Fliehen, entfliehen! dies war das Einzige, was Isolde zu denken vermochte. Wie konnte sie hoffen, auf andre Weise einem Geschick zu entgehen, das alle hoffärtigen Pläne ihres Vaters mit einem Male zu erfüllen versprach. So lange sie sich in seiner und der Schwester Gewalt befand, war an keine Berücksichtigung ihrer Wünsche zu denken, und es dünkte ihr gerathener, scheinbar den seinen Gehorsam zu leisten, um desto sicherer im Schleier der Nacht ihre Rettung in der Ferne — ach! wo anders denn als bei dem Geliebten? — zu suchen, zu dem sie hinüber zu flüchten fest entschlossen war. — Stand es in seiner Macht, sie

zu beſchützen, ſo war ſie ſeiner Hülfe gewiß; konnte er ſie aber nicht aus den Händen ihrer Verfolger erretten, ſo blieb ihr wenigſtens die Hoffnung, an ſeiner Seite zu ſterben, bei welchem Gedanken ſich ihre innere Verzweiflung in beruhigende Thränen auflöſte.

Iſolde vermochte es bei aller Anſtrengung nicht, beim Nachtimbiß zu erſcheinen. Sie ſchützte ein leichtes Uebelbefinden vor, und da Herbert noch mancherlei mit Irmgarden zu berathen und zu beſprechen hatte, ſo ließ man ihr willig gewähren. Alſobald ging Iſolde ans Werk, das Nöthige zu einer ſo weiten Reiſe zu bedenken. Sie ſchnürte, ſo ſchnell ſie konnte, ihr Bündel, verſah ſich mit einigen Schaumünzen, das Einzige, was ſie als Geſchenk ihrer Pathen von Werth beſaß, und begab ſich, als die Nacht völlig angebrochen, und alles zur Ruhe gegangen war, behutſamen Schrittes aus ihrem Gemach. Leiſe, leiſe ſchlich ſie ſich bei den Schlafkammern des Vaters und der Schweſter vorbei, öffnete ſodann die Hinterthüre und flog dann pfeilſchnell durch den Garten dem freien Felde zu, um die Landſtraße zu gewinnen. Als ſie das Gartenpförtlein öffnete, mußte ſie zu ihrem Schrecken gewahren, daß der Bach, der jenſeits der Gartenmauer floß,

dermaßen angeſchwollen war, daß ſeine Wellen hoch über den kleinen Steg gingen, der zum jenſeitigen Ufer führte.

Deſſen ungeachtet wollte ſie, des Steges kundig, den Gang über denſelben wagen, als er in demſelben Augenblick von den Fluthen zerbrochen, und vor ihren Augen hinweggeſpült wurde. — Weh mir! rief ſie im tiefſten Schmerz, unmöglich iſt es mir, aus dieſem Garten zu entkommen! — und ſtill weinend ſank ſie an der offnen Thür nieder, ihr Haupt an den alten Eichenſtamm lehnend, der jene beſchattete. Da war es, als fühlte ſie den Boden unter ſich plötzlich erdröhnen; die Thür fiel in demſelben Augenblick klirrend ins Schloß; ein heftiger Erdſtoß hob die Ruhende unſanft empor, und bettete ſie einige Schritte davon unſanft in ein Blumenbeet. Theilt die Natur die heftige Bewegung meines Gemüthes? ſagte Iſolde, verwundert umherblickend. Aber in dieſem Augenblicke herrſchte wieder die tiefſte Ruhe und Stille umher, ſo daß ſie das Flattern der Nachtſchmetterlinge und das Nagen der Todtenwürmlein vernehmen konnte, welche ganz nahe ihrem Ohre unter den Blumen umherirrten. Auf einmal wollte ihr bedünken, als ſinge eine ſehr leiſe feine Stimme ein Lied in verſtändlichen

Worten. Sie hob ein wenig das Haupt und vernahm nunmehr ganz deutlich:

Hast du wohl gehört?
Hast du wohl geschaut?
Unser König baut
Seine Felsenstadt!
In der Erde Mark
Wühlt sein luftger Troß.
Baut für seine Braut
Ein befestigt Schloß.
Stadt und Schloß ersteht
In der stillen Nacht;
Eh' der Hahn noch kräht,
Ist das Werk vollbracht! —

Träume ich, oder wache ich? rief Isolde. Aber ein neuer heftiger Erdstoß bewies ihr, daß sie vor der Hand noch der Wirklichkeit angehöre. Mit lautem Krachen stürzte in demselben Augenblick ein Theil der Gartenmauer ein, unter welcher sie noch vor wenigen Minuten geruht hatte. Erschrocken fuhr Isolde empor, und eilte, von der Gewalt des Sturmes getrieben, fast unwillkürlich dem Hause zu. Hier irrte das zitternde Gesinde mit Meister Herbert und Irmgarden in stummem Schrecken durch einander.

Zündet die Lichter an, rief jener: hört ihr nicht? die ganze Hölle ist los! Erdbeben, Sturm

und Gewitter und obendrein der verwaledeite Teufelsſpuk — die letzten Worte murmelte er nur ganz leiſe vor ſich hin, aber Iſolde hatte ſie wohl vernehmen. Habt Ihr es auch gehört? fragte ſie überraſcht. O hättet Ihr mit dem Fürſten der Böhmerlande kein übereiltes Bündniß geſchloſſen! Mir ahnet, daß uns dies nun und nimmermehr Segen bringt!

Aber Meiſter Herbert herrſchte ihr zornig entgegen: Gehe Du nur zur Ruhe, Du Nachtwandlerin; ich weiß gar wohl, was ich zu glauben habe, oder nicht, und laſſe mich durch ſolch' erbärmliches Kobeldgeſindel nicht irre machen. Hiermit ſchritt er, erhitzten Antlitzes, von dannen, murmelte noch dann und wann: Narrenspoſſen, Teufelsſpuk! und ſchlug dann, in ſein Schlafgemach zurückkehrend, die Thür heftig hinter ſich zu.

Iſolde hatte ſich, ſobald die Nacht ruhiger geworden war, in ihr Kämmerlein begeben, denn für heut war an kein Entkommen zu denken, und ſie mußte ihre Flucht auf günſtigere Zeiten verſchieben.

Es begab ſich aber, daß am andern Morgen einige Reiſende, welche das Städtlein paſſirten, bei Meiſter Herbert einſprachen. Sie erzählten viel von dem Unwetter der verwichnen Nacht,

und von den Verwüstungen, welche es hin und wieder im tiefern Gebirge angerichtet habe. Es scheint, schloß der Eine, als wolle sich der Berggeist wieder einmal den Bewohnern seines Gebietes bemerkbar machen. Es war ein Arbeiten und Dröhnen unter der Erde, als solle sie ganz Neues, noch nie Gesehenes erzeugen; und wenn wir der Versicherung einiger Bergleute trauen dürfen, so hat sich bereits diese Vermuthung bestätigt. Man spricht von einem großen wunderbarlichen Felsenbau, doch vertraut es einer dem andern nur unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, als fürchteten sie den gewaltigen Bauherrn, von dem wir übrigens schon viel und mancherlei gehört und erfahren haben, durch vorzeitiges Plaudern zu erzürnen.

Man thut auch recht wohl daran, unterbrach Meister Herbert den Erzähler mit Wichtigkeit: uns sind auch Nachrichten hierüber zu Theil geworden; und obgleich allerdings jener so eben erwähnte Bau ganz still, schnell und heimlich vollbracht werden soll, so kann ich Euch dennoch aus guten Gründen versichern, daß man hier dem Berggeist zu viel Ehre anthun würde, wenn man denselben auf seine Rechnung schreiben wollte. Es wird sich überdies in Kurzem ausweisen, wem

zu Ehren solches geschehen, und wer in dieser Burgfeste residiren soll.

Ihr scheint sehr genau von der Sache unterrichtet, entgegneten die Fremden; wollt Ihr uns nicht gefälligst näheren Aufschluß geben? — Fragt binnen heute und vierzehn Tagen wieder einmal zu, dann möchte ich nicht abgeneigt sein, Eure Bitte zu gewähren, gab Herbert übermüthig zurück, indem er behaglich sein Glas leerte, das ihm Isolde, die Gäste bedienend, gefüllt hatte. Diese aber, welche durch dieses Gespräch aufs neue an das ihr bevorstehende Schicksal erinnert worden war, fühlte bei der Erwähnung dieser kurzen Frist aufs lebhafteste die Nothwendigkeit einer baldigen Flucht, um so mehr, da sie sich, so oft von dem Böhmer-Fürsten die Rede war, eines tiefen innern Grauens nicht erwehren konnte.

Der Erzähler hielt hier in seinem Vortrage inne, und blickte wie fragend im Kreise umher. — Wir ahnen wohl, begann eine der Damen, daß hier, wie bei allen Gebirgssagen, der gewaltige Rübezahl im Spiele sein wird. Ich wünschte, entgegnete jener, Sie belegten dies geheimnißvolle Wesen, diesen mächtigen Geist, dessen Scepter sich über die stolze Sudetenreihe erstreckt, nicht mit einem Namen, der den Schein

der Lächerlichkeit auf denſelben werfen muß. Wenigſtens kannte man damals weder ihn, noch die Sage, woven man ihn herleiten will, und ſprach mit gröſſerer Ehrfurcht von den Wundern ſeiner Macht und ſeiner Gewalt. Was übrigens Ihre Vermuthung betrifft, ſo iſt ſie vollkommen gegründet; niemand anders, als der mächtige Bergkobold war es, der unter der Maske des böhmiſchen Fürſten den hoffärtigen Bürgermeiſter getäuſcht und um die ſchöne Iſolde geworben hatte. Schon längſt war ſein Auge auf die reizende Jungfrau gerichtet geweſen; er hatte ſie oft beobachtet, wenn ſie, ohne ſeine Nähe zu ahnen, in den waldigen Bergthälern luſtwandelte. Bald war er als alter Bettler ihr entgegen getreten, um von ihrer Hand ein Almoſen zu gewinnen, das er ſodann bei ſeinen erſten Kleinodien verwahrte; bald hatte er als Köhler zu ihrem Wegweiſer gedient, um ſich recht lange an ihrem wundervollen Anblick zu weiden. So war allmählich ihre Nähe ihm Bedürfniß geworden, bis jener Augenblick, wo er Iſolden an der Seite des fremden Ritters erblickte, dies Gefühl zu einer ſo heftigen Leidenſchaft ſteigerte, daß er, von Eiferſucht getrieben, das Gelübde that, weder Liſt noch Gewalt zu ſparen, um die reizende Iſolde zu ſeinem Eigen-

thum zu gewinnen, und ſie, nach der alle Blicke gerichtet waren, ſodann ihren Freiern zum Trotz, in ſein unterirdiſches Gebiet zu entführen. Wohl wäre es ſeiner Macht ein Leichtes geweſen, ſchon damals, als die einſame Jungfrau ſich in der Felshöhle und ſomit in ſeinem Gebiete befand, ſolche in ſein Reich herabzuziehen; aber der lächerliche Hochmuth des Bürgermeiſters und ſeines albernen Töchterleins hatte längſt ſeinen Muthwillen in eben dem Grade gereizt, als Iſoldens Anmuth und Liebenswürdigkeit die heftigſte Leidenſchaft in ihm entzündet hatte, und er beſchloß, jene ſowohl für ihren Dünkel zu beſtrafen, als er ſich dieſe zu beglücken vorgenommen hatte, wozu er alles aufbieten wollte, was in ſeine Macht gegeben war.

Zu dieſem Zweck erbaute er nun in einem der abgelegenſten Thäler ſeines Gebietes eine Stadt, die an Pracht und Glanz alles übertreffen ſollte, was jemals Menſchenhände erſchufen. Auf ſein Gebot regten ſich die geheimnißvollen Kräfte der Unterwelt; Waſſer, Feuer und die Stürme der Tiefe brachen in dienſtfertigem Eifer hervor, der Stimme ihres Herrſchers gehorchend.

Das Mark der Erde brauſte, von gewaltigen Orkanen gerüttelt, neue Formen erzeugend, empor,

und aus dem geborſtnen Grunde ſtieg die rieſige Felſenſtadt, ſchroff und finſter wie die freudenloſen Geſtalten der Tiefe, aber rieſig und erhaben in ihrem Entwurf, des kühnen Architekten Hand in den abenteuerlichſten Formen verrathend. Viele Meilen im Umkreiſe erzitterten Höhen und Thäler, als ſich die gewaltigen Steinmaſſen hervorrangen aus dem Dunkel der Tiefe. Im wilden Getümmel ſtürzten die Gießbäche durch einander, tauſendjährige Eichen und rieſige Tannen ſanken entwurzelt von den Höhen herab, Klüfte und Untiefen öffneten ſich im wilden Tumult der Natur, und manche friedliche Berghütte verſank, von herabdonnernden Felsſtücken in ewige Nacht begraben. — So war die ſchreckliche Nacht, in der der Bau jener gigantiſchen Felſenſtadt beendigt wurde. Noch lebt ihr Andenken in den Sagen der Bergbewohner.

Stolz überſah nun der gewaltige Berggeiſt von einer der hohen Thurmſpitzen ſeine neue Schöpfung. Auf ſeinen Wink verſtummten die Orkane, und die Fluthen und Flammen, welche das geheime Triebwerk bewegt hatten, traten, von ſeinem Machtwort gehalten, in ihre Schleuſen zurück.

Jetzt begann nun die Arbeit der Gnomen. Ihnen war es übertragen, die ſteinernen Paläſte,

Mauern und Thürme mit gefälligem Firniß zu überziehen, jedes der Gebäude mit Dächern, Fenstern und Thüren zu verſehen, die, wenn auch nicht für die Dauer gearbeitet, doch wenigſtens auf kurze Zeit dazu dienen ſollten, den ſteinernen Paläſten das Anſehen eleganter, bequemer Wohnungen zu geben. Im Verlauf einiger Tage war das Werk beendet, und der Berggeiſt ſandte aufs neue ſeinen Botſchafter aus, um den Bürgermeiſter aufzufordern, die neue Bergfeſte in Augenſchein zu nehmen. Als der Geſandte, begleitet von einem ſtattlichen Troß, in früher Morgendämmerung vor das Haus des Bürgermeiſters kam, trat dieſer ſo eben zornerglüht aus demſelben, um ſein Leibroß zu beſteigen. Iſolde war während der Nacht verſchwunden, und da ſie den Abend vorher manches verdächtige Wort geäußert, auch wohl hin und wieder auf ein früheres Bündniß angeſpielt hatte, welches ſie hindere, des Vaters Willen Gehorſam zu leiſten, ſo konnte ihre Abſicht, ſich durch heimliche Flucht zu retten, nicht lange verborgen bleiben. Von Zorn und Beſorgniß gleich heftig bewegt, beſtürmte der unglückliche Vater den Abgeſandten des Fürſten, ihm in ſeinem Vorhaben behülflich zu ſein, und ſammt ſeinen Reitern aufzubrechen, um die Flüchtige einzuholen, wofür er

ihnen im Namen ihres Fürsten große Belohnung verhieß. Er selbst bestieg zugleich sein Roß, und begab sich, mit diesen vereint, die Straße nach Preßlau hinab; denn daß dieses der Weg sey, welchen Isolde genommen, bezeugte ihr Schleier, so man auf demselben zu ihrem Unglück gefunden hatte.

Gar bald aber hatten die fremden Reiter einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. Keuchend trabte ihnen der schwerfällige Bürgermeister nach, bis jene endlich ganz aus seinem Gesichte verschwanden. Während dieser sich nun so allein und verlassen sah, stieg sein Unmuth, seine Besorgniß immer höher. Wenn sie entflohen, wenn sie für immer entschwunden war, was wurde dann aus ihm, was aus allen seinen geträumten Glücksgütern und Ehrenstellen! — Anstatt daß er durch Isoldens Vermittlung zum ersten Rathsherrn, zum Statthalter und, wer weiß zu welchem hohen Range noch sonst emporsteigen konnte, wurde er durch ihre Flucht nicht allein ein Gegenstand des Spottes und Bedaurens bei allen denen, auf die er herab zu blicken gewohnt war, sondern die Gunst des Fürsten konnte sich auch leicht in Haß gegen ihn verwandeln, daß er nicht bessere Maßregeln getroffen, ihm die versprochene Braut zu bewah-

ren. Mit glühendem Geſichte und ängſtlich pochendem Herzen ſchwor er, im Fall das Glück ihn noch einmal von der Laſt ſeines Kummers befreien wolle, Iſolden fortan in ſtrengeren Gewahrſam zu geben, und ſie ungeſäumt dem Fürſten von Böhmen zuzuführen, um jeder fernern Verantwortung überhoben zu ſein.

Da zog ein dicker Staubwirbel die Straße entlang. Die Reiter ſprengten daher, die ſchöne Iſolde in ihrer Mitte. Sie hatten ihr die zarten Hände kreuzweis über die Bruſt gebunden, und ihr Geſicht mit einem Schleier verhüllt, damit die Vorübergehenden nicht, von ihrer Schönheit gerührt, ihr zu Hülfe eilen möchten.

Ungerathene und verwegene Dirne! redete ſie der Bürgermeiſter an: haſt du muthwillig des Vaters Haus verlaſſen, ſo ſollſt du auch daſſelbe fortan nie mehr betreten! Du haſt mich belehrt, daß du noch einer ſtrengern Aufſicht bedarfſt, als der meinen, und ſo ſei dir hierin auch nach Willen gethan!

Und er winkte den Reitern, ſie feſter zu binden, ergriff darauf ſelbſt den Zügel ihres Pferdes, und gebot dem Abgeſandten, ihm nunmehr den Weg zu der bewußten Burgfeſte zu zeigen.

Ganz erſtarrt von der ſchneidenden Morgen-

luft, und eben ſo von Schreck und Entſetzen im Innern gelähmt, ſchaute Iſolde vor ſich hin. Sie empfand nichts, ſie dachte nichts, ſie ſtarrte mit thränenleeren Augen in die Gegend hinaus, die ſie in ſchneller Reiſe durchzogen, bis endlich der ſtumme Troß an einer rieſigen Felsmauer hielt, über welcher die Kuppeln zahlloſer Thürme und Schlöſſer hervorragten.

Das iſt mein Grab! ſeufzte ſie, einen ſterbenden Blick in die Ferne zurückwerfend. — Da ſprangen mit donnerndem Geraſſel die Thorflügel auf, und mit einem Laut der Verwunderung begrüßte Herbert die Wunderpracht der ſich jetzt vor ihm ausbreitenden Plätze und Straßen.

Aber wie iſt es denn möglich, ſo ſprach er zu ſich ſelbſt, daß dieſes Meiſterſtück der Baukunſt mir ſo lange verborgen bleiben konnte, da ich doch von andern berühmten Städten erzählen hörte, und ſie mit Augen geſehen habe?

Das kommt wohl daher, entgegnete der Botſchafter, daß Keiner ohne unſere Leitung den Weg hierher durch die Felſen und Wälder zu finden vermag, und ſomit die glänzendſte Stadt unſeres Reiches von gar wenigen geſehen wurde, ja faſt allen noch ein Geheimniß blieb. Was übrigens die hohen Mauern und Wartthürme und ſonſtigen

Festungswerke betrifft, so sind diese so eben erst beendet worden. Die Arbeit mußte schnell gehen, die Hälfte unserer Landesleute war in Bewegung. Aber nun steht das Werk auch zur Verwunderung Aller vollendet da, und wer nicht weiß, welche Wunder gemeinsamer Fleiß hervorzubringen vermag, der könnte thöricht genug sein, es für Zauberei zu halten. — Der Bürgermeister lächelte verlegen, denn in der That war er eben in Versuchung gerathen, zu glauben, der Fürst hätte sich bei diesem Bau übernatürlicher Mittel bedient. Wohin er sah, glänzte alles von reichen, kostbaren Verzierungen; keine Residenz auf weiter Erde, das mußte ein Jeder gestehen, war dieser an Herrlichkeit zu vergleichen. Aber noch höher sollte sein Erstaunen steigen; so eben hielt der Troß vor der Riesenmauer, welche das Schloß des Fürsten umgab. Mit einem Wallgraben umgeben, schien dieses mit seinen Kuppeln und Thürmen eine zweite Stadt zu bilden; dabei war weder Eingang noch Brücke zu sehen, so daß man nicht wußte, wie man in jene Veste gelangen sollte. — Indem Meister Herbert so eben sein Haupt wie fragend erhob, stieß einer der Botschafter ins Horn und alsobald fiel mit polterndem Gerassel eine Zugbrücke herab, und zugleich zeigte sich ein

Pförtlein in der Ringmauer, welches aber so eng war, daß nur mühsam ein Reiter nach dem andern hindurch zu dringen vermochte. Ein tiefer Seufzer drängte sich aufs neue aus Isoldens Busen hervor. Hier ist an kein Entkommen zu denken! flüsterte sie leise vor sich hin, indem sie schweigend an der Seite ihres Vaters durch den langen dunkeln Thorweg ritt. — Jetzt sind wir zur Stelle! rief der Botschafter. Unwillkürlich schlug Isolde die Augen empor; aber bald senkte sie aufs neue dieselben, so blendete sie der Anblick des schimmernden Palastes. Welche Pracht, welcher Glanz ringsumher! Von porphyrnen Säulen umgeben, erhob sich das stolze Gebäude in den edelsten Verhältnissen; Dach, Kuppeln und Portal glänzten von gediegenem Golde, und um das letzte schlangen sich weit herabhängende Festons von den lieblichsten Blumen, welche, von kostbaren Steinen künstlich nachgebildet, an Frische den Frühling zu übertreffen drohten. Hinter dem Schlosse aber winkte mit tausend blühenden Wipfeln und schattigen Laubgängen ein unermeßlicher Garten; süße Düfte wallten von dort herüber, und bezeugten, daß diese Blüthen der Natur angehörten, obgleich noch kein menschliches Auge sie in solcher Vollkommenheit und Fülle gesehen hatte.

So traurig die Stimmung Iſoldens bis dieſen Augenblick geweſen war, ſo konnte ſie doch nicht umhin, mit immer ſteigendem Genuß auf dieſe nie geſehene Pracht und Herrlichkeit zu blicken. Sie fühlte zum erſten Male die Gewalt, welche ſchöne äußere Formen und Verhältniſſe faſt unwillkührlich auf Sinne und Gemüth üben, und geſtand ſich, daß wenn Allrich der Fürſt und Beſitzer dieſes Schloſſes wäre, ſie unſtreitig die Beneidenswertheſte unter allen Erdentöchtern genannt werden dürfte. Während ſie dieſen Gedanken weiter zu verfolgen bemüht war, waren ſie in das hohe Gebäude getreten, und bald unterbrach die Erſcheinung des Fürſten ihre ſeligen Träume.

Der verſtändige Berggeiſt hatte ſich, mit den Forderungen eines jungen Herzens vertraut, in die angenehmſte Geſtalt begeben, die er hervorzuzaubern im Stande war. Gleich ſtrahlend an Körperſchöne und auserwählter Kleiderpracht, trat er mit huldvollen Blicken ſeinen Gäſten entgegen, und führte ſie, die Botſchafter mit einem gebietenden Blicke entlaſſend, in ſeine Gemächer. — Meiſter Herbert ſtammelte, von dem Gefühl ſeines eigenen Nichts und dem Anſchauen der fürſtlichen Größe ganz verwirrt, einige Worte, bat um eine minutenlange geheime Audienz, worauf ſich der

Fürſt nach einigen verbindlichen Worten zu der unter ihrem Schleier hoch erröthenden Iſolde, mit ihm in das Nebengemach begab. Iſolde wagte, als ſie ſich allein ſah, zum erſten Male wieder frei Athem zu ſchöpfen. Sie blickte umher; tauſendfach warfen die hohen Spiegelwände ihr Bild zurück, und zeigten ihr ihr glühendes Geſicht, auf welchem Schmerz, Ueberraſchung und die peinlichſte Furcht um den Vorrang ſtritten. Und dieſe armſelige Geſtalt vermochte den vornehmen Gebieter dieſer Wunderwerke zu feſſeln? ſprach ſie leiſe vor ſich hin. Was bin ich denn gegen ſeine Größe, ſeine Gewalt? Wie ſoll ich Arme zur Zierde eines Thrones gereichen, um welchen Fürſtentöchter ſich drängen? O hätte man mich in meiner Verborgenheit gelaſſen! Allrich! mein Rufen wird nicht zu dir hinüber dringen, keine Ahnung verkündet dir, daß man mich gewaltſam dir entziehen will! Aber noch bin ich Herr meines Willens! Keiner Macht auf Erden ſoll es gelingen, meine Gelübde zu brechen, bevor der Tag gekommen, an dem du wieder zu kehren verſprachſt.

Ermuthigt von dieſem Gedanken, erhob ſie ſtolzer ihr Haupt und ſchritt durch das glänzende Gemach ſichrer auf und nieder. Da kehrte der Fürſt in Begleitung ihres Vaters zurück; ehrer-

bittet; nahte er Iſolden und bat, ſich den Aufenthalt in den Gemächern ihrer künftigen Hofdamen ſo lange gefallen zu laſſen, bis ſie ſelbſt eine Zeit feſtgeſetzt habe, zu welcher ſie ihn mit dem Geſchenk ihrer Hand beglücken wolle. Er hoffe, ſich während dieſer Zeit ihr Vertrauen, vielleicht auch ihre Gunſt zu erwerben, indem er ihr beweiſen wolle, daß er alles zu thun geſonnen ſey, was ihre Zufriedenheit zu erhöhen vermöchte. Iſolde fühlte ſich ſeltſam beklommen von der beſcheidenen, faſt demüthigen Rede des Fürſten. Doch wie es faſt immer geſchieht, daß fremde Ehrerbietung das Gefühl eignen Werthes erhöht, ſo konnte ſie bald in gar ſichern und entſchloßnen Worten dem Fürſten entgegnen, wie Frauengunſt allerdings ein ganz freies Geſchenk ſei, und durch keine Macht der Erde erkauft werden könne, und wie er es daher der Zeit überlaſſen müſſe, eine Neigung in ihr zu erwecken, welche ſie ihm jetzt noch keineswegs zu verſprechen vermöchte.

Meiſter Herbert, der, während ſie ſprach, wie auf glühenden Kohlen geſtanden hatte, wollte eben dieſe anmaßende Rede durch einige erläuternde Worte zu mildern verſuchen, als ſich der Fürſt aufs demüthigſte vor Iſolden verneigte, und ihr verſprach, ſein Glück allein von ihren Hän-

den zu erwarten. Hierauf bot er ihr seinen Arm, um sie in ihre künftige Behausung zu führen. Sie durchwanderten mehrere Gemächer, wo eines stets das andere an geschmackvoller Anordnung und reicher Verzierung übertraf, bis sie endlich in dem Flügel des Schlosses anlangten, welcher zu der Wohnung der Frauen bestimmt war. Der Fürst öffnete nun eins der Gemächer, dessen Fenster den endlosen Garten frei überschauen ließen. Hier athmete alles die lieblichste Ruhe, den tiefsten Frieden, und obgleich dieses Gemach fast das einfachste unter allen zu nennen war, so gefiel es eben darum Isolden ganz besonders, und der freundliche Blick, den sie hier dem Schloßherrn zuwarf, bezeugte ihm, er habe ganz ihren Sinn getroffen. Mehrere Instrumente, vor allem aber eine mit Juwelen reich besetzte Zither, schmückten die Wände des kleinen Gemachs.

Wenn Euch diese Künste noch fremd sind, Ihr aber solche zu erlernen wünschet, begann der Fürst, so dürft Ihr nur diese kleine Thüre öffnen, und Euer Begehr laut in das finstere Gemach hinein rufen. Alsobald wird diejenige Lehrerin erscheinen, die Ihr zu befragen begehret; übrigens bitte ich Euch, jenen Raum nie selbst zu betreten. Es möchte Euch nicht ziemen, der Behausung mei-

ner Dienerinnen, welche dicht daran gränzt, alſo zu nahen, auch haben dieſe ausdrücklichen Befehl, Euch nie, außer auf Euer Gebot, mit ihrer Gegenwart zu beläſtigen. Einmal des Tages werdet Ihr mir erlauben, Euch auf Euerm Zimmer zu ſehen; doch ſoll es allemal von Euch abhangen, wie lange ich das Glück Eurer Geſellſchaft genießen darf. — Iſolde verneigte ſich ſtumm; aber ihr Blick lächelte dankbar zu dem edlen Fürſten hinüber, deſſen Güte ihr Herz in der That lebhaft zu rühren begann. — Ich werde Euch erſuchen müſſen, in dieſem Gemach von Eurer ſchönen Tochter Abſchied zu nehmen, fuhr der Fürſt nun, zu Herbert gewandt, fort. Ich eile, Euch nunmehr in Euren künftigen Palaſt zu führen, und Euch das Kloſtergebäude zu zeigen, in welchem Eure würdige Tochter Irmgard für die Zukunft zu hauſen gewünſcht; die ſchöne Iſolde aber ſoll nach meinem Wunſche den Augen der Neugierigen ſo lange verborgen bleiben, bis ich, ihres Entſchluſſes gewiß, ſie auf meinen Thron erheben darf. — Nach mancher väterlichen Ermahnung ſchied Herbert von der von Angſt und Ueberraſchung ganz betäubten Iſolde. Er mußte alle ſeine Kräfte zuſammennehmen, um ſeinem fürſtlichen Gönner zu folgen, denn dieſer ſchritt,

wie von Zephyren getragen, vor ihm her, bis sie außer dem Schloßgebiete sich vor den stattlichen Gebäuden befanden, welche zu benannten Zwecken bestimmt waren. So gern der Bürgermeister auch das Innere beschaut hätte, so mußte er sich für heute mit der glänzenden Außenseite begnügen; der Fürst machte keine Miene, seiner Bewunderung durch das Beschauen der inneren Herrlichkeiten ein noch weiteres Feld zu eröffnen; er führte ihn nach kurzer Uebersicht seines künftigen Eigenthums in sein Schloß zurück, wo bei dem leckersten Mahle, das je die Tafel eines Fürsten geziert, das Nöthigste über die Zukunft verhandelt wurde, bis man darin übereinkam, daß, sobald Isolde den Wünschen des Schloßherrn Gehör gegeben, der Tag der Vermählung mit dem des feierlichen Einzuges des Statthalters und der Aufnahme der Aebtissin zugleich durch ein Fest gefeiert werden sollte. Der Fürst versprach das Weitere durch seinen Botschafter sagen zu lassen, führte hierauf seinen Gast die breite Marmortreppe hinab, und verabschiedete ihn huldvollst, während ihn seine vorigen Reisegefährten in Empfang nahmen, um ihn zu seiner Heimath zu geleiten. Als er wiederum durch die langen Straßen und Plätze ritt, fiel es ihm seltsam aufs Herz, daß kein lebendi-

ges Weſen in dieſen weiten Räumen zu ſehen war; überall tiefe Stille, auch in den Gebäuden keine Spur regſamen Lebens. Er äußerte hierüber ſein Befremden gegen ſeine Begleiter, doch erwiderten dieſe leichthin: Wißt Ihr nicht, daß es Mittagszeit iſt, lieber Herr? Mit dem Schlage ein Uhr geht alles zur Tafel; Menſch und Thier iſt an dieſe Ordnung gewöhnt, und Keiner darf ſich von dieſer Einrichtung ausſchließen. — Der Bürgermeiſter ſchwieg, beſchämt durch die ſtrenge Ordnung und Pünktlichkeit, welche hier überall waltete, und tadelte ſich, daſſelbe Geſetz nicht auch bei ſeiner Bürgerſchaft eingeführt zu haben.

Während Herbert nun, zu Hauſe angelangt, ſeiner Tochter Irmgard von den Wundern dieſes Tages erzählte, auch wohl hin und wieder bei ſeinen Freunden und Nachbarn ein Wort anzubringen verſtand, welches die beſondere Gunſt und Gnade des gewaltigen Böhmer-Fürſten, die ihm zugefallen, verrieth, ſaß Iſolde in ihrem Gemach an einem der zierlichen Bogenfenſter, und blickte mit ſeltſam gemiſchten Gefühlen in den blühenden Garten hinaus. Wie glücklich, ach wie glücklich wäre ich zu preiſen, ſeufzte ſie, wenn Du, mein Ullrich, mit mir dies Paradies bewohnteſt! So aber drückt jede Freude, die in meiner Seele em-

persteigt, den Dorn des Schmerzes zugleich in mein Herz! Ich erblicke, trotz der lieblichen Verhüllung, überall nur die Kerkerwand, die mich auf ewig von Dir scheiden soll, und jede Regung des Wohlgefallens an der Herrlichkeit, die mich umgiebt, wird mir zum Vorwurf, zur Schuld!" — Als sie diese Worte gesprochen, brach sie unwillkürlich in die bittersten Thränen aus, und noch waren ihre Wangen von denselben benetzt, als der Schloßherr in Isoldens Gemach trat. — Ihr weint? begann er betrübt. Vermag denn nichts Euch Freude zu machen, und sind meine Bestrebungen so gänzlich vergebens gewesen? Alles bot ich auf, um Euern Aufenthalt zu schmücken; wird denn nie eine Zeit erscheinen, wo ich den süßen Lohn Eurer Zufriedenheit, Eurer Huld einerndten darf? — Wohl erkenne ich Eure Güte, erwiederte Isolde; aber noch ist mein Herz unfähig, sich ihrer zu erfreuen. Verzeihet daher meine Thränen, vielleicht gelingt es der Zeit, sie zu trocknen. Man hat mich zu Eurer Gefangenen gemacht; seid großmüthiger, laßt mir wenigstens die Freiheit der Gedanken, damit sie ziehen dürfen, wohin sie das Herz lockt! — Sie wollte noch mehr sagen, aber die Blässe, die plötzlich das Ge-

ſicht des Schloßherrn überflog, machte, daß ſie erbebte und ſchwieg.

Nur um eine Vergünſtigung fleh ich! ſprach jetzt mit zitternder Stimme der Fürſt: nur um eine für alle Liebe und Huld, die ich für Euch in meinem Herzen trage! Erwähnet nie in meiner Gegenwart eines Namens, der der einzige auf weiter Erde iſt, den ich nicht ruhig zu ertragen vermag. Ueberlaßt es mir, mit jenem Ritter an Ergebenheit und Treue zu wetteifern. Es kommt wohl die Zeit, wo Ihr den Werth wahrhafter Zuneigung von flüchtigem Jugendrauſch unterſcheiden werdet: bis dahin kein Wort mehr von dem, deſſen Namen ich ſo wenig wie ſeiner Erſcheinung begegnen will! — Dieſe letzten Worte klangen faſt gebieteriſch. Der dunkel flammende Blick, der ſie begleitete, bewies Iſolden, wie ſie nie mehr jenes Gegenſtandes erwähnen durfte, aus Furcht, den Fürſten aufs heftigſte zu reizen. Sie ſeufzte tief, und verhüllte aufs neue ihr Geſicht. — Da langte der Schloßherr die koſtbare Zither von der Wand herab, legte ſie ſanft in Iſoldens Arm, und begab ſich dann leiſen Schrittes aus dem Gemach. Unwillkürlich glitten die Hände der Jungfrau über die Saiten; da war

es, als tönte eine tröstende Seimme aus denselben, die überaus wohlthuend zu ihrem Herzen sprach. Sie versuchte eines ihrer kleinen Lieder, und staunte über den Wohllaut, welchen dieses zauberische Instrument ihr verlieh. Allmählig wurde das Verlangen in ihr rege, größere Fertigkeit zu erlangen; sie gedachte der Worte ihres Gebieters und begab sich zugleich zu der kleinen Pforte, um eine Lehrerin zu begehren. Kaum war dieser Wunsch ausgesprochen, als leise Tritte durch den dunkeln Raum erklangen, und eine kleine weibliche Gestalt in das Zimmer trat. Die langen grauen Gewande, in welche dieselbe gehüllt war, gaben ihr etwas Gespenstisches, und schon bereute Isolde ihr Begehr, als die überaus freundliche und angenehme Stimme, mit welcher das Hofsfräulein sie anredete, sie einigermaßen mit ihrem seltsamen Aeußern versöhnte. Ich werde Euch, wenn Ihr erlaubt, einige Lieder vorsingen, begann jene auf Isoldens wiederholtes Verlangen: wenn Ihr nur eingermaßen aufmerksam sein wollt, so werdet Ihr ohne alle Mühe diese Melodien nachspielen können. Unser Unterricht besteht nur in der Kunst, das, was wir vortragen, so tief und innig in andere Seelen zu hauchen, daß es sogleich darin Wurzel faßt, und in ähnlichen Klän-

gen zurücktönt; mit einem Wort: das Echo in der Menſchenbruſt zu erwecken. Habt Ihr den Sinn des Ganzen nur treu erfaßt, ſo findet ſich das Mechaniſche ganz von ſelbſt. Verſucht es nur, ſchönes Fräulein, und Ihr werdet meine Worte beſtätigt ſehen. —

Alſobald begann die graue Lehrerin ihren Unterricht. Neue, nie gehörte Melodien zogen in wonnevollen Tönen an Iſoldens Seele vorüber. So hatte noch keine Muſik ſie bewegt; ganz begeiſtert langte ſie nach den Saiten, und wie es das Fräulein geſagt, tönte jetzt aus Iſoldens Buſen dieſelbe entzückende Melodie, und auch die Hände ſchienen von übernatürlichen Gewalten bewegt, dieſelben Accorde zu finden, welche jenen Geſang begleitet hatten. — Ein nie geahntes Glück dämmerte bei dieſer Entdeckung in Iſoldens Gemüth empor. Sie konnte des ſüßen Wechſelſpiels nicht müde werden; ihr Vergnügen daran ſchien eben ſo unerſchöpflich, als die Kunſtfertigkeit ihrer Lehrerin. Es war ſchon ſpät am Abend, als ſie ihre Gefährtin entließ. — Noch einmal nahm ſie ihre Zither hervor, um ſich ihrer Tonſätze immer inniger zu verſichern; aber ſeltſam, ſie vermochte jene Lieder nur noch leiſe zu wie-

derholen; ihre Stimme ſchien matter, ihre Begeiſterung erloſchen zu ſein; bald wußte ſie ſich gar nicht mehr auf dieſelben zu beſinnen, bis ſie zuletzt voll Betrübniß die Zither niederlegte. Als die Nacht herangekommen war, und ſich Iſolde, von Müdigkeit ergriffen, auf das weiche Ruhebett niedergelegt hatte, begannen die ſeltſamſten Träume ihren Sinn zu umgaukeln. Bald durchzog ſie auf leichter Reiſe die lieblichſten Gegenden, bald wurde ſie auf einem mit Blumen bekränzten Nachen auf kryſtallnen Fluthen geſchaukelt, bald vernahm ſie die entzückendſten Töne, die ihr Herz mit den angenehmſten Gefühlen durchſtrömten. Ueberall aber begegneten ihre Blicke einer Geſtalt, die, obgleich von überirdiſchem Glanze umfloſſen, die Züge des Schloßherrn mit Ulrichs Mienen aufs ſeltſamſte vereinte; an ihrer Hand durchzog ſie die lachenden Gefilde, von ihrem Arm umſchlungen, vernahm ſie die ſüßen Töne, doch ſchien das liebliche Bild mit jedem Augenblick in Duft und Glanz zerrinnen zu wollen. Als ſie am Morgen erwachte, ſeufzte ſie unwillkürlich, daß der ſchöne Traum von ihr genommen war; ihr Herz pochte in unruhigen Schlägen; ſie ſprang auf und blickte in die lachende Blumenflur, auf die duftenden Gärten hinab. —

„Wohl iſt das reizende Eden, was ich im Traume ſah, aber der Engel fehlt, der mich begleitete!“ ſeufzte ſie, von banger Sehnſucht bewegt. — Da zog es ſie wie mit geheimer Gewalt zum Garten hinab. Sie warf ihren Schleier über und trat leiſen Schrittes aus ihrem Gemach. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie im Augenblick, wo ſie die Thür geöffnet, ganz nah vor derſelben den Schloßherrn gewahrte, der das Haupt auf die Thürſchwelle gebettet, in ruhigem Schlummer zu ihren Füßen lag.

„Er hat mich bewacht, er ſelbſt mit Aufopferung ſeiner Ruhe die meinige gehütet!“ ſprach Iſolde zu ſich ſelbſt, indem ſie voll Erſtaunen auf den Schläfer herabblickte. Sie hatte zum erſtenmal Zeit, das Antlitz ihres fürſtlichen Freundes ungeſtört zu betrachten; Milde und Strenge waren in dieſen Zügen vereint, doch lieh ihnen die Aehnlichkeit mit jener Traumgeſtalt einen ſeltſamen Zauber. Iſolde fühlte ſich bewegt; ſie wußte nicht, war es die treue Sorgfalt des Fürſten, oder die Erinnerung des Traumbildes, was dieſe Rührung erweckte. — Leiſe trat ſie in ihr Gemach zurück. Nie ſollte der Fürſt erfahren, daß ſie um ſeine freiwillige Erniedrigung wüßte; ſie dachte ſelbſt nur mit Erröthen an dieſelbe; und

dennoch that dieſe Sorgfalt ihrem Herzen heimlich wohl.

Noch war ſie hierüber im Nachdenken vertieft, als ſich eine liebliche Muſik im Vorgemach vernehmen ließ; bei der Melodie eines Marſches ſchien ſich ein leichter Troß näher und immer näher zu bewegen. Jetzt ſprang die Thür auf, und eine Reihe ſchön geſchmückter Diener und Dienerinnen traten in dieſelbe, eine reichbeſetzte Tafel tragend, welche ſie in Iſoldens Gemach niederſetzten. Mit tiefen Verbeugungen bat einer der ſchlanken Pagen in des Fürſten Namen um die Erlaubniß, Iſolden beim Frühſtück aufwarten zu dürfen; und bald trat dieſer, nachdem Iſolde freundlich gewährt, im vollen Glanz ſeines Schmuckes ins Gemach. Mit Freundlichkeit erkundigte er ſich nach Iſoldens Befinden, ſuchte mit ſo viel Zartheit ihren Wünſchen nachzuforſchen, daß dieſe ſich immer mehr von ſeiner großen Güte und Huld bewegt fühlte; ſie erſuchte ihn um die Gunſt ſie in die herrlichen Gärten geleiten zu wollen, von deren Pracht ſie ſchon dieſe Nacht geträumet, und bald ſchritt ſie an der Hand ihres Gebieters die breite Marmorſtiege zu denſelben hinab. — Die Blumenpracht des Orients ſchien hier mit den Erzeugniſſen des heimathlichen Climas wetteifern zu

wollen. Nie hatte Iſolde ſolche Farbengluth, ſolche üppige Friſche geſehen; nie ſo ſüße Düfte geathmet. Von Staunen und Ueberraſchung erfaßt, flog ſie von Beet zu Beet, ſtand hier vor dem ſtolzen Lorbeer, der, zu Pyramiden gezogen, ſein Haupt triumphirend über die kleinen Blumengeſchlechter erhob, und verweilte dort vor der röthlich blühenden Myrthe, die, zu künſtlichen Lauben verflochten, ambroſiſche Düfte hauchte. Jetzt ſtaunte ſie die Silberfontaine an, die ihren luſtigen Strahl im Schatten blühender Orangenbäume hoch zum Himmel empertrieb; jetzt wandelte ſie ſinnig an der Seite ihres Begleiters die dunkeln Laubengänge hinab, wo Roſen, Jasmin und Acazien wetteiferten, den lieblichſten Hauch, die kühlendſten Schatten zu verſenden; alles, was ſie ſahe, füllte mit nie gekannter Wonne ihr Herz, durchſtrömte ſie mit den ſeligſten Gefühlen.

Iſolde! begann jetzt der Fürſt, welcher ſich bisher ſchweigend an ihrem Entzücken geweidet, täuſcht mich mein Herz, oder kündet der heitere Strahl, ſo Euer Auge verklärt, daß es Euch in meinem Gebiete gefällt? O ſprecht es doch aus das Wort, in dem meine Seligkeit liegt, ſprecht es aus, daß Ihr die Freuden, ſo ich Euch zu bieten vermag, nicht verſchmähet, daß Ihr hier

weilen, daß Ihr nie mehr zurück verlangen wollet nach Eurer Heimath! O Iſolde, was bisher an Reiz und Glanz Euern Augen begegnete, es iſt nur ein Schatten des Glücks, was ich Euch bieten darf, wenn ich Euch als die Meine begrüßen werde. Meine Macht, meine Liebe ſoll ſtets mit meinem Glück gleichen Schritt halten; o möchtet Ihr ihm nicht feindlich entgegenſtreben!" Der Fürſt war bei dieſen Worten vor der ſchönen Iſolde auf ein Knie niedergeſunken; ſie entzog ihm die Hand nicht, die er bittend an ſeine Lippen führte. Wollt Ihr die Meine ſein? wiederholte er einen zärtlichen Blick zu der Schweigenden emporſendend.

Ich bitte, übereilet Euch nicht, entgegnete Iſolde: wohl fühle ich mich im Genuß dieſer reichen Natur überaus glücklich und zufrieden, doch vermag ich nicht ſo ſchnell über mein Herz zu entſcheiden. Vergönnt mir noch eine kleine Friſt! Laßt den St. Hubertustag herankommen, bis dahin denke ich einen reifern Entſchluß zu faſſen! Laßt mich mein Herz ſorgfältig prüfen; Ihr habt Euch bereits ein Recht auf meinen Dank gewonnen, vielleicht gelingt es der Zeit, dieſem Gefühl einen noch ſchönern Namen zu geben.

Gern gewährte der Fürſt den Wunſch der ſchönen Iſolde! er war ſo erfreut über die Hoffnung, ſo

ſie ihm gegeben, daß er an demſelben Tage ſie mit Geſchenken aller Art zu überraſchen beſchloß, und deshalb in ſeine Schatzkammer eilte, um das Köſtlichſte und Herrlichſte für ſie zu wählen.

Mehrere Tage floſſen dahin, wovon ein jeder einen neuen Beweis ſeiner Liebe brachte. Iſolde fühlte ſich immer einheimiſcher in dem fremden Gebiet. Sie ſchweifte ungehindert in den Gärten umher, übte nach ihrem Gefallen Muſik und Geſang, und wenn es auch mancherlei gab, was ihr wunderbar und unerklärlich ſcheinen wollte, ſo ließ ihr der Zuſtand der Berauſchung, in dem ſie ſich befand, kaum Zeit zum ernſtern Nachdenken darüber. Sie war überall mit Wundern umgeben; ja ſie ſelbſt erſchien ſich oft als ein ſolches; deshalb ſtaunte ſie gar nicht mehr, wenn ihr irgend etwas Seltſames begegnete. Sie lebte wie in einem ſchönen Traume, und hütete ſich wohl, an demſelben zu rühren, weil ſie ſich in der That noch nirgends ſo glücklich gefühlt hatte.

Eines Morgens, als ſie heiter wie gewöhnlich in den Garten hinabeilen wollte, trat ihr der Schloßherr mit einem gar betrübten Geſicht aus einem ſeiner Gemächer entgegen.—Ich muß Euch auf mehrere Tage verlaſſen! begann er traurig: innere Unruhen, ſo in meinem Reiche entſtanden

ſind, berufen mich aufs ſchleunigſte in einen entfernten Theil meines Gebietes. Ich würde troſtlos ſein, dürfte ich Euerm Herzen nicht vertrauen; aber Ihr werdet mich nicht täuſchen, und keinen Schritt wagen, der Euch, wie mich, zugleich ins Unglück ziehen müßte. Iſolde, fügte er noch weicher hinzu: morgen trifft der Namenstag des heiligen Hubertus! Ihr verſpracht mir bis dahin Eure Entſcheidung! Wolltet Ihr mich hinausziehen laſſen, ohne mir einen Troſt mitzugeben, deſſen ich ſo ſehr in der Ferne bedarf?—Iſolde erſchrack; ſie hatte im Rauſch des Genuſſes faſt gänzlich vergeſſen, daß die Friſt nun vorüber ſei, die ſie ſich von dem Fürſten erbeten hatte. Zugleich fiel es ihr gleich einer Laſt auf das Herz, daß Ulrich ihr Vertrauen getäuſcht, und ſie dennoch verlaſſen habe, ſo zuverſichtlich ſie auf ſeine Treue gerechnet, und ihre Rettung von ihm erwartet hatte. Allmählig ging ihr Schmerz in Unwillen, ihr Unwillen in das peinliche Gefühl beleidigten Stolzes, gekränkter Liebe über, ſie zerdrückte ihre Thränen, und ſprach, ſich mit Würde und Ernſt erhebend: Wohl iſt es an der Zeit, daß ich Euch den Zoll des Dankes abtrage, den Eure Sorgfalt, Eure Huld für mich ſo vielfältig verdiente. Empfanget denn ſchon heute mein Ver-

ſprechen, ſobald Ihr zurückkehret, die Eure zu ſein! Bringet dieſen meinen Entſchluß meinem Vater; er wird ihm und meiner Schweſter willkommen ſein; und laßt mich hoffen, das ich mit demſelben beider Glück mit dem Euern zugleich begründen werde. Als ſie dieſe Worte geſprochen, überfiel ſie eine ſo gewaltige Angſt, als habe ſie irgend eine geheime Schuld auf ſich geladen. Gern hätte ſie ihren Entſchluß noch einmal zurückgenommen; aber der Schloßherr hatte, die günſtige Stunde benutzend, bereits einen goldnen Reif an einen ihrer Finger geſchoben, und begann folgendermaßen: So Ihr Euch nun frei und ungezwungen für meine Verlobte erklärt habt, werdet ihr auch das bindende Zeichen der Treue, dieſen Ring, nicht verſchmähen. Vergeßt nicht, daß Ihr fortan mir und keinem andern gehört; was mir als Eigenthum zuerkannt, das weiß ich zu halten, welche Liſt man auch gebrauche, mir ſolches zu entziehen. Gedenkt daran, ſchöne Iſolde, und erinnert Euch jederzeit an das mir gegebene Verſprechen! Groß und unendlich iſt meine Liebe zu Euch; aber eben ſo mächtig würde mein Haß ſein, wagtet Ihr je dieſe Liebe mit Hohn und Undank zu lohnen. Nichts iſt auf Erden, was ſich mit meiner Leidenſchaft zu Euch zu meſſen vermag, denn meine Rache al-

lein. Hütet Euch, dieſelbe zu wecken! Weder Eure Schönheit, noch meine Liebe vermöchte das wilde Element zu verſöhnen, wenn es, von Euerm Wankelmuth heraufbeſchworen, in dieſem Buſen erwachte! — Zitternd wiederholte Iſolde das Gelübde der Treue. Stürmiſch preßte ſie der Beglückte ans Herz, und begab ſich dann, gewaltſam losreißend von der lieblichen Braut, zu ſeinem Treſſe hinab, um mit dieſem dem bedrängten Lande zu Hülfe zu eilen.

Iſolde ſtand auf dem Söller, als die Zugbrücke donnernd herniederraſſelte. Sie ſah ſich nunmehr von den letzten ihr befreundeten Weſen getrennt, und blickte nicht ohne Bangigkeit den Davoneilenden nach, die bald in der Krümmung der Straßen verſchwanden.

Als ſie durch die langen Gänge des Schloſſes dahinſchritt, erfüllte ſie das tiefe Schweigen umher mit geheimem Grauſen. Der Wiederhall ihrer Schritte war die einzige Stimme in dieſem weiten einſamen Raume, und ſie mußte vermuthen, das der Fürſt alle ſeine Dienerſchaft mit ſich genommen habe. — Als ſie in ihrem Gemach angelangt war, kam eine noch tiefere Bangigkeit über ſie; ſie beſchloß, ihre Lehrerin herbei zu rufen, und ſich durch Muſik die einſamen Stunden zu ver-

kürzen. Auf ihren Wink erſchien dieſe ſogleich. Neue, bezaubernde Melodien zogen, von ihr erweckt, an Iſoldens Seele vorüber. Aber ſo begeiſtert ſie auch von Freude und Entzücken erzählten, ſo innig ſie zum Genuſſe des Lebens aufzufordern ſchienen, ſie vermochten heut nicht die Wehmuth zu verſcheuchen, die von Iſoldens Gemüth Beſitz genommen hatte. Sie verſuchte zu verſchiedenen Malen die Lieder nachzuſpielen, um ſich dadurch zu zerſtreuen; aber ihr Geſang trug ſo ganz das Gepräge ihres Innern, daß ſie vor den ſchwermüthigen Klängen erſchrack, die jene Melodien durchzogen, und die Leier betrübt niederlegte.

Sie entließ ihre Lehrerin und eilte in den Garten hinab. Hier, ſprach ſie zu ſich, wird es anders werden! Aber auch die holden Kinder der Flora, die ſonſt Freude und Heiterkeit in ihre Seele gelächelt, ſahen ſie heut mit Augen an, aus denen ein geheimer Vorwurf ſprach; alles ſchien ſie an eine Schuld zu mahnen, die mit jedem Augenblicke ſchwerer und drückender auf ihrer Seele laſtete. Sie eilte nun auch von den Blumenbeeten hinweg und floh in den dickſten Hain, um in den düſtern Schatten deſſelben harmoniſchen Einklang für ihre Gefühle zu finden. Lange war ſie in denſelben umher geirrt, als ſie ſich vor einer Zele-

mauer befand, zu deren Höhe kaum die höchsten Gipfel der Tannen emporreichten. Sie bemerkte nun, daß diese den Garten ringsum begränzte, und daß das Gefühl der Freiheit, welches sie bisher, so oft sie in dem reizenden Garten lustwandelte, beseeligt hatte, nur eine schöne Täuschung gewesen war. Aufs neue betrübt durch diese Entdeckung, sank sie, ermüdet von rastlosem Umherschweifen, unter eine der alten Eichen nieder. Sie lehnte ihr Haupt an den uralten Stamm, und schloß die Augen, während der West leise kosend durch ihre Locken strich, und das Laub der Eiche bewegte. Ein leises Flüstern zog durch dasselbe; Isolden war, als sei sie wieder in dem Walde, der ihre Heimath begränzte. Sie glaubte in dem Säuseln des Laubes Ulrichs Stimme zu vernehmen, wie er damals so innig und traut zu ihr gesprochen, und die Vergangenheit mit allen ihren lieblichen Träumen tauchte wieder lebendig vor ihren Blicken empor. So überredend und doch so treulos! — seufzte sie, und trocknete mit ihren goldnen Locken die hervorquellenden Thränen. Da war es, als höre sie ihren Namen rufen. Es klang, als käme der Laut aus dem Gipfel der Eiche. Erschrocken fuhr sie empor. Isolde! — erklang es von neuem.

Das ist Ulrichs Stimme! rief sie, und drei-

tete ihre Arme unwillkürlich der Höhe zu, von wannen sie kam. Da gewahrte sie hoch auf der Mauer eine schlanke Jünglingsgestalt, und der Ruf des Geliebten berührte aufs neue ihr Ohr. Er war es. Mit lautem Schrei sank, von dem Wahnsinn des Entzückens erfaßt, die Ueberraschte fast leblos zu Boden. Als sie erwachte, fiel ihr erster Blick auf den getreuen Ullrich, der, zu ihr herabgebeugt, bemüht war, sie mit zärtlichen Worten ins Leben zurückzurufen. Erst schien sie an seiner Erscheinung zu zweifeln, sie betrachtete ihn staunend, während sein Auge mit treuer Besorgniß auf ihr ruhte. Plötzlich wandte sie ihr Antlitz von ihm ab, ein schmerzlicher Seufzer entglitt ihren Lippen. Zu spät! — rief sie unter strömenden Thränen: einen Tag früher, — und keine Macht der Erde hätte mich von Deinem Herzen zu trennen vermocht! Fliehe, verlasse die Unglückliche, die ihre Bande nicht mehr zu lösen vermag! Fliehe, Geliebter! bevor Dich der Zorn meines Gebieters ereilt! —

Ullrich vernahm die Worte Isoldens ohne besonderes Erstaunen. Er schien auf das, was er hörte, bereits vorbereitet zu sein, und erzählte der Zagenden, wie er im Hause ihres Vaters wohl vernommen, daß ein mächtiger Fürst sie in

seinem Gewahrsam halte, und in wenigen Tagen sein Hochzeitsfest mit ihr zu feiern gedenke. Er sei deßhalb auch von den Ihren mit schnöden Worten zurückgewiesen worden, ja man habe sich sogar geweigert, ihm nähere Kunde über den Fürsten und seine Residenz zu geben. Zufällig habe er aber durch eine ihrer Gespielinnen manchen Wink erhalten, der ihm wenigstens die Gegend angedeutet, worauf er in Gottes Namen seinen Weg angetreten habe, um, bevor es zu spät sei, sich von ihrem Schicksal und ihren wahren Gesinnungen zu überzeugen. Er erzählte ferner von den mancherlei Gefahren, die er zu überwinden gehabt, bevor er zum Ziel gelangt und schloß mit den Worten: Und soll ich diesen mühseligen Weg nur darum zurückgelegt haben, um die, die mir Treue gelobt, in den Armen eines Andern zu sehen? Kannst Du, o Isolde, mich ziehen lassen, ohne mit mir zugleich dieses Gebiet zu verlassen, wo Dich, trotz aller Herrlichkeit, der Gedanke an mein Unglück verfolgen muß? — Du schweigst? Du wendest Dich ab? — Wohlan besteige Deinen Thron, umschlinge Dein Haupt mit der fürstlichen Krone; ich gehe und grabe mir in diesen Felsen mein Grab; dort werde ich vergessen, wie treulos Isolde mein Herz betrübte! — Da erhob sich

die Jungfrau, und ihre Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, ihre Blicke ſtrahlten Begeiſterung. — Nein! rief ſie entſchloſſen: es war ein Blendwerk der Hölle, was in jener unſeligen Stunde mein Herz bethört, daß ich deiner vergaß! Hinweg mit jenem Gelübde! hinweg mit jener Verpflichtung, die mich an ein Weſen kettet, deſſen Gewalt mich mit heimlichem Grauen erfüllet! Nimm ſie wieder auf in deine Arme, die Bethörte, die einſt an deiner Treue gezweifelt, und verzeihe ihr, was ſie in ihrem Irrthum verbrach. Mit dieſen Worten ſank ſie, einen Strom heißer Reuethränen vergießend, an Ulrichs Bruſt. Kein Laut, keine Frage. Stumm preßte der Beglückte die Wiedergewonnene ans Herz; ſein Blick lächelte Verzeihung; jedes Leid, jede Gefahr war vergeſſen. Vereint zu leben, oder zu ſterben, das war der Wunſch, der in beider Thränen zitterte, das ſtumme Geheimniß beider Seelen.

Je länger Iſolde in das Geſicht ihres Freundes ſchaute, je deutlicher ward es ihr, daß ſie bis jetzt, von einem berauſchenden Traume eingewiegt, ſich ſelbſt und allen Forderungen ihres Herzens vergeſſen hatte. Wie konnte ſie hoffen, ohne ihn leben zu können? wie ſich und andern ein Glück verſprechen, wo ſie ihn nicht ſah, ſeine

Stimme nicht hörte? „Laß uns fliehen, Geliebter, bat sie dringend: fliehen, ehe mein Gebieter zurückkommt. Trage mich über die Felsmauer, trage mich hinaus, und wäre es in eine Wüste! Ich folge dir, wohin du mich geleiten willst, denn mein Leben gehört dir allein!

Mein! jubelte Ulrich, und die liebliche Last auf seinen Arm ladend, wollte er ohne Zögern den Rückweg antreten, als er mit Schrecken bemerkte, daß die Riesenmauer, von der er vorhin im Wahnsinn der Freude herabgesprungen, ihn wohl herein, aber kein menschliches Wesen hinauslassen konnte, weil ihre steile Höhe auf keine Weise zu erklimmen war. Stundenlang irrten die Unglücklichen an der schroffen Mauer umher, um einen Ausgang zu entdecken; aber nirgends war ein solcher zu finden, und beide überzeugten sich bald von der gänzlichen Unmöglichkeit, aus dem Gebiete des Schloßherrn zu entfliehen.

Für immer vereint, es sei im Leben oder im Tode! wiederholte Ulrich, die muthlose Jungfrau mit ernsten Trostworten aufrichtend. Das Schicksal selbst hat mich, trotz diesem Felsenlabyrinth, zu dir geführt; laß uns die Schranken, die wir nicht übersteigen können, über diesem Gedanken vergessen! Vermag nicht die Liebe selbst die Ein-

öde eines Kerkers zu verſchönen? Wie ſollte es uns hier an Freuden fehlen, wo uns die reichſte Natur in vollem Glanze umblüht? — Und er zog die Zagende an ſein Herz und beide gelobten ſich Treue bis zum Tode. Feierlich ſäuſelten die uralten Baumgipfel in ihren Schwur, als wollten ſie Zeugen deſſelben ſein, und durch die Blumen und Blüthen ging ein Flüſtern, als theilten ſie gleiches Gefühl.

Verborgen und unbelauſcht blühten ihre Freuden im Schutze der reizenden Einſamkeit von Tage zu Tage immer lieblicher auf. Nie hatten die Blumen entzückendere Düfte gehaucht, nie hatten die Sänger des Hains wonniger geſungen als jetzt, wo Iſolde an der Hand ihres Geliebten die blühenden Gärten durchwandelte. Selig, wie Kinder, die dem Genuß der Gegenwart leben, ohne des morgenden Tages zu denken, empfingen ſie die Gaben des Augenblicks, ſich an dem Becher des Glücks berauſchend, und kaum der Zukunft gedenkend, die drohend wie Gewitternacht an ihrem Himmel heraufzog.

Da ſchreckte eines Tages das Bellen eines Jägerhorns die Beglückten aus ihren Träumen empor. Iſolde kannte dieſen Ruf; mit ihm pflegte der Fürſt ſein Gefolge zu verſammeln. Früher,

als sie vermuthete, war er zurückgekehrt. Schreck und Angst machte ihr Blut erstarren; sie stand einen Augenblick regungslos; dann sprach sie, zu Ulrich gewandt: Hast du mich je geliebt, o mein Freund, so thue, um was ich dich bitte! Dort in der Dicke des Hains ist eine Höhle gelegen; verbirg dich, bis der Augenblick gekommen, wo du vor dem Schloßherrn erscheinen darfst. Ich gehe, um seine Stimmung zu erforschen, und ist diese günstig, für uns um Gnade zu flehen. Vergiebt er, so eile ich, dich ihm entgegen zu führen; doch droht uns sein Zorn, so bin ich mit dir zu sterben bereit. Jetzt, o Geliebter, zum Hain! Bald, bald kehrt deine treue Isolde zu dir zurück! —

Ulrich versuchte mit Gegenvorstellungen aller Art ihre Bitte zu bekämpfen. Er wollte sie zu dem Fürsten begleiten, mit ihr gemeinsam um seine Verzeihung flehen, aber Isolde beschwor ihn, nur diesmal ihr Gehorsam zu leisten, bis er seufzend gehorchte und sich zur Höhle begab.

Als Isolde die Marmortreppe zum Schlosse emporstieg, kam ihr der Fürst bereits entgegen. Er war in glänzender Jägertracht, welche seine Gestalt wunderbar erhob, und ihm ein so stolzes, gebieterisches Ansehen gab, daß Isolde fast demüthig zur Erde blickte. Glühen doch Eure Wan-

gen wie die Hageröslein! lachte ihr der Fürst mit einem Tone entgegen, der ihre Pulse stocken machte. Erschrocken und verwirrt schlug sie aufs neue das schuldige Auge zur Erde. Folgt mir zum Schloß, schöne Isolde! fuhr der Fürst gebieterisch fort: ob es gleich an Euch gewesen wäre, den Zurückkehrenden ein Fest zu bereiten, so hab ich Euch diesmal den Rang streitig gemacht, und bin Euch zuvorgekommen. Eilet und bewirthet meine Gäste! Es sind Schützen, die ich zur Jagd geladen. Ein seltenes Wild hat sich in meinem Bezirk gestellt; wir wollen es heut mit aller Bequemlichkeit erlegen, und auch Ihr könnet Theil nehmen, da Ihr eine so tapfere Jägerin seid.

Mit diesen Worten führte er Isolden in den Saal. Wirres Stimmengetön, unterbrochen von dem gellenden Schall einzelner Waldhörner, hallte ihr auf demselben entgegen.

Sie verneigte sich gegen den versammelten Troß, doch schien dieser sie kaum zu bemerken. Auch Isolde vermochte, trotz aller Anstrengung, nicht deutlich die Gestalten der Anwesenden von einander zu unterscheiden. Alles schien, wie von dicken Nebeln umflort, sich in seltsamen Formen vor ihren Blicken zu bewegen; sie schob dies aber auf ihre Gemüthsstimmung, und folgte ohne Wi-

derſtreben dem Fürſten zur Tafel. Kredenzt! rief dieſer, den gefüllten Becher, ſo ſie eingeſchenkt, ihr darreichend. Kredenzt! rief ein Gaſt nach dem andern, deſſen Becher ſie auf des Fürſten Wink füllte. In ſtummem Gehorſam führte die Zitternde eines der Gläſer um das andere an ihre Lippen. So wenig ſie auch ſchlürfte von dem funkelnden Weine, ſo fühlte ſie doch bald ſein Feuer durch ihre Adern glühen. Schon erhob ſich muthiger ihr Haupt, ſchon ſchlug ihr Herz in freieren Schlägen, bald war ſie im Stande, in das muntere Jagdlied einzuſtimmen, das von den Lippen der wilden Jäger tönte. Luſtig, mein Liebchen! rief der Fürſt, ihr aufs neue den ſchäumenden Pokal reichend. — Was wir lieben! halloh! rief der lärmende Troß. Klirrend flogen die Gläſer zuſammen. Iſolde hatte, ohne zu wiſſen, wie ſolches geſchehen, den Pokal geleert. — Neues, glühendes Leben rollte durch ihre Adern; ihre Flammenblicke ſchweiften, wie ſuchend umher, bis ſie einem Pagen begegnete, der mit einem zierlichen Jagdkleid, Köcher und Bogen hinter ihrem Stuhle ſtand. —

Jetzt zur Jagd! rief der Schloßherr, das Signal zum Aufbruch gebend. Iſolde eilte, ſich gleich den übrigen zu rüſten. Die alte Jagdluſt

war in ihrer Seele erwacht, doch regte ſie ſich heut mit einer Begier, wie ſie ſolche noch nie gekannt und empfunden hatte. Den ſchlanken Leib in ein glänzendes Jagdkleid gehüllt, Pfeil und Bogen in der Rechten, kehrte ſie jetzt zu dem Kreis der Jäger zurück. So recht, ſchöne Braut! rief ihr der Fürſt entgegen. Seid Ihr dem Waidwerk nur hold, ſo ſoll es Euch heut nicht an Freude fehlen! Wir hetzen das ſeltenſte Wild, das ſich je in unſre Klüfte verirrte, und könnt Ihr's erlegen, ſo ſoll dies Euer Meiſterſchuß heißen! Trarah! tönte ſein Horn in aufforderndem Laut. In wildem Lärmen ſtürzten die Jäger aus dem Saal, ihre Roſſe zu beſteigen, und auch Iſolde ſchwang ſich auf ihren Zelter, die Wange von muthiger Freude geröthet. Pfeilſchnell flog die Jagd durch die weiten Gänge des Gartens und durch den ſchattigen Hain, ein weißes Reh verfolgend, das in flüchtigem Lauf über Buſch und Hecken ſetzte. Trarah! tönte das Hifthorn des Fürſten, und mit wildem Geheul ſtürzten Jäger und Rüden dem Führer nach. Immer lauter wurde der Jagdlärm, es war als verdopple ſich der Troß mit jeder Minute; Iſolde ſtürmte allen voran. Wie von Windflügeln getragen flog das Roß mit ihr über Klippen und Dorn. Das weiße

Rehlein im Auge, verfolgte ſie ihre Bahn, ohne einen Blick auf die Zurückbleibenden zu werfen, und ſo kam es, daß ſie ſich plötzlich in einer Wildniß befand, welche ihre Augen noch nie entdeckt hatten. Verwundert blickte ſie umher, da gewahrte ſie auf einer Klippe das ſchlanke Reh, das wie bittend zu ihr herniederſchaute. Raſch ſprang ſie vom Pferde, und verfolgte es zu Fuß durch die Felſen. Schon hatte einer ihrer Pfeile daſſelbe getroffen; blutige Spuren bezeichneten den Weg, den es mühſam über die Felsblöcke nahm, ſie ſah es, und dennoch trieb das wilde Vergnügen ſie weiter und weiter. Noch ein Pfeil, und das todtmüde Reh taumelte von jäher Felsſpitze herab zu den Füßen Iſoldens. Sterbend, röchelnd, im Blute gebadet, lag es zu ihren Füßen. Mit matten Augen ſchien es noch einmal ſeine Mörderin zu ſuchen; da traf ſie ſein Blick, und wie von einem plötzlichen Entſetzen, von einem unſäglichen Schmerze getroffen, ſtürzte Iſolde über ihre Beute nieder. — Da erſcholl ein hölliſches Gelächter ringsum aus den Klüften und Felſen. Erkennſt du deinen Buhlen nicht mehr? tönte es zu ihrem Ohr; Du ſelbſt haſt ihn für ſeinen Frevel geſtraft, und es iſt Ulrichs Blut, das Dich umrieſelt. Nun aber empfange auch Deinen Lohn,

treulose Schöne! Den gewaltigen Herrscher der Berge hast du mit Undank gehöhnt; er giebt dir den Hohn zurück, indem er deiner Ohnmacht seine unbesiegbare Gewalt entgegenstellt!

Also klangen die Worte des zornigen Berggeistes. In riesenhafter Gestalt schaute er von der höchsten Felsspitze zu der Ungetreuen hinab, und streckte dann seinen mächtigen Scepter über die Tiefe aus. Alsobald zog ein Sausen und Dröhnen durch den Wald. Seine Aeste brachen, sein Laub wurde vom Sturme entführt, in wenigen Minuten war der Zauber vollbracht, und die kräftigen Stämme standen in graue Steinsäulen verwandelt, so wie sie zuerst aus der Erde gestiegen, bevor sie der Berggeist mit dem Gewande des Lebens bekleidet. Dasselbe geschah mit der Stadt und allen ihren Gebäuden. Der blanke Firniß fiel mit den köstlichen Zierrathen zugleich von den Steinwänden ab: sie standen in wenig Augenblicken als kahle, schroffe Felsenbilder da, so wie sie die Natur erzeugt hatte. Gern hätte der Berggeist auch diese zerstört, da sie auch in dieser Gestalt noch der Stadt glichen, die er aus thörichter Leidenschaft zu einer Sterblichen erbaute; aber die Natur nahm nicht mehr zurück, was sie mit allem Aufwand ihrer Kräfte hervorgebracht

hatte, und der zürnende Berggeist sah sich an der Grenze seiner Gewalt. Einen zuckenden Wetterstrahl dem Traumbild seines Glücks nachsendend, stieg er, dem treulosen Menschengeschlecht sich auf immer zu entziehen, zu den Tiefen der Unterwelt hinab. Heftige Donnerschläge begleiteten sein Scheiden, und die Blitze seines Zornes beleuchteten mit grellem Licht das weite Reich der Zerstörung umher. Isolde fuhr, von ihnen erweckt, aus dem Gefühl ihrer Vernichtung empor. Ihr erster Blick fiel auf Ulrichs Gestalt, der blutbenetzt zu ihren Füßen lag. In matten Athemzügen hob sich die Brust, an der sie noch vor wenig Stunden in seliger Wonne geruht; ein Strom von Blut röthete sein goldenes Lockenhaar, während sein sterbender Blick noch einmal den ihrigen suchte. — Da stürzte die Unglückliche in namenlosem Schmerz über den Geliebten, und flehte zu den zuckenden Blitzen empor, ihr Dasein zu vernichten. Wild zerraufte sie ihr Haar und ihre schimmernde Kleidung, bis der Schleier der Ohnmacht ihre Blicke verdunkelte. Als sie wieder erwachte, gewahrte sie mit Staunen die entsetzliche Verwandlung. Der liebliche, grüne Wald war zu steinernen Obelisken erstarrt, und auch der Boden, auf dem die süßesten Blumen gesproßt,

ſchien, aller ſeiner Zierden beraubt, in ein weites Sandmeer verwandelt zu ſein. Alles glich einer großen, unendlichen Einöde, in der kein Hauch des Lebens, keine Stimme, kein Flüſtern ſich regte. Grauen und Entſetzen überkam Iſoldens Gemüth. Als wollte ſie den Geliebten noch im Tode dem Anblick dieſer Verwüſtung entziehen, raffte ſie ſeinen Leichnam auf, und trug ihn in eine geräumige Felshöhle, vor welcher ſie ſitzen blieb, bis 3 Tage und 3 Nächte verfloſſen waren, binnen welcher Zeit ſie den Tod erwartete. — Aber der Erſehnte blieb fern. Da raffte ſie ſich empor und baute dem Geliebten ein Grab. Sie bedeckte ſeinen Leichnam mit Erde, und trug vor die Höhle zwei Steine, ſo die Geſtalt einer Urne bildeten. Hierauf nahm ſie Abſchied von dem theuern Ort, und irrte, traurige Lieder ſingend, in den Felſen umher, die Stellen aufſuchend, die von dem Blute des Geliebten geweiht waren. — Hier weilte ſie, bemüht, mit ihren Thränen die Erinnerung ihrer Grauſamkeit mit dieſen Spuren zugleich zu vertilgen. Klagend zog ſie von Klippe zu Klippe, zur ewigen Trauer verdammt und zur ewigen Reue. Von Felſen umringt, von den Reichen des Lebens geſchieden, vernahm kein menſchliches Ohr ihr Stöhnen, ihre Klagen.

Aber die todte Natur gewann endlich Gefühl für ihren Schmerz; aus dem unwirthbaren Boden stiegen, auf den Stellen, die Allrichs Blut und Isoldens Thränen genetzt, die ersten lebendigen Halme, das zarte Moos, das den Namen Sonnenthau trägt. Helle Tropfen zittern auf seinem Grün, und verkünden noch bis jetzt seine Entstehung und Isoldens Schuld. Aber auch der Felsen Busen belebte sich; nicht lange, so tönte aus demselben Isoldens Klage zurück. Zart und innig klang die Stimme des lieblichen Echos. Es war, als wolle die Natur nun selbst das Amt der Lehrerin im Schlosse des Berggeistes übernehmen, und die arme betrübte Seele zur Ruhe wiegen, wie jene es sonst gethan.

Ein Jäger, der sich zuerst in diese Einöde verirrte, brachte die Kunde von der gewaltigen Felsenstadt weit umher, und jeder, der solches vernahm, beschloß, das seltne Wunder zu schauen.

Der Bürgermeister aber, der zum bestimmten Tage, dem Gebote des Fürsten zufolge, mit seiner Tochter Irmgard aufgebrochen war, um der feierlichen Vermählung Isoldens beizuwohnen, und zugleich seine Würde zu übernehmen, soll, wie die Sage erzählt, beim Anblick der ungeheuern Verwandlung, welche die schimmernden Paläste,

Tempel, Thürme und Thore in kahle Felsblöcke und riesige Steinobelisken verkehrt, dermaßen betroffen worden sein, daß er sammt seiner hochmüthigen Tochter vor gewaltigem Schreck zu Steine erstarrte, welches Wunder man noch bis jetzt vor den Thoren der Felsstadt erblicken kann, wenn man mit Aufmerksamkeit die mannichfaltigen Steingruppen beschaut.

Was aber die schöne Isolde betrifft, so soll sie bis jetzt allnächtlich in den Steinen umherirren. Jeder Morgen zeigt ihren Thränenthau auf dem Moose, so die Sage nach ihrem Namen genannt; hin und wieder will auch ein einsamer Waller ihre zarte Gestalt erblickt haben, dort, wo der Silberquell rieselt, oder da, wo sie dem Geliebten die einsame Urne errichtet hat. — Einem aber ist sie erschienen, dort, wo der Wasserfall vor der dunkeln Felsenhöhle niederbrauf't. Die Sonne stand über der engen Felsspalte, und brach die duftigen Wassernebel in farbigen Regenbogen. Da wurden des Sängers Blicke aufgethan, und er sah die Jungfrau in all' ihrer himmlischen Schönheit, wie sie, dem seltnen Schauspiel lauschend, in der Höhle saß. Leise tönte ihr Lied; doch wie es auch von Klagen unterbrochen war, so vernahm der Lauschende doch daraus das Ge-

ſchick der Verbannten, und vermochte ſich ſeitdem die Stimme der Felſen zu erklären, wie alle die Wunder, die ihn bisher ſtumm und dunkel umringt.

Mit dieſen Worten ſchloß der Sänger ſeine Erzählung. Andächtig feierte um ihn der kleine Kreis. Da zog er noch einmal die Flöte hervor, die rührenden Echoſtimmen erweckend. — Es war, als hätten dieſe Töne ſeit jener Sage an Bedeutſamkeit gewonnen. Der Gedanke, daß der Schmerz einer Menſchenbruſt die Natur zum Einklang bewegt, übte eine beſondere Gewalt auf alle Gemüther. Freundlich dankend reichten die Damen dem Erzähler die Hand, während die Herren dem Urſprung dieſer Sage nachzuforſchen verſuchten.

Schmetterling und Sage ſcheuen
Die Berührung ſtrenger Hand.
Wollten flüchtig nur erfreuen,
Holden Schimmer niederſtreuen,
Gaukelnd zieh'n von Land zu Land!

Alſo ſchloß der Sänger, ſeiner Laute einige helle Accorde entlockend, grüßte noch einmal die Anweſenden freundlich, und begab ſich dann mit flüchtigen Schritten von dannen.